This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

600043667W

~~I 50 00 21~~
R 42561

2645 e. 961

DR. JÜNEMANN
KGL. GYMNASIAL-OBERLEHRER

Immanuel Kant's

Anthropologie

in

pragmatiſcher Hinſicht.

Vierte Original-Ausgabe

mit einem Vorwort

von

J. F. Herbart.

Leipzig,
Verlag von Immanuel Müller.

1833.

BODLEIAN
5 SEP 1950
LIBRARY

Vorwort zur gegenwärtigen Auflage.

Nicht bloß aus neuern Forschungen, sondern auch aus Kants eigenen Werken könnte man für das vorliegende Buch eine Menge von Zusätzen entlehnen, um es theils zu vervollständigen, theils tiefer zu begründen. Allein das würde zweckwidrig seyn. Kants Anthropologie sollte nach seiner eignen Aeußerung eine populäre Schrift seyn; als solche hat sie seit mehr als dreißig Jahren einen weiten Kreis von Lesern gefunden; und sie kann auch jetzt noch sehr Vielen nützlich werden; theils als Vorbereitung zu Kants streng wissenschaftlichen Werken, theils zur Einleitung in Physiologie und Psychologie insofern, als diese beiden Disciplinen einander in der Menschenkunde begegnen.

Unvermeidlich jedoch wird eine Schrift, die noch aus dem vorigen Jahrhundert stammt, es manchen Leser empfinden lassen, der Verfasser möchte wohl heutiges Tages Einiges anders geformt haben. Dies

vorausſehend wünſchte der Herr Verleger von mir eine neue Einleitung. Darin ſollte von Fichtes, Schellings, Hegels Unterſuchungen, und von den meinigen etwas geſagt werden. Kürze wurde verlangt; noch kürzer werde ich mich faſſen; bloß andeutend, was etwa zu ſagen wäre.

Menſchenkunde braucht Jeder, der unter Menſchen leben will; und was von ihr unter dem Namen der Anthropologie gelehrt und gelernt wird, iſt ſchon durch die Sorge: ut sit mens sana in corpore sano, hinreichend empfohlen. Aber ſie kann auch überſchätzt werden. Das geſchieht von Denen, welche von dem Menſchen ſo reden, als wäre in ihm der Begriff der Verbindung des leiblichen mit dem geiſtigen Leben in vollſtändiger Erfahrung dargeſtellt und gegeben. Solche müſſen erinnert werden, daß auf andern Weltkörpern, unter andern Bedingungen der Gravitation, Wärme, Feuchtigkeit, Atmoſphäre, ein ganz andrer organiſcher Bau die nothwendige Folge iſt; daher, je höher ſie die Abhängigkeit des geiſtigen Lebens vom leiblichen anſchlagen, ſie um deſto mehr ſich bewogen finden könnten, ihre Erfahrungskenntniß derſelben als in ſehr enge, und dem allgemeinen Begriffe hievon ſehr zufällige Grenzen eingeſchloſſen zu betrachten.

Manches von dem, was als neuere Forschung über Kant hinausstrebt, wäre vielleicht schon hiemit zurechtgewiesen. Sucht man aber jenseit der Erfahrung, in allgemeinen Begriffen, die cognitio unionis, quam mens cum tota natura habet, so muß man sein Studium bei Spinoza anfangen. Unzählige haben spinozistischen Vorstellungsarten eifrig nachgehangen, ohne deren wissenschaftlichen Zusammenhang auch nur historisch zu kennen. Wir wollen hier wenigstens die Nachricht mittheilen, daß Spinoza, ungeachtet seines der Kantischen Lehre gerade entgegenstehenden Dogmatismus, doch zuweilen sich zum Geständnisse des Nicht-Wissens bequemte; auch in solchen Dingen, die er nothwendig wissen mußte, wenn sein System Haltung haben sollte. So spricht er in den cogitatis metaphysicis (P. I, cap. 3): quomodo humana voluntas a Deo singulis momentis procreetur tali modo, ut libera maneat, id ignoramus; multa enim sunt, quae nostrum captum excedunt, et tamen a Deo scimus facta esse, uti ex. gr. est materiae realis divisio in indefinitas particulas satis evidenter a nobis demonstrata, quamvis ignoremus, quomodo divisio illa fiat. Wer etwa glaubt, Spinoza habe an dieser Stelle

nur nicht ſagen wollen, was er wußte: der ſuche die Lehre von der Materie auf im Hauptwerke, nämlich in der Ethik (Pars II. prop. 13, seqq.). Zu vergleichen iſt der Satz: ostendimus in materia nihil praeter mechanicas texturas et operationes dari; (cogit. metaph. P. II. cap. 6.) desgleichen die Briefe an Oldenburg über eine damals neue chemiſche Zerlegung. Man leſe und prüfe, anſtatt zu ſtaunen!

Auf den Spinozismus, welcher neben der Kantiſchen Lehre, und von ihr unabhängig ſich erneuerte, muß zwar das Meiſte von dem, was ihr entgegengetreten iſt, zurück geführt werden; jedoch nicht Alles; denn Manches iſt aus ihr ſelbſt hervorgegangen. Dahin gehört vor allem der Idealismus, welcher ſich in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr mit dem Spinozismus verſchmolzen hat. Wer nun in dieſer Art die Abweichung von Kant in neuern Vorſtellungsarten bemerkt, der wird auch hier Urſache finden, zur Quelle zurück zu gehn; alſo zu Fichtes Schriften, nämlich zu den älteren; der Wiſſenſchaftslehre, dem Naturrecht, der Sittenlehre, und einigen kleineren. Dort wird man einer theils geradezu behaupteten, theils angeſtrebten, abſoluten Selbſtſtändigkeit des Ich begegnen; welcher dasjenige nicht ganz fremd-

artig iſt, was Kant ſelbſt gleich im Anfange der Anthropologie vorträgt. Falls nun aus den Fichteſchen Lehren etwas offenbar Irriges hervorblickt: ſo entſteht allerdings für den Leſer die Frage, in wiefern Kant deshalb verantwortlich ſeyn möge? Wird dadurch der Prüfungsgeiſt geweckt: ſo iſt zugleich die Aufmerkſamkeit für das Folgende geſchärft, welches für eine philoſophiſche Schrift nur willkommen ſeyn kann. Trifft der angeregte Zweifel auch die weiterhin abgehandelten Seelenvermögen: ſo mag immerhin dem Leſer, welcher den Spinoza verglich, auch eine Erinnerung an den Satz zurückkehren: **facultates, ut intellectum, cupiditatem, etc. in numerum figmentorum, aut saltem illarum notionum reponi debere, quas homines ex eo, quod res abstracte concipiunt, formaverunt, quales sunt, humanitas, lapideitas, et id genus aliae.** (Volumen I, praefatio.)

Hier wäre Veranlaſſung, der mathematiſchen Pſychologie zu gedenken, allein davon ſoll jetzt die Rede nicht ſeyn. Nur ſoviel iſt in ihrem Namen zu ſagen, daß in einer populären Schrift, wie die vorliegende Kantiſche Anthropologie, durch die Anordnung der Gegenſtände nach dem angenommenen Unterſchiede der Seelenvermögen eine bequeme Ue-

bersicht gewonnen wird, welche noch immer zu solchem Gebrauche vorläufig kann als zweckmäßig gelten, wenn man gleich über den wahren Zusammenhang des geistigen Thuns und Leidens ganz anders denkt, als durch Annahme jener Vermögen sich begreiflich machen läßt.

Ueberhaupt dürfte es für solche Leser, deren Auffassung nicht bereits gestört ist durch fremdartige Ansichten, — die von der Einheit des Geistes mit der Natur, von absoluter Selbstständigkeit des Ich, von mathematischer Psychologie noch nichts vernommen haben, — wohl am rathsamsten seyn, fürs Erste in voller Unbefangenheit dem Kantischen Vortrage zu folgen, und dadurch allein ihr Nachdenken in Bewegung setzen zu lassen. Anders verhält sichs mit Denen, die schon höhere Aufschlüsse glauben irgend woher empfangen zu haben. Diese mögen ihrem Wissen, von welcher Art es auch sey, nicht gar zu vest vertrauen, wenn sie nicht mindestens auch die Quelle kennen, aus welcher die Grundbegriffe des angeblichen Wissens geflossen sind. Darum ist hier an Spinoza und Fichten erinnert worden. Daß Einiges auch auf Platon zurückzuführen wäre, läßt sich hier nicht erörtern. Zum Schlusse nur die

Bemerkung, daß Diejenigen, welche ſich an Schriften originaler Denker nicht wagen, ſondern in der Meinung, kürzer zum Ziel zu gelangen, lieber aus abgeleiteten Bächen ſchöpfen, gewöhnlich darüber mehr Zeit verlieren als gewinnen. Wie die leichtern Stellen eines Buches den ſchwierigen zur ſicherſten Erklärung dienen: ſo die leichtern Werke eines Schriftſtellers den ſchwerern zur paſſendſten Einleitung; und die gegenwärtige Anthropologie iſt gewiß leicht genug, um ſelbſt Anfängern, welche zu Kants Lehre einen bequemen Zugang wünſchen, eine wo nicht allein hinreichende, ſo doch ſehr bedeutende und willkommene Hülfe zu leiſten.

Königsberg, am 2. May 1833.

Herbart.

Vorrede.

Alle Fortschritte in der Kultur, wodurch der Mensch seine Schule macht, haben das Ziel, diese erworbenen Kenntnisse und Geschicklichkeiten zum Gebrauch für die Welt anzuwenden; aber der wichtigste Gegenstand in derselben, auf den er jene verwenden kann, ist der Mensch: weil er sein eigener letzter Zweck ist. — Ihn also, seiner Species nach, als mit Vernunft begabtes Erdwesen zu erkennen, verdient besonders Weltkenntniß genannt zu werden; ob er gleich nur einen Theil der Erdgeschöpfe ausmacht.

Eine Lehre von der Kenntniß des Menschen, systematisch abgefaßt (Anthropologie), kann es entweder in physiologischer oder in pragmatischer Hinsicht sein. — Die physiologische Menschenkenntniß geht auf die Erforschung dessen, was die Natur aus dem Menschen macht, die pragmatische auf das, was Er, als freihandelndes

Weſen, aus ſich ſelber macht, oder machen kann und ſoll. — Wer den Natururſachen nachgrübelt, worauf z. B. das Erinnerungsvermögen beruhen möge, kann über die im Gehirn zurückbleibenden Spuren von Eindrücken, welche die erlittenen Empfindungen hinterlaſſen, hin und her (nach dem Carteſius) vernünfteln; muß aber dabei geſtehen: daß er in dieſem Spiel ſeiner Vorſtellungen bloßer Zuſchauer ſei, und die Natur machen laſſen muß, indem er die Gehirnnerven und Faſern nicht kennt, noch ſich auf die Handhabung derſelben zu ſeiner Abſicht verſteht: mithin alles theoretiſche Vernünfteln hierüber reiner Verluſt iſt. — — Wenn er aber die Wahrnehmungen über das, was dem Gedächtniß hinderlich oder beförderlich befunden worden, dazu benutzt, um es zu erweitern oder gewandt zu machen, und hiezu die Kenntniß des Menſchen braucht, ſo würde dieſes einen Theil der Anthropologie in pragmatiſcher Abſicht ausmachen und das iſt eben die, mit welcher wir uns hier beſchäftigen.

Eine ſolche Anthropologie, als Weltkenntniß, welche auf die Schule folgen muß, betrachtet, wird eigentlich alsdann noch nicht pragmatiſch genannt, wenn ſie eine ausgebreitete Er-

Kenntniß der Sachen in der Welt, z. B. der Thiere, Pflanzen und Mineralien in verschiedenen Ländern und Klimaten, sondern wenn sie Erkenntniß des Menschen als Weltbürgers enthält. — Daher wird selbst die Kenntniß der Menschenrassen, als zum Spiel der Natur gehörender Producte, noch nicht zur pragmatischen, sondern nur zur theoretischen Weltkenntniß gezählt.

Noch sind die Ausdrücke: die Welt kennen und Welt haben in ihrer Bedeutung ziemlich weit auseinander; indem der Eine nur das Spiel versteht, dem er zugesehen hat, der Andere aber mitgespielt hat. — Die sogenannte große Welt aber, den Stand der Vornehmen, zu beurtheilen, befindet sich der Anthropolog in einem sehr ungünstigen Standpunkte; weil diese sich unter einander zu nahe, von Anderen aber zu weit befinden.

Zu den Mitteln der Erweiterung der Anthropologie im Umfange gehört das Reisen; sei es auch nur das Lesen der Reisebeschreibungen. Man muß aber doch vorher zu Hause, durch Umgang mit seinen Stadt- oder Landesgenossen*) sich Men-

*) Eine große Stadt, der Mittelpunkt eines Reichs, in welchem sich die Landeskollegia der Regierung

schenkenntniß erworben haben, wenn man wissen will, wornach man auswärts suchen solle, um sie im größeren Umfange zu erweitern. Ohne einen solchen Plan (der schon Menschenkenntniß voraussetzt) bleibt der Weltbürger in Ansehung seiner Anthropologie immer sehr eingeschränkt. Die Generalkenntniß geht hierin immer vor der Lokalkenntniß voraus; wenn jene durch Philosophie geordnet und geleitet werden soll: ohne welche alle erworbene Erkenntniß nichts als fragmentarisches Herumtappen und keine Wissenschaft abgeben kann.

* * *

Allen Versuchen aber, zu einer solchen Wissenschaft mit Gründlichkeit zu gelangen, stehen er-

---

desselben befinden, die eine Universität (zur Kultur der Wissenschaften) und dabei noch die Lage zum Seehandel hat, welche durch Flüsse aus dem Inneren des Landes sowohl, als auch mit angränzenden entlegenen Ländern von verschiedenen Sprachen und Sitten, einen Verkehr begünstigt, — eine solche Stadt, wie etwa Königsberg am Pregelflusse, kann schon für einen schicklichen Platz zu Erweiterung sowohl der Menschenkenntniß als auch der Weltkenntniß genommen werden; wo diese, auch ohne zu reisen, erworben werden kann.

hebliche, der menſchlichen Natur ſelber anhängende, Schwierigkeiten entgegen.

1. Der Menſch, der es bemerkt, daß man ihn beobachtet und zu erforſchen ſucht, wird entweder verlegen (genirt) erſcheinen und da *kann* er ſich nicht zeigen, wie er iſt; oder er *verſtellt* ſich, und da *will* er nicht gekannt ſein, wie er iſt.

2. Will er auch nur ſich ſelbſt erforſchen, ſo kommt er, vornehmlich was ſeinen Zuſtand im Affect betrifft, der alsdann gewöhnlich keine *Verſtellung* zuläßt, in eine kritiſche Lage: nämlich daß, wenn die Triebfedern in Action ſind, er ſich nicht beobachtet; und wenn er ſich beobachtet, die Triebfedern ruhen.

3. Ort und Zeitumſtände bewirken, wenn ſie anhaltend ſind, *Angewöhnungen*, die, wie man ſagt, eine andere Natur ſind und dem Menſchen das Urtheil über ſich ſelbſt erſchweren; wofür er ſich halten, vielmehr aber noch, was er aus dem Anderen, mit dem er im Verkehr iſt, ſich für einen Begriff machen ſoll; denn die Veränderung der Lage, worein der Menſch durch ſein Schickſal geſetzt iſt, oder in die er ſich auch, als Abenteurer, ſelbſt ſetzt, erſchweren es der Anthro-

pologie sehr, sie zum Rang einer förmlichen Wissenschaft zu erheben.

Endlich sind zwar eben nicht Quellen, aber doch Hülfsmittel zur Anthropologie: Weltgeschichte, Biographien, ja Schauspiele und Romane. Denn obzwar bei den letzteren eigentlich nicht Erfahrung und Wahrheit, sondern nur Erdichtung untergelegt wird, und Uebertreibung der Charaktere und Situationen, worein Menschen gesetzt werden, gleich als im Traumbilde aufzustellen, hier erlaubt ist, jene also nichts für die Menschenkenntniß zu lehren scheinen, so haben doch jene Charaktere, so wie sie etwa ein Richardson oder Molière entwarf, ihren Grundzügen nach aus der Beobachtung des wirklichen Thuns und Lassens der Menschen genommen werden müssen; weil sie zwar im Grade übertrieben, der Qualität nach aber doch mit der menschlichen Natur übereinstimmend sein müssen.

Eine systematisch entworfene und doch populär (durch Beziehung auf Beispiele, die sich dazu von jedem Leser auffinden lassen) in pragmatischer Hinsicht abgefaßte Anthropologie führt den Vortheil für das lesende Publikum bei sich: daß durch die Vollständigkeit der Titel, unter welche diese oder jene menschliche, ins Praktische einschlagende, beob-

achtete Eigenschaft gebracht werden kann, so viel Veranlassungen und Aufforderungen demselben hiemit gegeben werden, jede besondere zu einem eigenen Thema zu machen, um sie in das ihr zugehörende Fach zu stellen; wodurch die Arbeiten in derselben sich von selbst unter die Liebhaber dieses Studiums vertheilen und durch die Einheit des Plans nach gerade zu einem Ganzen vereinigt werden; wodurch dann der Wachsthum der gemeinnützigen Wissenschaft befördert und beschleunigt wird *).

*) In meinem anfänglich frei übernommenen, spärterhin mir als Lehramt aufgetragenen Geschäfte der reinen Philosophie habe ich einige dreißig Jahre hindurch zwei auf Weltkenntniß abzweckende Vorlesungen: nämlich (im Winter:) Anthropologie und im (Sommerhalbenjahre) physische Geographie gehalten; welchen, als populären Vorträgen beizuwohnen, auch andere Stände gerathen fanden; von deren ersterer dies das gegenwärtige Handbuch ist; von der zweiten aber ein solches, aus meiner zum Text gebrauchten, wohl keinem Anderen als mir leserlichen, Handschrift, zu liefern mir jetzt für mein Alter kaum noch möglich sein dürfte.

Inhalt.

Erſter Theil.

Anthropologiſche Didaktik.

Seite.

Erſtes Buch. Vom Erkenntnißvermögen.

Vom Bewußtſein ſeiner ſelbſt 3
Vom Egoism 5
Anmerk. Ueber die Förmlichkeit der egoiſtiſchen Sprache 8
Von dem willkührlichen Bewußtſein ſeiner Vorſtellungen 10
Von dem Beobachten ſeiner ſelbſt 11
Von den Vorſtellungen, die wir haben, ohne uns ihrer bewußt zu ſein 15
Von der Deutlichkeit und Undeutlichkeit im Bewußtſein ſeiner Vorſtellungen 20
Von der Sinnlichkeit im Gegenſatz mit dem Verſtande 24
Apologie der Sinnlichkeit 29
Rechtfertigung der Sinnlichkeit gegen die Erſte Anklage 30
Rechtfertigung der Sinnlichkeit gegen die Zweite Anklage 31
Rechtfertigung der Sinnlichkeit wider die Dritte Anklage 33
Vom Können in Anſehung des Erkenntnißvermögens überhaupt 34
Von dem künſtlichen Spiel mit dem Sinnenſchein . 38
Von dem erlaubten moraliſchen Schein 41
Von den fünf Sinnen 44
Vom Sinne der Betaſtung 46
Vom Gehör 47
Von dem Sinn des Sehens 48
Von den Sinnen des Geſchmacks und des Riechens 50

Seite

Allgemeine Anmerkung über die äußern Sinne . 51
Fragen 53
Vom innern Sinn 56
Von den Ursachen der Vermehrung oder Verminderung der Sinnenempfindungen dem Grade nach . . 58
a. Der Contrast 59
b. Die Neuigkeit 60
c. Der Wechsel 61
d. Die Steigerung bis zur Vollendung . . 62
Von der Hemmung, Schwächung und dem gänzlichen Verluft des Sinnenvermögens 64
Von der Einbildungskraft 67
Von dem sinnlichen Dichtungsvermögen nach seinen verschiedenen Arten 78
A. Von dem sinnlichen Dichtungsvermögen der Bildung 78
B. Von dem sinnlichen Dichtungsvermögen der Beigesellung 80
C. Das sinnliche Dichtungsvermögen der Verwandtschaft 81
Von dem Vermögen der Vergegenwärtigung des Vergangenen und Zukünftigen durch die Einbildungskraft 90
A. Vom Gedächtniß 90
B. Von dem Vorhersehungsvermögen . . 95
C. Von der Wahrsagergabe 99
Von der unwillkürlichen Dichtung im gesunden Zustande, d. i. vom Traume 102
Von dem Bezeichnungsvermögen 104
Vom Erkenntnißvermögen, sofern es auf Verstand gegründet wird 112
Anthropologische Vergleichung der drei obern Erkenntnißvermögen mit einander 114
Von den Schwächen und Krankheiten der Seele in Ansehung ihres Erkenntnißvermögens 121
A. Von den Gemüthsschwächen im Erkenntnißvermögen 125
B. Von den Gemüthskrankheiten . . . 137
Zerstreute Anmerkungen 145
Von den Talenten im Erkenntnißvermögen, dem Witze, der Sagacität und der Originalität, oder dem Genie 150
Von dem specifischen Unterschiede des vergleichenden und des vernünftelnden Witzes 151
A. Von dem productiven Witze . . . 151
B. Von der Sagacität oder der Nachforschungsgabe 155
C. Von der Originalität des Erkenntnißvermögens oder dem Genie 156

Seite

Zweites Buch. Vom Gefühl der Luſt und Unluſt.

Von der ſinnlichen Luſt 166
A. Vom Gefühl für das Angenehme, oder der ſinnlichen Luſt in der Empfindung eines Gegenſtandes 166
Erläuterung durch Beiſpiele 168
Von der langen Weile und dem Kurzweil . 170
B. Vom Gefühl für das Schöne, d. i. der theils ſinnlichen, theils intellectuellen Luſt in der reflectirten Anſchauung, oder dem Geſchmack . 181
Der Geſchmack enthält eine Tendenz zur äußeren Beförderung der Moralität . . . 188
Anthropologiſche Bemerkungen über den Geſchmack 189
A. Vom Modegeſchmack 189
B. Vom Kunſtgeſchmack 191
Von der Ueppigkeit 197

Drittes Buch. Vom Begehrungsvermögen.

Von den Affecten in Gegeneinanderſtellung derſelben mit der Leidenſchaft 200
Von den Affecten insbeſondere 202
A. Von der Regierung des Gemüths in Anſehung der Affecten 202
B. Von den verſchiedenen Affecten ſelbſt . . 204
Von der Furchtſamkeit und der Tapferkeit . . 206
Von Affecten die ſich ſelbſt in Anſehung ihres Zweckes ſchwächen 213
Von den Affecten, durch welche die Natur die Geſundheit mechaniſch befördert 215
Allgemeine Anmerkung 219
Von den Leidenſchaften 221
Eintheilung der Leidenſchaften 225
A. Von der Freiheitsneigung als Leidenſchaft . 226
B. Von der Rachbegierde als Leidenſchaft . 229
C. Von der Neigung zum Vermögen, Einfluß überhaupt auf andre Menſchen zu haben . . 230
a. Ehrſucht 232
b. Herrſchſucht 233
c. Habſucht 234
Von der Neigung des Wahns als Leidenſchaft . 235
Von dem höchſten phyſiſchen Gut 237
Von dem höchſten moraliſch-phyſiſchen Gut . . 239

Zweiter Theil.
Anthropologische Charakteristik.

	Seite
A. Vom Charakter der Person	249
1. Vom Naturell	250
2. Vom Temperament	251
I. Temperamente des Gefühls	253
A. Das sanguinische Temperament des Leichtblütigen	253
B. Das melancholische Temperament des Schwerblütigen	254
II. Temperamente der Thätigkeit	255
C. Das cholerische Temperament des Warmblütigen	255
D. Das phlegmatische Temperament des Kaltblütigen	256
3. Vom Charakter als der Denkungsart . .	259
Von der Physiognomik	265
Von der Leitung der Natur zur Physiognomik .	266
Eintheilung der Physiognomik	268
A. Von der Gesichtsbildung	268
B. Von dem Charakteristischen in den Gesichtszügen	271
C. Von dem Charakteristischen der Mienen .	273
Zerstreute Anmerkungen	274
B. Vom Charakter des Geschlechts	276
Zerstreute Anmerkungen	282
Pragmatische Folgerungen	285
C. Vom Charakter des Volks	289
D. Vom Charakter der Rasse	303
E. Vom Charakter der Gattung	305
Schilderung des Charakters der Menschengattung .	318

Anthropologie.

Erſter Theil.

Anthropologiſche Didactik.

Von
der Art, das Innere ſowohl als das Aeußere des Menſchen zu erkennen.

Erſtes Buch.

Vom Erkenntnißvermögen.

Vom Bewuſstſein ſeiner ſelbſt.

§. 1.

Daß der Menſch in ſeiner Vorſtellung das Ich haben kann, erhebt ihn unendlich über alle andere auf Erden lebende Weſen. Dadurch iſt er eine Perſon und, vermöge der Einheit des Bewußtſeins, bei allen Veränderungen, die ihm zuſtoßen mögen, eine und dieſelbe Perſon, d. i. ein von Sachen, dergleichen die vernunftloſen Thiere ſind, mit denen man nach Belieben ſchalten und walten kann, durch Rang und Würde ganz unterſchiedenes Weſen; ſelbſt wenn er das Ich noch nicht ſprechen kann; weil er es doch in Gedanken hat: wie es alle Sprachen, wenn ſie in der erſten Perſon reden, doch denken müſſen, ob ſie zwar dieſe Ichheit nicht durch ein beſonderes Wort ausdrücken. Denn dieſes Vermögen (nämlich zu denken) iſt der Verſtand.

Es ist aber merkwürdig: daß das Kind, was schon ziemlich fertig sprechen kann, doch ziemlich spät (vielleicht wohl ein Jahr nachher) erst anfängt durch Ich zu reden, so lange aber von sich in der dritten Person sprach, (Karl will essen, gehen u. s. w.) und daß ihm gleichsam ein Licht aufgegangen zu sein scheint, wenn es den Anfang macht durch Ich zu sprechen; von welchem Tage an es niemals mehr in jene Sprechart zurückkehrt. — Vorher fühlte es bloß sich selbst, jetzt denkt es sich selbst. — Die Erklärung dieses Phänomens möchte dem Anthropologen ziemlich schwer fallen.

Die Bemerkung: daß ein Kind vor dem ersten Vierteljahr nach seiner Geburt weder Weinen noch Lächeln äußert, scheint gleichfalls auf Entwickelung gewisser Vorstellungen, von Beleidigung und Unrechtthun, welche gar zur Vernunft hindeuten, zu beruhen. — Daß es den in diesem Zeitraum ihm vorgehaltenen glänzenden Gegenständen mit Augen zu folgen anhebt, ist der rohe Anfang des Fortschreitens von Wahrnehmungen (Apprehension der Empfindungsvorstellung), um sie zur Erkenntniß der Gegenstände der Sinne, d. i. der Erfahrung zu erweitern.

Daß ferner, wenn es nun zu sprechen versucht, das Radbrechen der Wörter es für Mütter und Ammen so liebenswürdig und diese geneigt macht, es beständig zu herzen und zu küssen, es auch wohl, durch Erfüllung jedes Wunsches und Willens, zum kleinen Befehlshaber zu verziehen: diese Liebenswürdigkeit des Geschöpfs, im Zeitraum seiner Entwickelung zur Menschheit, muß wohl auf Rechnung seiner Unschuld und Offenheit aller seiner noch fehlerhaften Aeußerungen, wobei noch kein Hehl und nichts Arges ist, einerseits, andrerseits aber

auf den natürlichen Hang der Ammen zum Wohlthun an einem Geschöpf, welches einschmeichelnd sich des andern Willkühr gänzlich überläßt, geschrieben werden, da ihm eine Spielzeit, die glücklichste unter allen, eingewilligt wird, wobei der Erzieher dadurch, daß er sich selber gleichsam zum Kinde macht, diese Annehmlichkeit nochmals genießt.

Die Erinnerung seiner Kinderjahre reicht aber bei weitem nicht bis an jene Zeit; weil sie nicht die Zeit der Erfahrungen, sondern blos zerstreuter unter den Begriff des Objects noch nicht vereinigter Wahrnehmungen war.

Vom Egoism.

§. 2.

Von dem Tage an, wo der Mensch anfängt durch Ich zu sprechen, bringt er sein geliebtes Selbst, wo er nur darf, zum Vorschein, und der Egoism schreitet unaufhaltsam fort; wenn nicht offenbar (denn da widersteht ihm der Egoism Anderer), doch verdeckt und mit scheinbarer Selbstverleugnung und vorgeblicher Bescheidenheit, sich desto sicherer im Urtheil Anderer einen vorzüglichen Werth zu geben.

Der Egoism kann dreierlei Anmaaßungen enthalten: die des Verstandes, des Geschmacks und des practischen Interesse, d. i. er kann logisch, oder ästhetisch, oder practisch sein.

Der logische Egoist hält es für unnöthig, sein Urtheil auch am Verstande Anderer zu prüfen; gleich als ob er dieses Probiersteins (criterium veritatis externum) gar nicht bedürfe. Es ist aber so gewiß, daß wir die-

ſes Mittel, uns der Wahrheit unſeres Urtheils zu verſichern, nicht entbehren können, daß es vielleicht der wichtigſte Grund iſt, warum das gelehrte Volk ſo dringend nach der Freiheit der Feder ſchreit; weil, wenn dieſe verweigert wird, uns zugleich ein großes Mittel entzogen wird, die Richtigkeit unſerer eigenen Urtheile zu prüfen, und wir dem Irrthum preis gegeben werden. Man ſage ja nicht, daß wenigſtens die Mathematik privilegirt ſei, aus eigener Machtvollkommenheit abzuſprechen; denn wäre nicht die wahrgenommene durchgängige Uebereinſtimmung der Urtheile des Meßkünſtlers mit dem Urtheile aller anderen, die ſich dieſem Fache mit Talent und Fleiß widmeten, vorhergegangen, ſo würde ſie ſelbſt der Beſorgniß, irgendwo in Irrthum zu fallen, nicht entnommen ſein. — Giebt es doch auch manche Fälle, wo wir ſogar dem Urtheil unſerer eigenen Sinne allein nicht trauen, z. B. ob ein Geklingel blos in unſeren Ohren, oder ob es das Hören wirklich gezogener Glocken ſei, ſondern noch andere zu befragen nöthig finden, ob es ihnen nicht auch ſo dünke. Und, ob wir gleich im Philoſophiren wohl eben nicht, wie die Juriſten ſich auf Urtheile der Rechtserfahrenen, uns auf andrer Urtheile zu Beſtätigung unſerer eigenen berufen dürfen, ſo würde doch ein jeder Schriftſteller, der keinen Anhang findet, mit ſeiner öffentlich erklärten Meinung, die ſonſt von Wichtigkeit iſt, in Verdacht des Irrthums kommen.

Eben darum iſt es ein Wageſtück: eine der allgemeinen Meinung, ſelbſt der Verſtändigen, widerſtreitende Behauptung ins Publicum zu ſpielen. Dieſer Anſchein des Egoism heißt die Paradoxie. Es iſt nicht eine Kühnheit, etwas auf die Gefahr, daß es un-

wahr sei, sondern nur daß es bei Wenigen Eingang finden möchte, zu wagen. — Vorliebe für's Paradoxe ist zwar logischer Eigensinn, nicht Nachahmer von Anderen sein zu wollen, sondern als ein seltener Mensch zu erscheinen, statt dessen ein solcher oft nur den Seltsamen macht. Weil aber doch ein jeder seinen eigenen Sinn haben und behaupten muß (Si omnes patres sic, at ego non sic. Abaelard): so ist der Vorwurf der Paradoxie, wenn sie nicht auf Eitelkeit, sich blos unterscheiden zu wollen, gegründet ist, von keiner schlimmen Bedeutnng. — Dem Paradoxen ist das Alltägige entgegengesetzt, was die gemeine Meinung auf seiner Seite hat. Aber bei diesem ist eben so wenig Sicherheit, wo nicht noch weniger, weil es einschläfert; statt dessen das Paradoxon das Gemüth zur Aufmerksamkeit und Nachforschung erweckt, die oft zu Entdeckungen führt.

Der ästhetische Egoist ist derjenige, dem sein eigener Geschmack schon gnügt; es mögen nun Andere seine Verse, Mahlereien, Musik u. drgl. noch so schlecht finden, tadeln oder gar verlachen. Er beraubt sich selbst des Fortschritts zum Besseren, wenn er sich mit seinem Urtheil isolirt, sich selbst Beifall klatscht, und den Probierstein des Schönen der Kunst nur in sich allein sucht.

Endlich ist der moralische Egoist der, welcher alle Zwecke auf sich selbst einschränkt, der keinen Nutzen worin sieht, als in dem, was ihm nützt, auch wohl, als Eudämonist, blos im Nutzen und der eigenen Glückseligkeit, nicht in der Pflichtvorstellung, den obersten Bestimmungsgrund seines Willens setzt. Denn weil jeder andere Mensch sich auch andere Begriffe von dem

macht, was er zur Glückſeligkeit rechnet, ſo iſt's gerade der Egoism, der es ſo weit bringt, gar keinen Probierſtein des ächten Pflichtbegriffs zu haben, als welcher durchaus ein allgemein geltendes Princip ſein muß. — Alle Eudämoniſten ſind daher practiſche Egoiſten.

Dem Egoism kann nur der Pluralism entgegengeſetzt werden, d. i. die Denkungsart: ſich nicht als die ganze Welt in ſeinem Selbſt befaſſend, ſondern als einen bloßen Weltbürger zu betrachten und zu verhalten. — So viel gehört davon zur Anthropologie. — Denn, was dieſen Unterſchied nach metaphyſiſchen Begriffen betrifft, ſo liegt er ganz außer dem Felde der hier abzuhandelnden Wiſſenſchaft. Wenn nämlich blos die Frage wäre, ob ich, als denkendes Weſen, außer meinem Daſein noch das Daſein eines Ganzen anderer, mit mir in Gemeinſchaft ſtehender, Weſen (Welt genannt) anzunehmen Urſache habe, ſo iſt ſie nicht anthropologiſch, ſondern blos metaphyſiſch.

Anmerkung.

Ueber die Förmlichkeit der egoiſtiſchen Sprache.

Die Sprache des Staatsoberhaupts zum Volk iſt in unſeren Zeiten gewöhnlich pluraliſtiſch (Wir N. von Gottes Gnaden u. ſ. w.). Es frägt ſich, ob der Sinn hiebei nicht vielmehr egoiſtiſch, d. i. eigene Machtvollkommenheit anzeigend, und eben daſſelbe bedeuten ſolle, was der König von Spanien mit ſeinem Io el Rey (Ich der König) ſagt. Es ſcheint aber doch, daß jene Förmlichkeit der höchſten

Autorität ursprünglich habe Herablassung (Wir, der König und sein Rath, oder die Stände) andeuten sollen. — Wie ist es aber zugegangen, daß die wechselseitige Anrede, welche in den alten classischen Sprachen durch Du, mithin unitarisch, ausgedrückt wurde, von verschiedenen, vornehmlich Germanischen Völkern, pluralistisch, durch Ihr bezeichnet worden? wozu die Deutschen noch zwei eine größere Auszeichnung der Person, mit der man spricht, andeutende Ausdrücke, nämlich den des Er und des Sie (gleich als wenn es gar keine Anrede, sondern Erzählung von Abwesenden und zwar entweder Einem oder Mehrern wäre) erfunden haben; worauf endlich, zu Vollendung aller Ungereimtheiten, der vorgeblichen Demüthigung unter dem Angeredeten und Erhebung des Anderen über sich, statt der Person, das Abstractum der Qualität des Standes des Angeredeten (Ew. Gnaden, Hochgeb. Hoch- und Wohledl. u. drgl.) in Gebrauch gekommen. — Alles vermuthlich durch das Feudalwesen, nach welchem dafür gesorgt wurde, daß von der königlichen Würde an durch alle Abstufungen bis dahin, wo die Menschenwürde gar aufhört, und blos der Mensch bleibt, d. i. bis zu dem Stande des Leibeigenen, der allein von seinem Oberen durch Du angeredet werden, oder eines Kindes, was noch nicht einen eigenen Willen haben darf, — der Grad der Achtung, der dem Vornehmeren gebührt, ja nicht verfehlt würde.

Von dem willkührlichen Bewuſstſein ſeiner Vorſtellungen.

§. 3.

Das Beſtreben ſich ſeiner Vorſtellungen bewußt zu werden, iſt entweder das Aufmerken (attentio), oder das Abſehen von einer Vorſtellung, deren ich mir bewußt bin (abstractio). — Das letztere iſt nicht etwa bloße Unterlaſſung und Verabſäumung des erſteren (denn das wäre Zerſtreuung (distractio), ſondern ein wirklicher Act des Erkenntnißvermögens, eine Vorſtellung, deren ich mir bewußt bin, von der Verbindung mit anderen in Einem Bewußtſein abzuhalten. — Man ſagt daher nicht, etwas abſtrahiren (abſondern), ſondern von etwas, d. i. einer Beſtimmung des Gegenſtandes meiner Vorſtellung, abſtrahiren, wodurch dieſe die Allgemeinheit eines Begriffs erhält, und ſo in den Verſtand aufgenommen wird.

Von einer Vorſtellung abſtrahiren zu können, ſelbſt wenn ſie ſich dem Menſchen durch den Sinn aufdringt, iſt ein weit größeres Vermögen, als das zu attendiren; weil es eine Freiheit des Denkungsvermögens und die Eigenmacht des Gemüths beweiſt, den Zuſtand ſeiner Vorſtellungen in ſeiner Gewalt zu haben (animus sui compos). — In dieſer Rückſicht iſt nun das Abſtractionsvermögen viel ſchwerer, aber auch wichtiger, als das der Attention, wenn es Vorſtellungen der Sinne betrifft.

Viele Menſchen ſind unglücklich, weil ſie nicht abſtrahiren können. Der Freier könnte eine gute Hei-

rath machen, wenn er nur über eine Warze im Gesicht oder eine Zahnlücke seiner Geliebten wegsehen könnte. Es ist aber eine besondere Unart unseres Attentionsvermögens gerade darauf, was fehlerhaft an Anderen ist, auch unwillkührlich seine Aufmerksamkeit zu heften: seine Augen auf einen dem Gesicht gerade gegen über am Rock fehlenden Knopf, oder die Zahnlücke, oder einen angewohnten Sprachfehler zu richten, und den Anderen dadurch zu verwirren, sich selbst aber auch im Umgange das Spiel zu verderben. — Wenn das Hauptsächliche gut ist, so ist es nicht allein billig, sondern auch klüglich gehandelt, über das Ueble an Anderen, ja selbst unseres eigenen Glückszustandes, wegzusehen; aber dieses Vermögen zu abstrahiren ist eine Gemüthsstärke, welche nur durch Uebung erworben werden kann.

Von dem Beobachten seiner selbst.

§. 4.

Das Bemerken (animadvertere) ist noch nicht ein Beobachten (observare) seiner selbst. Das Letztere ist eine methodische Zusammenstellung der an uns selbst gemachten Wahrnehmungen, welche den Stoff zum Tagebuch eines Beobachters seiner selbst abgiebt, und leichtlich zu Schwärmerei und Wahnsinn hinführt.

Das Aufmerken (attentio) auf sich selbst, wenn man mit Menschen zu thun hat, ist zwar nothwendig, muß aber im Umgange nicht sichtbar werden; denn da macht es entweder geniert (verlegen) oder

affectirt (geschroben). Das Gegentheil von beiden ist die Ungezwungenheit (das air dégagé); ein Vertrauen zu sich selbst von Andern in seinem Anstande nicht nachtheilig beurtheilt zu werden. Der, welcher sich so stellt, als ob er sich vor dem Spiegel beurtheilen wolle, wie es ihm lasse, oder so spricht, als ob er sich (nicht blos als ob ein Anderer ihn) sprechen höre, ist eine Art von Schauspieler. Er will repräsentiren und erkünstelt einen Schein von seiner eigenen Person; wodurch, wenn man diese Bemühung an ihm wahrnimmt, er im Urtheil Anderer einbüßt, weil sie den Verdacht einer Absicht zu betrügen erregt. — Man nennt die Freimüthigkeit in der Manier sich äußerlich zu zeigen, die zu keinem solchen Verdacht Anlaß giebt, das natürliche Betragen (welches darum doch nicht alle schöne Kunst und Geschmacks-Bildung ausschließt), und es gefällt durch die bloße Wahrhaftigkeit in Aeußerungen. Wo aber zugleich Offenherzigkeit aus Einfalt, d. i. aus Mangel einer schon zur Regel gewordenen Verstellungskunst, aus der Sprache hervorblickt, da heißt sie Naivetät.

Die offene Art sich zu erklären an einem der Mannbarkeit sich nähernden Mädchen, oder einem mit der städtischen Manier unbekannten Landmann, erweckt, durch die Unschuld und Einfalt (die Unwissenheit in der Kunst zu scheinen) ein fröhliches Lachen bei denen, die in dieser Kunst schon geübt und gewitzigt sind. Nicht ein Auslachen mit Verachtung; denn man ehrt doch hiebei im Herzen die Lauterkeit und Aufrichtigkeit; sondern ein gutmüthiges liebevolles Belachen der Unerfahrenheit in der bösen, obgleich auf unse-

re schon verdorbene Menschennatur gegründeten, Kunst zu scheinen, die man eher beseufzen als belachen sollte, wenn man sie mit der Idee einer noch unverdorbenen Natur vergleicht. *) Es ist eine augenblickliche Fröhlichkeit, wie von einem bewölkten Himmel, der sich an einer Stelle einmal öffnet, den Sonnenstrahl durchzulassen, aber sich so fort wieder zuschließt, um der blöden Maulwurfsaugen der Selbstsucht zu schonen.

Was aber die eigentliche Absicht dieses Paragraphs betrifft, nämlich die obige Warnung, sich mit der Ausspähung und gleichsam studirten Abfassung einer inneren Geschichte des unwillkührlichen Laufs seiner Gedanken und Gefühle durchaus nicht zu befassen, so geschieht sie darum, weil es der gerade Weg ist, in Kopfverwirrung vermeinter höherer Eingebungen, und, ohne unser Zuthun, wer weiß woher, auf uns einfließenden Kräfte, in Illuminatism oder Terrorism zu gerathen. Denn unvermerkt machen wir hier vermeinte Entdeckungen von dem, was wir selbst in uns hineingetragen haben; wie eine Bourignon mit schmeichelhaften, oder ein Pascal mit schreckenden und ängstlichen Vorstellungen in welchen Fall selbst ein sonst vortrefflicher Kopf, Albrecht Haller, gerieth, der, bei seinem lange geführten, oft auch unterbrochenen Diarium seines Seelenzustandes zuletzt dahin gelangte, einen berühmten Theologen, seinen vormaligen academischen Collegen, den D. Leß zu befragen: ob er nicht in seinem weitläufti-

*) In Rücksicht auf diese könnte man den bekannten Vers des Persius so parodiren: **Naturam videant ingemiscantque relicta.**

gen Schatz der Gottesgelahrtheit Troſt für ſeine beängſtigte Seele antreffen könne.

Die verſchiedenen Acte der Vorſtellungskraft in mir zu beobachten, wenn ich ſie herbeirufe, iſt des Nachdenkens wohl werth; für Logik und Metaphyſik nöthig und nützlich. — Aber ſich belauſchen zu wollen, ſo wie ſie auch ungerufen von ſelbſt ins Gemüth kommen (das geſchieht durch das Spiel der unabſichtlich dichtenden Einbildungskraft), iſt, weil alsdann die Principien des Denkens nicht (wie ſie ſollen) vorangehen, ſondern hintennach folgen, eine Verkehrung der natürlichen Ordnung im Erkenntnißvermögen und iſt entweder ſchon eine Krankheit des Gemüths (Grillenfängerei), oder führt zu derſelben und zum Irrhauſe. Wer von inneren Erfahrungen (von der Gnade, von Anfechtungen) viel zu erzählen weiß, mag bei ſeiner Entdekkungsreiſe zur Erforſchung ſeiner ſelbſt immer nur in Anticyra vorher anlanden. Denn es iſt mit jenen inneren Erfahrungen nicht ſo bewandt, wie mit den äußeren, von Gegenſtänden im Raum, worin die Gegenſtände neben einander und als bleibend feſtgehalten erſcheinen. Der innere Sinn ſieht die Verhältniſſe ſeiner Beſtimmungen nur in der Zeit, mithin im Fließen, wo keine Dauerhaftigkeit der Betrachtung, die doch zur Erfahrung nothwendig iſt, ſtatt findet. *)

*) Wenn wir uns die innere Handlung (Spontaneität), wodurch ein Begriff (ein Gedanke) möglich wird, die Reflexion, die Empfänglichkeit (Receptivität), wodurch eine Wahrnehmung (perceptio) d. i. empiriſche Anſchauung möglich wird, die Apprehenſion, beide Acte aber mit Bewußtſein vorſtellen, ſo kann das Bewußtſein ſeiner ſelbſt (apperceptio) in das der Reflexion und das der Ap-

Von den Vorstellungen, die wir haben, ohne uns ihrer bewuſst zu sein.

§. 5.

Vorstellungen zu haben und sich ihrer doch nicht bewußt zu sein, darin scheint ein Widerspruch zu liegen; denn wie können wir wissen, daß wir sie haben, wenn wir uns ihrer nicht bewußt sind? Diesen Einwurf machte schon Locke, der darum auch

---

prehension eingetheilt werden. Das erstere ist ein Bewußtsein des Verstandes, das zweite der innere Sinn; jenes die reine, dieses die empirische Apperception, da dann jene fälschlich der innere Sinn genannt wird. — In der Psychologie erforschen wir uns selbst nach unseren Vorstellungen des inneren Sinnes; in der Logik aber nach dem was das intellectuelle Bewußtsein an die Hand giebt. — Hier scheint uns nun das Ich doppelt zu sein (welches widersprechend wäre): 1) das Ich, als Subject des Denkens (in der Logik), welches die reine Apperception bedeutet (das blos reflectirende Ich), und von welchem gar nichts weiter zu sagen, sondern das eine ganz einfache Vorstellung ist; 2) das Ich, als das Object der Wahrnehmung, mithin des inneren Sinnes, was eine Mannigfaltigkeit von Bestimmungen enthält, die eine innere Erfahrung möglich machen.

Die Frage, ob bei den verschiedenen inneren Veränderungen des Gemüths (seines Gedächtnisses oder der von ihm angenommenen Grundsätze) der Mensch, wenn er sich dieser Veränderungen bewußt ist, noch sagen könne, er sei derselbe (der Seele nach), ist eine ungereimte Frage; denn er kann sich dieser Veränderungen nur dadurch bewußt sein, daß er sich in den verschiedenen Zuständen als ein und dasselbe Subject vorstellt, und das Ich des Menschen ist zwar der Form (der Vorstellungsart) nach, aber nicht der Materie (dem Inhalte) nach zwiefach.

das Daſein ſolcher Art Vorſtellungen verwarf. — Allein wir können uns doch mittelbar bewußt ſein, eine Vorſtellung zu haben, ob wir gleich unmittelbar uns ihrer nicht bewußt ſind. — Dergleichen Vorſtellungen heißen dann dunkele; die übrigen ſind klar, und, wenn ihre Klarheit ſich auch auf die Theilvorſtellungen eines Ganzen derſelben und ihre Verbindung erſtreckt, deutliche Vorſtellungen; es ſei des Denkens oder der Anſchauung.

Wenn ich weit von mir auf einer Wieſe einen Menſchen zu ſehen mir bewußt bin, ob ich gleich ſeine Augen, Naſe, Mund u. ſ. w. zu ſehen mir nicht bewußt bin, ſo ſchließe ich eigentlich nur, daß dies Ding ein Menſch ſei; denn wollte ich darum, weil ich mir nicht bewußt bin, dieſe Theile des Kopfs (und ſo auch die übrigen Theile dieſes Menſchen) wahrzunehmen, die Vorſtellung derſelben in meiner Anſchauung gar nicht zu haben, behaupten, ſo würde ich auch nicht ſagen können, daß ich einen Menſchen ſehe; denn aus dieſen Theilvorſtellungen iſt die ganze (des Kopfs oder des Menſchen) zuſammengeſetzt.

Daß das Feld unſerer Sinnenanſchauungen und Empfindungen, deren wir uns nicht bewußt ſind, ob wir gleich unbezweifelt ſchließen können, daß wir ſie haben, d. i. dunkeler Vorſtellungen im Menſchen (und ſo auch in Thieren), unermeßlich ſei, die klaren dagegen nur unendlich wenige Puncte derſelben enthalten, die dem Bewußtſein offen liegen: daß gleichſam auf der großen Charte unſeres Gemüths nur wenig Stellen illuminirt ſind, kann uns Bewunderung über unſer eigenes Weſen einflößen: denn eine höhere Macht dürfte nur rufen: es werde Licht! ſo

würde auch ohne Zuthun des Mindesten (z. B. wenn wir einen Literator mit allem dem nehmen, was er in seinem Gedächtniß hat) gleichsam eine halbe Welt ihm vor Augen liegen. Alles, was das bewaffnete Auge durchs Teleskop (etwa am Monde) oder durchs Microscop (an Infusionsthierchen) entdecket, wird durch unsere bloßen Augen gesehen; denn diese optischen Mittel bringen ja nicht mehr Lichtstrahlen und dadurch erzeugte Bilder ins Auge, als auch ohne jene künstliche Werkzeuge sich auf der Netzhaut gemahlt haben würden, sondern breiten sie nur mehr aus, um uns ihrer bewußt zu werden. — Eben das gilt von den Empfindungen des Gehörs, wenn der Musiker mit zehn Fingern und beiden Füßen eine Phantasie auf der Orgel spielt, und wohl auch noch mit einem neben ihm Stehenden spricht, wo so eine Menge Vorstellungen in wenig Augenblicken in der Seele erweckt werden, deren jede zu ihrer Wahl überdem noch ein besonderes Urtheil über die Schicklichkeit bedurfte; weil ein einziger der Harmonie nicht gemäßer Fingerschlag sofort als Mislaut vernommen werden würde, und doch das Ganze so ausfällt, daß der frei phantasirende Musiker oft wünschen möchte, manches von ihm glücklich ausgeführte Stück, dergleichen er vielleicht sonst mit allem Fleiß nicht so gut zu Stande zu bringen hofft, in Noten aufbehalten zu haben.

So ist das Feld dunkler Vorstellungen das größte im Menschen. — Weil es aber diesen nur in seinem passiven Theile, als Spiel der Empfindungen wahrnehmen läßt, so gehört die Theorie derselben doch nur zur physiologischen Anthropologie, nicht zur pragmatischen, worauf es hier eigentlich abgesehen ist.

Wir spielen nämlich oft mit dunkelen Vorstellungen, und haben ein Interesse, beliebte oder unbeliebte Gegenstände vor der Einbildungskraft in Schatten zu stellen; öfter aber noch sind wir selbst ein Spiel dunkeler Vorstellungen, und unser Verstand vermag nicht sich wider die Ungereimtheiten zu retten, in die ihn der Einfluß derselben versetzt, ob er sie gleich als Täuschung anerkennt.

So ist es mit der Geschlechtsliebe bewandt, so fern sie eigentlich nicht das Wohlwollen, sondern vielmehr den Genuß ihres Gegenstandes beabsichtigt. Wie viel Witz ist nicht von jeher verschwendet worden, einen dünnen Flor über das zu werfen, was zwar beliebt ist, aber doch den Menschen mit der gemeinen Thiergattung in so naher Verwandtschaft sehen läßt, daß die Schamhaftigkeit dadurch aufgefordert wird, und die Ausdrücke in feiner Gesellschaft nicht unverblümt, wenn gleich zum Belächeln durchscheinend genug, hervortreten dürfen. — Die Einbildungskraft mag hier gern im Dunkeln spazieren, und es gehört immer nicht gemeine Kunst dazu, wenn, um den Cynism zu vermeiden, man nicht in den lächerlichen Purism zu verfallen Gefahr laufen will.

Andererseits sind wir auch oft genug das Spiel dunkeler Vorstellungen, welche nicht verschwinden wollen, wenn sie gleich der Verstand beleuchtet. Sich das Grab in seinem Garten oder unter einem schattigen Baum, im Felde oder im trockenen Boden zu bestellen, ist oft eine wichtige Angelegenheit für einen Sterbenden: ob zwar er im ersteren Fall keine schöne Aussicht zu hoffen, im letzteren aber von der Feuchtigkeit den Schnupfen zu besorgen nicht Ursache hat.

Daß das Kleid den Mann mache, gilt in gewiſſem Maaße auch für den Verſtändigen. Das ruſſiſche Sprichwort ſagt zwar: „Man empfängt den Gaſt nach ſeinem Kleide und begleitet ihn nach ſeinem Verſtande;“ aber der Verſtand kann doch den Eindruck dunkeler Vorſtellungen von einer gewiſſen Wichtigkeit, den eine wohlgekleidete Perſon macht, nicht verhüten, ſondern allenfalls nur das vorläufig über ſie gefällete Urtheil hinten nach zu berichtigen den Vorſatz haben.

Sogar wird ſtudirte Dunkelheit oft mit gewünſchtem Erfolg gebraucht, um Tiefſinn und Gründlichkeit vorzuſpiegeln; wie etwa in der Dämmerung oder durch einen Nebel geſehene Gegenſtände immer größer geſehen werden, als ſie ſind. *) Das Scotiſon (machs dunkel) iſt der Machtſpruch aller Myſtiker, um durch gekünſtelte Dunkelheit Schatzgräber der Weisheit anzulocken. — Aber überhaupt iſt auch ein gewiſſer Grad des Räthſelhaften in einer Schrift dem Leſer

*) Dagegen beim Tageslicht beſehen, ſcheint das was heller iſt, als die umgebenden Gegenſtände, auch größer zu ſein, z. B. weiße Strümpfe ſtellen vollere Waden vor als ſchwarze; ein Feuer in der Nacht auf einem hohen Berge angelegt, ſcheint größer zu ſein, als man es beim Ausmeſſen befindet. — Vielleicht läßt ſich daraus auch die ſcheinbare Größe des Mondes und eben ſo die dem Anſchein nach größere Weite der Sterne von einander, nahe am Horizont, erklären; denn in beiden Fällen erſcheinen uns leuchtende Gegenſtände, die nahe am Horizont durch eine mehr verdunkelnde Luftſchicht geſehen werden, als hoch am Himmel, und was dunkel iſt, wird durch das umgebende Licht auch als kleiner beurtheilt. Beim Scheibenſchießen würde alſo eine ſchwarze Scheibe, mit einem weißen Zirkel in der Mitte, zum Treffen günſtiger ſein als umgekehrt.

nicht unwillkommen; weil ihm dadurch seine eigene Scharfsinnigkeit fühlbar wird, das Dunkele in klare Begriffe aufzulösen.

Von der Deutlichkeit und Undeutlichkeit im Bewulstsein seiner Vorstellungen.

§. 6.

Das Bewußtsein seiner Vorstellungen, welches zur Unterscheidung eines Gegenstandes von anderen zureicht, ist Klarheit. Dasjenige aber, wodurch auch die Zusammensetzung der Vorstellungen klar wird, heißt Deutlichkeit. Die letztere macht es allein, daß eine Summe von Vorstellungen Erkenntniß wird; worin dann, weil eine jede Zusammensetzung mit Bewußtsein Einheit desselben, folglich eine Regel für jene voraussetzt, Ordnung in diesem Mannigfaltigen gedacht wird. — Der deutlichen Vorstellung kann man nicht die verworrene (perceptio confusa), sondern muß ihr blos die undeutliche (mere clara) entgegensetzen. Was verworren ist, muß zusammengesetzt sein; denn im Einfachen giebt es weder Ordnung noch Verwirrung. Die letztere ist also die Ursache der Undeutlichkeit, nicht die Definition derselben. — In jeder vielhaltigen Vorstellung (perceptio complexa), dergleichen ein jedes Erkenntniß ist (weil dazu immer Anschauung und Begriff erfordert wird), beruht die Deutlichkeit auf der Ordnung, nach der die Theilvorstellungen zusammengesetzt werden, die dann entweder (die bloße Form betreffend) eine blos logische Eintheilung in obere und untergeordnete

(perceptio primaria et secundaria), oder eine reale Eintheilung in Haupt- und Nebenvorstellungen (perceptio principalis et adhaerens) veranlassen; durch welche Ordnung das Erkenntniß deutlich wird. — Man sieht wohl, daß, wenn das Vermögen der Erkenntniß überhaupt Verstand (in der allgemeinsten Bedeutung des Worts) heißen soll, dieser das Auffassungsvermögen (attentio) gegebener Vorstellungen, um Anschauung, das Absonderungsvermögen dessen was mehreren gemein ist (abstractio), um Begriff, und das Ueberlegungsvermögen (reflexio), um Erkenntniß des Gegenstandes hervorzubringen, enthalten müsse.

Man nennt den, welcher diese Vermögen im vorzüglichen Grade besitzt, einen Kopf; den, dem sie in sehr kleinem Maas beschcert sind, einen Pinsel (weil er immer von Andern geführt zu werden bedarf); den aber, der sogar Originalität im Gebrauch desselben bei sich führt (kraft deren er was gewöhnlicherweise unter fremder Leitung gelernt werden muß, aus sich selbst hervorbringt) ein Genie.

Der nichts gelernt hat, was man doch gelehrt werden muß, um es zu wissen, heißt ein Ignorant, wenn er es hätte wissen sollen; so fern er einen Gelehrten vorstellen will; denn ohne diesen Anspruch kann er ein großes Genie sein. Der, welcher nicht selbst denken, wenn gleich viel lernen kann, wird ein beschränkter Kopf (bornirt) genannt. — Man kann ein vaster Gelehrter (Maschine zur Unterweisung Anderer, wie man selbst unterwiesen worden) und, in Ansehung des vernünftigen Gebrauchs seines historischen Wissens, dabei doch sehr bornirt

ſein. — Der, deſſen Verfahren mit dem, was er gelernt hat, in der öffentlichen Mittheilung den Zwang der Schule (alſo Mangel der Freiheit im Selbſtdenken) verräth, iſt der Pedant; er mag übrigens Gelehrter oder Soldat, oder gar Hofmann ſein. Unter dieſen iſt der gelehrte Pedant im Grunde noch der erträglichſte; weil man doch von ihm lernen kann: da hingegen die Peinlichkeit in Formalien (die Pedanterie) bei den letzteren nicht allein nutzlos, ſondern auch, wegen des Stolzes, der dem Pedanten unvermeidlich anhängt, obenein lächerlich wird, da es der Stolz eines Ignoranten iſt.

Die Kunſt aber, oder vielmehr die Gewandtheit im geſellſchaftlichen Tone zu ſprechen, und ſich überhaupt modiſch zu zeigen, welche, vornehmlich wenn es Wiſſenſchaft betrifft, fälſchlich Popularität genannt wird, da ſie vielmehr geputzte Seichtigkeit heißen ſollte, deckt manche Armſeligkeit des eingeſchränkten Kopfs. Aber nur Kinder laſſen ſich dadurch irre leiten. „Deine Trommel (ſagte der Quäcker beim Addiſon zu dem in der Kutſche neben ihm ſchwatzenden Officier) iſt ein Sinnbild von Dir; ſie klingt, weil ſie leer iſt.“

Um die Menſchen nach ihrem Erkenntnißvermögen (dem Verſtande überhaupt) zu beurtheilen, theilt man ſie in diejenigen ein, denen Gemeinſinn (sensus communis), der freilich nicht gemein (sensus vulgaris) iſt, zugeſtanden werden muß, und in Leute von Wiſſenſchaft. Die erſtern ſind der Regeln Kundige in Fällen der Anwendung (in concreto), die andern für ſich ſelbſt und vor ihrer Anwendung (in abstracto). — Man nennt den Verſtand, der zu dem erſteren Erkenntnißvermögen gehört, den geſunden Menſchenverſtand

(bon sens), den zum zweiten den hellen Kopf (ingenium perspicax). — Es ist merkwürdig, daß man sich den ersteren, welcher gewöhnlich nur als practisches Erkenntnißvermögen betrachtet wird, nicht allein als einen, welcher der Cultur entbehren kann, sondern als einen solchen, dem sie wohl gar nachtheilig ist, wenn sie nicht weit genug getrieben wird, vorstellig macht, ihn daher bis zur Schwärmerei hochpreiset, und ihn als eine Fundgrube in den Tiefen des Gemüths verborgen liegender Schätze vorstellt, auch bisweilen seinen Ausspruch als Orakel (den Genius des Sokrates) für zuverlässiger erklärt, als Alles, was studirte Wissenschaft immer zu Markte bringen würde. — So viel ist gewiß, daß, wenn die Auflösung einer Frage auf den allgemeinen und angebornen Regeln des Verstandes (deren Besitz Mutterwitz genannt wird) beruht, es unsicherer ist, sich nach studirten und künstlich aufgestellten Principien (dem Schulwitz) umzusehen und seinen Beschluß darnach abzufassen, als wenn man es auf den Ausschlag der im Dunkeln des Gemüths liegenden Bestimmungsgründe des Urtheils in Masse ankommen läßt, welches man den logischen Tact nennen könnte: wo die Ueberlegung den Gegenstand sich auf vielerlei Seiten vorstellig macht und ein richtiges Resultat herausbringt, ohne sich der Acte, die hiebei im Inneren des Gemüths vorgehen, bewußt zu werden.

Der gesunde Verstand aber kann diese seine Vorzüglichkeit nur in Ansehung eines Gegenstandes der Erfahrung beweisen; nicht allein durch diese an Erkenntniß zu wachsen, sondern sie (die Erfahrung) selbst zu erweitern, aber nicht in speculativer, sondern blos in empirisch-practischer Rücksicht. Denn in jener bedarf es

wissenschaftlicher Principien a priori; in dieser aber können es auch Erfahrungen, d. i. Urtheile sein, die durch Versuch und Erfolg continuirlich bewähret werden.

Von der Sinnlichkeit im Gegensatz mit dem Verstande.

§. 7.

In Ansehung des Zustandes der Vorstellungen ist mein Gemüth entweder handelnd und zeigt Vermögen (facultas), oder es ist leidend und besteht in Empfänglichkeit (receptivitas). Ein Erkenntniß enthält beides verbunden in sich, und die Möglichkeit, eine solche zu haben, führt den Namen des Erkenntnißvermögens von dem vornehmsten Theile derselben, nämlich der Thätigkeit des Gemüths Vorstellungen zu verbinden, oder von einander zu sondern.

Vorstellungen, in Ansehung deren sich das Gemüth leidend verhält, durch welche also das Subject afficirt wird (dieses mag sich nun selbst afficiren oder von einem Object afficirt werden), gehören zum sinnlichen: diejenigen aber, welche ein bloßes Thun (das Denken) enthalten, zum intellectuellen Erkenntnißvermögen. Jenes wird auch das untere, dieses aber das obere Erkenntnißvermögen genannt. *) Je-

*) Die Sinnlichkeit blos in der Undeutlichkeit der Vorstellungen, die Intellectualität dagegen in der Deutlichkeit zu setzen, und hiemit einen blos formalen (logischen)

nes hat den Character der Passivität des inneren Sinnes der Empfindungen, dieses der Spontancität der Apperception, d. i. des reinen Bewußtseins der Handlung, welche das Denken ausmacht und zur Logik (einem System der Regeln des Verstandes), so wie jener zur Psychologie (einem Inbegriff aller innern Wahrnehmungen unter Naturgesetzen) gehört und innere Erfahrung begründet.

Anmerkung. Der Gegenstand der Vorstellung, der nur die Art enthält, wie ich von ihm afficirt werde, kann von mir nur erkannt werden, wie er mir erscheint und alle Erfahrung (empirische Erkenntniß), die innere nicht minder als die äußere, ist nur Erkenntniß der Gegenstände, wie sie uns erscheinen, nicht wie sie (für sich allein betrachtet) sind. Denn es kommt alsdann nicht blos auf die Beschaffenheit des Objects der Vorstellung, sondern auf die des Subjects und dessen Empfäng-

---

Unterschied des Bewußtseins, statt des realen (psychologischen), der nicht blos die Form, sondern auch den Inhalt des Denkens betrifft, zu setzen, war ein großer Fehler der Leibnitz-Wolfischen Schule, nämlich die Sinnlichkeit blos in einem Mangel (der Klarheit, der Theilvorstellungen), folglich der Undeutlichkeit zu setzen, die Beschaffenheit aber der Verstandesvorstellung in der Deutlichkeit; da jene doch etwas sehr positives und ein unentbehrlicher Zusatz zu der letzteren ist, um ein Erkenntniß hervorzubringen. — Leibnitz aber war eigentlich Schuld daran. Denn Er, der platonischen Schule anhängig, nahm angeborne reine Verstandesanschauungen, Ideen genannt, an, welche im menschlichen Gemüthe, jetzt nur verdunkelt, angetroffen würden und deren Zergliederung und Beleuchtung durch Aufmerksamkeit wir allein die Erkenntniß der Objecte, wie sie an sich selbst sind, zu verdanken hätten.

lichkeit an, welcher Art die ſinnliche Anſchauung ſein werde, darauf das Denken deſſelben (der Begriff vom Object) folgt. — Die formale Beſchaffenheit dieſer Receptivität kann nun nicht wiederum noch von den Sinnen abgeborgt werden, ſondern muß (als Anſchauung) a priori gegeben ſein, d. i. es muß eine ſinnliche Anſchauung ſein, welche übrig bleibt, wenn gleich alles Empiriſche (Sinnenempfindung enthaltende) weggelaſſen wird, und dieſes Förmliche der Anſchauung iſt bei inneren Erfahrungen die Zeit.

Weil Erfahrung empiriſches Erkenntniß iſt, zum Erkenntniß aber (da es auf Urtheilen beruht) Ueberlegung (reflexio), mithin Bewußtſein, d. i. Thätigkeit in Zuſammenſtellung des Mannigfaltigen der Vorſtellung nach einer Regel der Einheit deſſelben, d. i. Begriff und (vom Anſchauen unterſchiedenes) Denken überhaupt erfordert wird: ſo wird das Bewußtſein in das discurſive (welches, als logiſch, weil es die Regel giebt, voran gehen muß), und das intuitive Bewußtſein eingetheilt werden; das erſtere (die reine Apperception ſeiner Gemüthshandlung) iſt einfach. Das Ich der Reflexion hält kein Mannigfaltiges in ſich, und iſt in allen Urtheilen immer ein und daſſelbe, weil es blos dies Förmliche des Bewußtſeins; dagegen die innere Erfahrung das Materielle deſſelben und ein Mannigfaltiges der empiriſchen inneren Anſchauung, das Ich der Apprehenſion (folglich eine empiriſche Anſchauung) enthält.

Ich, als denkendes Weſen, bin zwar mit Mir, als Sinnenweſen, ein und daſſelbe Subject; aber, als Object der inneren empiriſchen Anſchauung, d. i. ſo fern ich innerlich von Empfindungen in der Zeit, ſo wie ſie

zugleich oder nach einander ſind, afficirt werde, erkenne ich mich doch nur, wie ich mir ſelbſt erſcheine, nicht als Ding an ſich ſelbſt. Denn es hängt doch von der Zeitbedingung, welche kein Verſtandesbegriff (mithin nicht bloße Spontaneität) iſt, folglich von einer Bedingung ab, in Anſehung deren mein Vorſtellungsvermögen leidend iſt (und gehört zur Receptivität). — Daher erkenne ich mich durch innere Erfahrung immer nur, wie ich mir erſcheine; welcher Satz dann oft böslicherweiſe ſo verdreht wird, daß er ſo viel ſagen wolle: es ſcheine mir nur (mihi videri), daß ich gewiſſe Vorſtellungen und Empfindungen habe, ja überhaupt daß ich exiſtire. — Der Schein iſt der Grund zu einem irrigen Urtheil aus ſubjectiven Urſachen, die fälſchlich für objectiv gehalten werden; Erſcheinung iſt aber gar kein Urtheil, ſondern blos empiriſche Anſchauung, die durch Reflexion und den daraus entſpringenden Verſtandesbegriff zur inneren Erfahrung und hiemit Wahrheit wird.

Daß die Wörter innerer Sinn und Apperception von den Seelenforſchern gemeinhin für gleichbedeutend genommen werden, unerachtet der erſtere allein ein pſychologiſches (angewandtes), die zweite aber blos ein logiſches (reines) Bewußtſein anzeigen ſoll, iſt die Urſache dieſer Irrungen. Daß wir aber durch den erſteren uns nur erkennen können, wie wir uns erſcheinen, erhellet daraus, weil Auffaſſung (apprehensio) der Eindrücke des erſteren eine formale Bedingung der inneren Anſchauung des Subjects, nämlich die Zeit, vorausſetzt, welche kein Verſtandesbegriff iſt, und alſo blos als ſubjective Bedingung gilt, wie nach der Beſchaffenheit der menſchlichen Seele uns innere Em-

pfindungen gegeben werden, alſo dieſe uns nicht, wie das Object an ſich iſt, zu erkennen giebt.

* * *

Dieſe Anmerkung gehört eigentlich nicht zur Anthropologie. In dieſer ſind nach Verſtandesgeſetzen vereinigte Erſcheinungen Erfahrungen, und da wird nach der Vorſtellungsart der Dinge, wie ſie auch ohne ihr Verhältniß zu den Sinnen in Betrachtung zu ziehen (mithin an ſich ſelbſt) ſind, gar nicht gefragt; denn dieſe Unterſuchung gehört zur Metaphyſik, welche es mit der Möglichkeit der Erkenntniß a priori zu thun hat. Aber es war doch nöthig ſo weit zurückzugehen, um auch nur die Verſtöße des ſpeculativen Kopfs in Anſehung dieſer Frage abzuhalten. — Da übrigens die Kenntniß des Menſchen durch innere Erfahrung, weil er darnach großentheils auch andere beurtheilt, von großer Wichtigkeit, aber doch zugleich von vielleicht größerer Schwierigkeit iſt, als die richtige Beurtheilung Anderer, indem der Forſcher ſeines Innern leichtlich, ſtatt blos zu beobachten, manches in das Selbſtbewußtſein hinein trägt; ſo iſt es rathſam und ſogar nothwendig von beobachteten Erſcheinungen in ſich ſelbſt anzufangen, und dann allererſt zu Behauptung gewiſſer Sätze, die die Natur des Menſchen angehen, d. i. zur inneren Erfahrung, fortzuſchreiten.

Apologie für die Sinnlichkeit.

§. 8.

Dem Verſtande bezeigt Jedermann alle Achtung, wie auch die Benennung deſſelben als oberen Erkenntnißvermögens es ſchon anzeigt; wer ihn lobpreiſen wollte, würde mit dem Spott jenes das Lob der Tugend erhebenden Redners (stulte! quis unquam vituperavit) abgefertigt werden. Aber die Sinnlichkeit iſt in üblem Ruf. Man ſagt ihr viel Schlimmes nach: z. B. 1) daß ſie die Vorſtellungskraft verwirre; 2) daß ſie das große Wort führe und als Herrſcherin, da ſie doch nur die Dienerin des Verſtandes ſein ſollte, halsſtarrig und ſchwer zu bändigen ſei; 3) daß ſie ſogar betrüge und man in Anſehung ihrer nicht genug auf ſeiner Hut ſein könne. — Anderſeits fehlt es ihr aber auch nicht an Lobrednern, vornehmlich unter Dichtern und Leuten von Geſchmack, welche die Verſinnlichung der Verſtandesbegriffe nicht allein als Verdienſt hochpreiſen, ſondern auch gerade hierin und daß die Begriffe nicht ſo mit peinlicher Sorgfalt in ihre Beſtandtheile zerlegt werden müßten, das Prägnante (die Gedankenfülle) oder das Emphatiſche (den Nachdruck) der Sprache und das Einleuchtende (die Helligkeit im Bewußtſein) der Vorſtellungen ſetzen, die Nacktheit des Verſtandes aber geradezu für Dürftigkeit erklären. *) Wir brauchen hier keinen Panegyriſten, ſondern nur einen Advocaten wider den Ankläger.

*) Da hier nur vom Erkenntnißvermögen und alſo von Vorſtellung (nicht dem Gefühl der Luſt oder Unluſt) die Rede iſt, ſo wird Empfindung nichts weiter als Sinnenvor-

ihren Dienſt zu disponiren. Daß ſie ihre Wichtigkeit nicht verkannt wiſſen wollen, die ihnen vornemlich in dem zukommt, was man den gemeinen Menſchenſinn (sensus communis) nennt, kann ihnen nicht für Anmaßung, über den Verſtand herrſchen zu wollen, angerechnet werden. Zwar giebt es Urtheile, die man eben nicht förmlich vor den Richterſtuhl des Verſtandes zieht, um von ihm abgeurtheilt zu werden; die daher unmittelbar durch den Sinn dictirt zu ſein ſcheinen. Dergleichen enthalten die ſogenannten Sinnſprüche, oder orakelmäßigen Anwandlungen, (wie diejenigen, deren Ausſpruch Sokrates ſeinem Genius zuſchrieb). Es wird nämlich dabei vorausgeſetzt, daß das erſte Urtheil über das, was in einem vorkommenden Falle zu thun recht und weiſe iſt, gemeiniglich auch das richtige ſei, und durch Nachgrübeln nur verkünſtelt werde. Aber ſie kommen in der That nicht aus den Sinnen, ſondern aus wirklichen, ob zwar dunkeln Ueberlegungen des Verſtandes. — Die Sinne machen darauf keinen Anſpruch und ſind, wie das gemeine Volk, welches, wenn es nicht Pöbel iſt (ignobile vulgus), ſeinem Obern, dem Verſtande, ſich zwar gern unterwirft, aber doch gehört werden will. Wenn aber gewiſſe Urtheile und Einſichten als unmittelbar aus dem innern Sinn (nicht vermittelſt des Verſtandes) hervorgehend, ſondern dieſer als für ſich gebietend und Empfindungen für Urtheile geltend angenommen werden, ſo iſt das baare Schwärmerei, welche mit der Sinnenverrückung in naher Verwandtſchaft ſteht.

Rechtfertigung der Sinnlichkeit wider die Dritte Anklage.

Die Sinne betrügen nicht. Dieser Satz ist die Ablehnung des wichtigsten, aber auch, genau erwogen, nichtigsten Vorwurfs, den man den Sinnen macht; und dieses darum, nicht, weil sie immer richtig urtheilen, sondern weil sie gar nicht urtheilen; weshalb der Irrthum immer nur dem Verstande zu Last fällt. — Doch gereicht diesem der Sinnenschein (species, apparentia), wenn gleich nicht zur Rechtfertigung, doch zur Entschuldigung; wonach der Mensch öfters in den Fall kommt, das Subjective seiner Verstellungsart für das Objective (den entfernten Thurm, an dem er keine Ecken sieht, für rund, das Meer, dessen entfernter Theil ihm durch höhere Lichtstrahlen ins Auge fällt, für höher als das Ufer (altum mare), den Vollmond, den er in seinem Aufgange am Horizont durch eine dunstige Luft sieht, ob zwar er ihn durch denselben Sehewinkel in's Auge faßt, für entfernter, also auch für größer, als wie er hoch am Himmel erscheint), und so Erscheinung für Erfahrung zu halten; dadurch aber in Irrthum, als einen Fehler des Verstandes, nicht den der Sinne, zu gerathen.

* * *

Ein Tadel, den die Logik der Sinnlichkeit entgegen wirft, ist der: daß man dem Erkenntniß, so wie es durch sie befördert wird, Seichtigkeit (Individualität, Einschränkung aufs Einzelne) vorwirft, da hingegen den Verstand, der auf's Allgemeine geht, eben darum

aber zu Abstractionen sich bequemen muß, der Vorwurf der Trockenheit trifft. Die ästhetische Behandlung, deren erste Forderung Popularität ist, schlägt aber einen Weg ein, auf dem beiden Fehlern ausgebeugt werden kann.

Vom Können in Ansehung des Erkenntnisvermögens überhaupt.

§. 10.

Der vorhergehende Paragraph, der vom Scheinvermögen handelte, in dem, was kein Mensch kann, führt uns zur Erörterung der Begriffe vom Leichten und Schweren (leve et grave), welche, dem Buchstaben nach, im Deutschen zwar nur körperliche Beschaffenheiten und Kräfte bedeuten, dann aber, wie im Lateinischen, nach einer gewissen Analogie, das Thunliche (facile) und Comparativ-Unthunliche (difficile) bedeuten sollen; denn das Kaum-Thunliche wird doch von einem Subject, das an dem Grade seines dazu erforderlichen Vermögens zweifelt, in gewissen Lagen und Verhältnissen desselben für subjectivunthunlich gehalten.

Die Leichtigkeit etwas zu thun (promtitudo) muß mit der Fertigkeit in solchen Handlungen (habitus) nicht verwechselt werden. Die erstere bedeutet einen gewissen Grad des mechanischen Vermögens: — „ich kann, wenn ich will" und bezeichnet subjective Möglichkeit; die zweite die subjectiv-praktische Nothwendigkeit, d. i. Gewohnheit, mithin einen gewissen Grad des Willens, der durch den oft

wiederholten Gebrauch seines Vermögens erworben wird: „ich will, weil es die Pflicht gebietet.“ Daher kann man die Tugend nicht so erklären: sie sei die Fertigkeit in freien rechtmäßigen Handlungen; denn dann wäre sie bloß Mechanism der Kraftanwendung; sondern Tugend ist die moralische Stärke in Befolgung seiner Pflicht, die niemals zur Gewohnheit werden, sondern immer ganz neu und ursprünglich aus der Denkungsart hervorgehen soll.

Das Leichte wird dem Schweren, aber oft auch dem Lästigen entgegengesetzt. Leicht ist einem Subject dasjenige, wozu ein großer Ueberschuß seines Vermögens über die zu einer That erforderliche Kraftanwendung in ihm anzutreffen ist. Was ist leichter, als die Förmlichkeiten der Visiten, Gratulationen und Condolenzen zu begehen? Was ist aber auch einem beschäftigten Manne beschwerlicher? Es sind freundschaftliche Vexationen (Plackereien), die ein Jeder herzlich wünscht los zu werden, indeß er doch auch Bedenken trägt, wider den Gebrauch zu verstoßen.

Welche Vexationen giebt es nicht in äußeren, zur Religion gezählten, eigentlich aber zur kirchlichen Form gezogenen Gebräuchen: wo gerade darin, daß sie zu nichts nutzen, und in der bloßen Unterwerfung der Gläubigen, sich durch Ceremonien und Observanzen, Büßungen und Kasteiungen (je mehr, desto besser) geduldig hudeln zu lassen, das Verdienstliche der Frömmigkeit gesetzt wird; indessen diese Frohndienste zwar mechanisch leicht (weil keine lasterhafte Neigung dabei aufgeopfert werden darf), aber dem Vernünftigen moralisch sehr beschwerlich und lästig fallen müssen. — Wenn daher der große moralische Volkslehrer sagte: „meine

Gebote sind nicht schwer," so wollte er dadurch nicht sagen, sie bedürften nur geringen Aufwand von Kräften, um sie zu erfüllen; denn in der That sind sie, als solche, welche reine Herzensgesinnungen fordern, das Schwerste unter Allem, was geboten werden mag; aber sie sind für einen Vernünftigen doch unendlich leichter als Gebote einer geschäftigen Nichtsthuerei (gratis anhelare, multa agendo nihil agere), dergleichen die waren, welche das Judenthum begründete; denn das Mechanischleichte fühlt der vernünftige Mann zentnerschwer, wenn er sieht, daß die darauf verwandte Mühe doch zu nichts nützt.

Etwas Schweres leicht zu machen ist Verdienst; es als leicht vorzumalen, ob man gleich es selbst zu leisten nicht vermag, ist Betrug. Das, was leicht ist, zu thun, ist verdienstlos. Methoden und Maschinen, und unter diesen die Vertheilung der Arbeiten unter verschiedene Künstler (fabrikenmäßige Arbeit), machen Vieles leicht, was mit eigenen Händen, ohne andere Werkzeuge, zu thun schwer sein würde.

Schwierigkeiten zu zeigen, ehe man die Vorschrift zur Unternehmung giebt (wie z. B. in Nachforschungen der Metaphysik), mag zwar abschrecken, aber das ist doch besser, als sie zu verhehlen. Der Alles, was er sich vornimmt, für leicht hält, ist leichtsinnig. Dem Alles, was er thut, leicht läßt, ist gewandt; so wie der, dessen Thun Mühe verräth, schwerfällig. — Die gesellige Unterhaltung (Conversation) ist ein bloßes Spiel, worin Alles leicht sein und leicht lassen muß. Daher die Ceremonie (das Steife) in derselben, z. B. das feierliche Abschiednehmen nach einem Gelage, als altväterisch abgeschafft ist.

Die Gemüthsstimmung der Menschen bei Unterneh-

mung eines Geschäfts ist nach Verschiedenheit der Temperamente verschieden. Einige fangen von Schwierigkeiten und Besorgnissen an (Melancholische), bei Andern ist die Hoffnung und vermeinte Leichtigkeit der Ausführung das Erste, was ihnen in die Gedanken kommt (Sanguinische).

Was ist aber von dem ruhmredigen Ausspruche der Kraftmänner, der nicht auf bloßem Temperament gegründet ist, zu halten? „Was der Mensch *will*, das *kann* er." Er ist nichts weiter als eine hochtönende Tautologie; was er nämlich *auf das Geheiß seiner moralischgebietenden Vernunft will*, das *soll* er, folglich *kann* er es auch thun (denn das Unmögliche wird ihm die Vernunft nicht gebieten). Es gab aber vor einigen Jahren solche Gecken, die das auch im physischen Sinne von sich priesen, und sich so als Weltbestürmer ankündigten, deren Rasse aber vorlängst ausgegangen ist.

Endlich macht das *Gewohntwerden* (consuetudo), da nämlich Empfindungen von eben derselben Art, durch ihre lange Dauer ohne Abwechselung, die Aufmerksamkeit von den Sinnen abziehen und man sich ihrer kaum mehr bewußt ist, zwar die Ertragung der Uebel *leicht* (die man alsdann fälschlich mit dem Namen einer Tugend, nämlich der Geduld, beehrt), aber auch das Bewußtsein und die Erinnerung des empfangenen Guten *schwerer*, welches dann gemeiniglich zum Undank (einer wirklichen Untugend) führt.

Aber die *Angewohnheit* (assuetudo) ist eine physische innere Nöthigung nach derselben Weise ferner zu verfahren, wie man bis dahin verfahren hat. Sie benimmt selbst den guten Handlungen eben dadurch ihren

moraliſchen Werth, weil ſie der Freiheit des Gemüths Abbruch thut, und überdies zu gedankenloſen Wiederholungen ebendeſſelben Acts (Monotonie) führt, und dadurch lächerlich wird. — Angewöhnte Flickwörter (Phraſen zu bloßer Ausfüllung der Leere an Gedanken) machen den Zuhörer unaufhörlich beſorgt, das Sprüchelchen wiederum hören zu müſſen, und den Redner zur Sprachmaſchine. Die Urſache der Erregung des Ekels, den die Angewohnheit eines Andern in uns erregt, iſt, weil das Thier hier gar zu ſehr aus dem Menſchen hervorſpringt, das inſtinctmäßig nach der Regel der Angewöhnung gleich als eine andere (nichtmenſchliche) Natur geleitet wird, und ſo Gefahr läuft, mit dem Vieh in eine und dieſelbe Klaſſe zu gerathen. — Doch können gewiſſe Angewöhnungen abſichtlich geſchehen und eingeräumt werden, wenn nämlich die Natur der freien Willkür ihre Hülfe verſagt, z. B. im Alter ſich an die Zeit des Eſſens und Trinkens, die Qualität und Quantität deſſelben, oder auch des Schlafs zu gewöhnen und ſo allmälig mechaniſch zu werden; aber das gilt nur als Ausnahme und im Nothfall. In der Regel iſt alle Angewohnheit verwerflich.

Von dem künſtlichen Spiel mit dem Sinnenſchein.

§. 11.

Das Blendwerk, welches durch Sinnenvorſtellungen dem Verſtande gemacht wird (praestigiae), kann natürlich, oder auch künſtlich ſein und iſt entweder Täuſchung (illusio), oder Betrug (fraus). —

Dasjenige Blendwerk, wodurch man genöthigt wird, etwas auf das Zeugniß der Augen für wirklich zu halten, ob es zwar von eben demselben Subject durch seinen Verstand für unmöglich erklärt wird, heißt Augenverblendniß (praestigiae).

Illusion ist dasjenige Blendwerk, welches bleibt, ob man gleich weiß, daß der vermeinte Gegenstand nicht wirklich ist. — Dieses Spiel des Gemüths mit dem Sinnenschein ist sehr angenehm und unterhaltend, wie z. B. die perspectivische Zeichnung des Inneren eines Tempels, oder, wie Raphael Mengs von dem Gemälde der Schule der Peripatetiker (mich deucht von Correggio) sagt: „daß, wenn man sie lange ansieht, sie zu gehen scheinen; oder wie eine im Stadthaus von Amsterdam gemalte Treppe mit halbgeöffneter Thür Jeden verleitet, an ihr hinaufzusteigen, u. drgl.

Betrug aber der Sinne ist: wenn, so bald man weiß, wie es mit dem Gegenstande beschaffen ist, auch der Schein sogleich aufhört. Dergleichen sind die Taschenspielerkünste von allerlei Art. — Kleidung, deren Farbe zum Gesicht vortheilhaft absticht, ist Illusion; Schminke aber Betrug. Durch die erstere wird man verleitet, durch die zweite geäfft. — Daher kommt es auch, daß man mit Farben nach der Natur bemalte Statüen menschlicher oder thierischer Gestalten nicht leiden mag: indem man jeden Augenblick betrogen wird, sie für lebend zu halten, so oft sie unversehens zu Gesichte kommen.

Bezauberung (fascinatio) in einem sonst gesunden Gemüthszustande ist ein Blendwerk der Sinne, von dem man sagt, daß es nicht mit natürlichen Dingen zugehe; weil das Urtheil, daß ein Gegenstand (oder

eine Beschaffenheit desselben) sei, bei darauf verwandter Attention, mit dem Urtheil, daß er nicht (oder anders gestaltet) sei, unwiderstehlich wechselt, — der Sinn also sich selbst zu widersprechen scheint. Wie ein Vogel, der gegen den Spiegel, in dem er sich selbst sieht, flattert, und ihn bald für einen wirklichen Vogel, bald nicht dafür hält. Dieses Spiel mit Menschen, daß sie ihren eigenen Sinnen nicht trauen, findet vornehmlich bei solchen Statt, die durch Leidenschaft stark angezogen werden. Dem Verliebten, der (nach Helvetius) seine Geliebte in den Armen eines Anderen sah, konnte diese, die es ihm schlechthin abläugnete, sagen: „Treuloser, du liebst mich nicht mehr; du glaubst mehr was du siehst, als was ich dir sage." — Gröber, wenigstens schädlicher war der Betrug, den die Bauchredner, die Gaßnere, die Mesmerianer u. drgl. vermeinte Schwarzkünstler verübten. Man nannte vor Alters die armen unwissenden Weiber, die so etwas Uebernatürliches zu thun vermeinten, Hexen, und noch in diesem Jahrhundert war der Glaube daran nicht völlig ausgerottet. *) Es scheint, das Ge-

*) Ein protestantischer Geistlicher in Schottland sagte noch in diesem Jahrhunderte in dem Verhör über einen solchen Fall als Zeuge zum Richter: „Mein Herr, ich versichere Euch auf meine priesterliche Ehre, daß dieses Weib eine Hexe ist;" worauf der Letztere erwiederte: „und ich versichere Euch auf meine richterliche Ehre, daß Ihr kein Hexenmeister seid." — Das jetzt deutsch gewordene Wort Hexe kommt von den Anfangsworten der Meßformel bei Einweihung der Hostie her, welche der Gläubige mit leiblichen Augen als eine kleine Scheibe Brot sieht, nach Aussprechung derselben aber mit geistigen Augen als den Leib eines Menschen zu sehen verbunden wird. Denn die Wörter hoc est haben zuerst

fühl der Verwunderung über etwas Unerhörtes habe an ſich ſelbſt viel Anlockendes für den Schwachen: nicht bloß weil ihm auf einmal neue Ausſichten eröffnet werden, ſondern weil er dadurch von dem ihm läſtigen Gebrauch der Vernunft losgeſprochen zu ſein, dagegen Andere in der Unwiſſenheit ſich gleich zu machen, verleitet wird.

Von dem erlaubten moraliſchen Schein.

§. 12.

Die Menſchen ſind insgeſammt, je civiliſirter, deſto mehr Schauſpieler: ſie nehmen den Schein der Zuneigung, der Achtung vor Anderen, der Sittſamkeit, der Uneigennützigkeit an, ohne irgend Jemand dadurch zu betrügen; weil ein jeder Andere, daß es hiemit eben nicht herzlich gemeint ſei, dabei einverſtändigt iſt, und es iſt auch ſehr gut, daß es ſo in der Welt zugeht. Denn dadurch, daß Menſchen dieſe Rolle ſpielen, werden zuletzt die Tugenden, deren Schein ſie eine geraume Zeit hindurch nur gekünſtelt haben, nach und nach wohl wirklich erweckt, und gehen in die Geſinnung über. — Aber der Betrüger in uns ſelbſt, die Neigung, zu betrügen, iſt wiederum Rückkehr zum Gehorſam unter das Geſetz der Tugend, und nicht Betrug, ſondern ſchuldloſe Täuſchung unſerer ſelbſt.

---

das Wort corpus hinzugethan, wo hoc est corpus ſprechen in hocuspocus machen verändert wurde; vermuthlich aus frommer Scheu den rechten Namen zu nennen und zu profaniren; wie es Abergläubiſche bei unnatürlichen Gegenſtänden zu thun pflegen, um ſich daran nicht zu vergreifen.

So ist die Anekelung seiner eigenen Existenz, aus der Leerheit des Gemüths an Empfindungen, zu denen es unaufhörlich strebt, der langen Weile, wobei man doch zugleich ein Gewicht der Trägheit fühlt, d. i. des Ueberdrusses an aller Beschäftigung, die Arbeit heißen und jenen Ekel vertreiben könnte, weil sie mit Beschwerden verbunden ist, ein höchst widriges Gefühl, dessen Ursache keine andere ist, als die natürliche Neigung zur Gemächlichkeit (einer Ruhe, vor der keine Ermüdung vorhergeht). — Diese Neigung ist aber betrügerisch, selbst in Ansehung der Zwecke, welche die Vernunft dem Menschen zum Gesetz macht, um mit sich selbst zufrieden zu sein, wenn er gar nichts thut (zwecklos vegetirt), weil er da doch nichts Böses thut. Sie also wieder zu betrügen (welches durch das Spiel mit schönen Künsten, am meisten aber durch gesellige Unterhaltung geschehen kann), heißt die Zeit vertreiben (tempus fallere); wo der Ausdruck schon die Absicht andeutet, nämlich die Neigung zur geschäftlosen Ruhe selbst zu betrügen, wenn durch schöne Künste das Gemüth spielend unterhalten, ja auch nur durch ein bloßes an sich zweckloses Spiel in einem friedlichen Kampfe wenigstens Cultur des Gemüths bewirkt wird; widrigenfalls es heißen würde, die Zeit tödten. — — Mit Gewalt ist wider die Sinnlichkeit in den Neigungen nichts ausgerichtet; man muß sie überlisten, und, wie Swift sagt, dem Wallfisch eine Tonne zum Spiel hingeben, um das Schiff zu retten.

Die Natur hat den Hang, sich gern täuschen zu lassen, dem Menschen weislich eingepflanzt, selbst um die Tugend zu retten, oder doch zu ihr hinzuleiten.

Der gute ehrbare Anſtand iſt ein äußerer Schein, der Andern Achtung einflößt (ſich nicht gemein zu machen). Zwar würde das Frauenzimmer damit ſchlecht zufrieden ſein, wenn das männliche Geſchlecht ihren Reizen nicht zu huldigen ſchiene. Aber Sittſamkeit (pudicitia), ein Selbſtzwang, der die Leidenſchaft verſteckt, iſt doch als Illuſion ſehr heilſam, um zwiſchen einem und dem anderen Geſchlecht den Abſtand zu bewirken, der nöthig iſt, um nicht das Eine zum bloßen Werkzeuge des Genuſſes des Anderen herabzuwürdigen. — Ueberhaupt iſt Alles, was man Wohlanſtändigkeit (decorum) nennt, von derſelben Art, nämlich nichts als ſchöner Schein.

Höflichkeit (Politeſſe) iſt ein Schein der Herablaſſung, der Liebe einflößt. Die Verbeugungen (Complimente) und die ganze höfiſche Galanterie, ſammt den heißeſten Freundſchaftsverſicherungen mit Worten, ſind zwar nicht eben immer Wahrheit (Meine lieben Freunde: es giebt keinen Freund! Aristoteles), aber ſie betrügen darum doch auch nicht, weil ein Jeder weiß, wofür er ſie nehmen ſoll, und dann vornehmlich darum, weil dieſe anfänglich leeren Zeichen des Wohlwollens und der Achtung nach und nach zu wirklichen Geſinnungen dieſer Art hinleiten.

Alle menſchliche Tugend im Verkehr iſt Scheidemünze; ein Kind iſt der, welcher ſie für echtes Gold nimmt. — Es iſt doch aber beſſer, Scheidemünze, als gar kein ſolches Mittel im Umlauf zu haben, und endlich kann es doch, wenn gleich mit anſehnlichem Verluſt, in baares Gold umgeſetzt werden. Sie für lauter Spielmarken, die gar keinen Werth haben,

auszugeben, mit dem sarkastischen Swift zu sagen: „Die Ehrlichkeit ist ein Paar Schuhe, die im Kothe ausgetreten worden" u. s. w. oder, mit dem Prediger Hofstede, in seinem Angriff auf Marmontels Belisar, selbst einen Sokrates zu verleumden, um ja zu verhindern, daß irgend Jemand an die Tugend glaube, ist ein an der Menschheit verübter Hochverrath. Selbst der Schein des Guten an Anderen muß uns werth sein; weil aus diesem Spiel mit Verstellungen, welche Achtung erwerben, ohne sie vielleicht zu verdienen, endlich wohl Ernst werden kann. — Nur der Schein des Guten in uns selbst muß ohne Verschonen weggewischt, und der Schleier, womit die Eigenliebe unsere moralischen Gebrechen verdeckt, abgerissen werden; weil der Schein da betrügt, wo man durch das, was ohne allen moralischen Gehalt ist, die Tilgung seiner Schuld, oder gar, in Wegwerfung desselben, die Ueberredung nichts schuldig zu sein, sich vorspiegelt, z. B. wenn die Bereuung der Uebelthaten am Ende des Lebens für wirkliche Besserung, oder vorsetzliche Uebertretung als menschliche Schwachheit, vorgemalt wird.

Von den fünf Sinnen.

§. 13.

Die Sinnlichkeit im Erkenntnißvermögen (das Vermögen der Vorstellungen in der Anschauung) enthält zwei Stücke: den Sinn und die Einbildungskraft. — Das erstere ist das Vermögen der Anschauung in der Gegenwart des Gegenstandes, das zweite auch ohne die Gegenwart desselben. — Die

Sinne aber werden wiederum in die äußeren und den inneren Sinn (sensus externus, internus) eingetheilt; der erstere ist der, wo der menschliche Körper durch körperliche Dinge, der zweite, wo er durch's Gemüth afficirt wird; wobei zu merken ist, daß der letztere als bloßes Wahrnehmungsvermögen (der empirischen Anschauung), vom Gefühl der Lust und Unlust, d. i. der Empfänglichkeit des Subjects, durch gewisse Vorstellungen zur Erhaltung oder Abwehrung des Zustandes dieser Vorstellungen bestimmt zu werden, verschieden gedacht wird, den man den inwendigen Sinn (sensus interior) nennen könnte. — Eine Vorstellung durch den Sinn, deren man sich als einer solchen bewußt ist, heißt besonders Sensation, wenn die Empfindung zugleich Aufmerksamkeit auf den Zustand des Subjects erregt.

§. 14.

Man kann zuerst die Sinne der Körperempfindung in den der Vitalempfindung (sensus vagus), und die der Organempfindung (sensus fixus), und, da sie insgesammt nur da, wo Nerven sind, angetroffen werden, in diejenigen eintheilen, welche das ganze System der Nerven, oder nur den zu einem gewissen Gliede des Körpers gehörenden Nerven afficiren. — Die Empfindung der Wärme und Kälte, selbst die, welche durchs Gemüth erregt wird (z. B. durch schnell wachsende Hoffnung oder Furcht), gehört zum Vitalsinn. Der Schauer, der den Menschen selbst bei der Vorstellung des Erhabenen überläuft und das Gräuseln, womit Ammenmährchen in später Abendzeit die Kinder zu Bette jagen, sind von der letzteren

Art; sie durchdringen den Körper, so weit als in ihm Leben ist.

Der Organsinne aber können füglich nicht mehr oder weniger als fünf aufgezählt werden, so fern sie sich auf äußere Empfindung beziehen.

Drei derselben aber sind mehr objectiv als subjectiv, d. i. sie tragen, als empirische Anschauung, mehr zur Erkenntniß des äußeren Gegenstandes bei, als sie das Bewußtsein des afficirten Organs rege machen; — zwei aber sind mehr subjectiv als objectiv, d. i. die Vorstellung durch dieselbe ist mehr die des Genusses, als der Erkenntniß des äußeren Gegenstandes; daher man sich über die ersteren mit Anderen leicht einverständigen kann, in Ansehung der letzteren aber, bei einerlei äußerer empirischer Anschauung und Benennung des Gegenstandes, die Art, wie das Subject sich von ihm afficirt fühlt, ganz verschieden sein kann.

Die Sinne von der ersteren Klasse sind 1) der der Betastung (tactus), 2) des Gesichts (visus), 3) des Gehörs (auditus). — Von der zweiten a) des Geschmacks (gustus), b) des Geruchs (olfactus); insgesammt lauter Sinne der Organempfindung, gleichsam so vieler äußerer, von der Natur für das Thier zum Unterscheiden der Gegenstände zubereiteten, Eingänge.

Vom Sinne der Betastung.

§. 15.

Der Sinn der Betastung liegt in den Fingerspitzen und den Nervenwärzchen (papillae) derselben, um

durch die Berührung der Oberfläche eines festen Körpers die Gestalt desselben zu erkundigen. — Die Natur scheint allein dem Menschen dieses Organ angewiesen zu haben, damit er durch Betastung von allen Seiten sich einen Begriff von der Gestalt eines Körpers machen könne; denn die Fühlhörner der Insecten scheinen nur die Gegenwart desselben, nicht die Erkundigung der Gestalt zur Absicht zu haben. — Dieser Sinn ist auch der einzige, von unmittelbarer äußerer Wahrnehmung; eben darum auch der wichtigste und am sichersten belehrende, dennoch aber der gröbste: weil die Materie fest sein muß, von deren Oberfläche der Gestalt nach wir durch Berührung belehrt werden sollen. (Von der Vitalempfindung, ob die Oberfläche sanft oder unsanft, vielweniger noch ob sie warm oder kalt anzufühlen sei, ist hier nicht die Rede.) — Ohne diesen Organsinn würden wir uns von einer körperlichen Gestalt gar keinen Begriff machen können, auf deren Wahrnehmung also die beiden andern Sinne der ersten Klasse ursprünglich bezogen werden müssen, um Erfahrungserkenntniß zu verschaffen.

Vom Gehör.

§. 16.

Der Sinn des Gehörs ist einer der Sinne von bloß mittelbarer Wahrnehmung. — Durch die Luft, die uns umgiebt, und vermittelst derselben wird ein entfernter Gegenstand in großem Umfange erkannt, und durch eben dieses Mittel, welches durch das Stimmorgan, den Mund, in Bewegung gesetzt wird, können sich Menschen am leichtesten und vollständigsten mit

Anderen in Gemeinschaft der Gedanken und Empfindungen bringen, vornehmlich wenn die Laute, die jeder den Anderen hören läßt, articulirt sind, und in ihrer gesetzlichen Verbindung durch den Verstand eine Sprache ausmachen. — Die Gestalt des Gegenstandes wird durch's Gehör nicht gegeben, und die Sprachlaute führen nicht unmittelbar zur Vorstellung desselben, sind aber eben darum, und weil sie an sich nichts, wenigstens keine Objecte, sondern allenfalls nur innere Gefühle bedeuten, die geschicktesten Mittel der Bezeichnung der Begriffe, und Taubgeborne, die eben darum auch stumm (ohne Sprache) bleiben müssen, können nie zu etwas Mehrerem als einem Analogon der Vernunft gelangen.

Was aber den Vitalsinn betrifft, so wird dieser durch Musik, als ein regelmäßiges Spiel von Empfindungen des Gehörs, unbeschreiblich lebhaft und mannichfaltig nicht bloß bewegt, sondern auch gestärkt, welche also gleichsam eine Sprache bloßer Empfindungen (ohne alle Begriffe) ist. Die Laute sind hier Töne, und dasjenige für's Gehör, was die Farben für's Gesicht sind; eine Mittheilung der Gefühle in die Ferne in einem Raum umher, an Alle, die sich darin befinden, und ein gesellschaftlicher Genuß, der dadurch nicht vermindert wird, daß Viele an ihm theilnehmen.

Von dem Sinn der Sehens.

§. 17.

Auch das Gesicht ist ein Sinn der mittelbaren Empfindung durch eine nur für ein gewisses Organ (die Augen) empfindbare bewegte Materie, durch

Licht, welches nicht, wie der Schall, bloß eine wellenartige Bewegung eines flüssigen Elements ist, die sich im Raume umher nach allen Seiten verbreitet, sondern eine Ausströmung, durch welche ein Punct für das Object im Raume bestimmt wird, und vermittelst dessen uns das Weltgebäude in einem so unermeßlichen Umfange bekannt wird, daß, vornehmlich bei selbstleuchtenden Himmelskörpern, wenn wir ihre Entfernung mit unseren Maßstäben hier auf Erden vergleichen, wir über die Zahlenreihe ermüden, und dabei fast mehr Ursache haben, über die zarte Empfindsamkeit dieses Organs in Ansehung der Wahrnehmung so geschwächter Eindrücke zu erstaunen, als über die Größe des Gegenstandes (des Weltgebäudes), vornehmlich wenn man die Welt im Kleinen, so wie sie uns vermittelst der Mikroskopien vor Augen gestellt wird, z. B. bei den Infusionsthierchen, dazu nimmt. — Der Sinn des Gesichts ist, wenn gleich nicht unentbehrlicher als der des Gehörs, doch der edelste; weil er sich unter allen am meisten von dem der Betastung, als der eingeschränktesten Bedingung der Wahrnehmungen, entfernt, und nicht allein die größte Sphäre derselben im Raume enthält, sondern auch sein Organ am wenigsten afficirt fühlt, (weil es sonst nicht bloßes Sehen sein würde), hiemit also einer reinen Anschauung (der unmittelbaren Vorstellung des gegebenen Objects ohne beigemischte merkliche Empfindung) näher kommt.

* * *

Diese drei äußern Sinne leiten durch Reflexion das Subject zum Erkenntniß des Gegenstandes als eines

Dinges außer uns. — Wenn aber die Empfindung ſo ſtark wird, daß das Bewußtſein der Bewegung des Organs ſtärker wird, als das der Beziehung auf ein äußeres Object, ſo werden äußere Vorſtellungen in innere verwandelt. — Das Glatte oder Rauhe im Anfühlbaren bemerken, iſt ganz was Anderes, als die Figur des äußeren Körpers dadurch erkundigen. Eben ſo: wenn das Sprechen Anderer ſo ſtark iſt, daß Einem, wie man ſagt, die Ohren davon weh thun, oder wenn Jemand, welcher aus einem dunkeln Gemach in den hellen Sonnenſchein tritt, mit den Augen blinzelt, ſo wird der letzte durch zu ſtarke oder plötzliche Erleuchtung auf einige Augenblicke blind, der erſte durch kreiſchende Stimme taub, d. i. beide können vor der Heftigkeit der Sinnesempfindung nicht zum Begriff vom Object kommen, ſondern ihre Aufmerkſamkeit iſt bloß an die ſubjective Vorſtellung, nämlich die Veränderung des Organs, geheftet.

Von den Sinnen des Geſchmacks und des Riechens.

§. 18.

Die Sinne des Geſchmacks und des Geruchs ſind beide mehr ſubjectiv als objectiv; der erſtere in der Berührung des Organs der Zunge, des Schlundes und der Gaumen durch den äußeren Gegenſtand, der zweite durch Einziehung der mit der Luft vermiſchten fremden Ausdünſtungen, wobei der Körper, der ſie ausſtrömt, ſelbſt vom Organ entfernt ſein kann. Beide ſind einander nahe verwandt, und wem der Geruch

mangelt, der hat jederzeit nur einen ſtumpfen Geſchmack. — Man kann ſagen, daß beide durch Salze (fixe und flüchtige), deren die eine durch Flüſſigkeit im Munde, die andere durch die Luft aufgelöſt ſein müſſen, afficirt werden, welche in das Organ eindringen müſſen, um dieſem ihre ſpecifiſche Empfindung zukommen zu laſſen.

Allgemeine Anmerkung über die äuſsern Sinne.

§. 19.

Man kann die Empfindungen der äußern Sinne in die des mechaniſchen und des chemiſchen Einfluſſes eintheilen. Zu den mechaniſch einfließenden gehören die drei oberſten, zu denen von chemiſchem Einfluß die zwei niedern Sinne. Jene ſind Sinne der Wahrnehmung, (oberflächlich), dieſe des Genuſſes (innigſte Einnehmung). — Daher kommt es, daß der Ekel, ein Anreiz, ſich des Genoſſenen durch den kürzeſten Weg des Speiſekanals zu entledigen (ſich zu erbrechen), als eine ſo ſtarke Vitalempfindung den Menſchen beigegeben worden, weil jene innigliche Einnehmung dem Thier gefährlich werden kann.

Weil es aber auch einen Geiſtesgenuß giebt, der in der Mittheilung der Gedanken beſteht, das Gemüth aber dieſen, wenn er uns aufgedrungen wird, und doch als Geiſtesnahrung für uns nicht gedeihlich iſt, widerlich findet, (wie z. B. die Wiederholung immer einerlei witzig oder luſtig ſein ſollender Einfälle uns ſelbſt durch dieſe Einerleiheit ungedeihlich werden kann,)

ſo wird der Inſtinct der Natur, ſeiner los zu werden, der Analogie wegen, gleichfalls Ekel genannt; ob er gleich zum inneren Sinn gehört.

Geruch iſt gleichſam ein Geſchmack in der Ferne, und Andere werden gezwungen, mit zu genießen, ſie mögen wollen oder nicht, und darum iſt er, als der Freiheit zuwider, weniger geſellig als der Geſchmack, wo, unter vielen Schüſſeln oder Bouteillen, der Gaſt Eine nach ſeiner Behaglichkeit wählen kann, ohne daß Andere genöthigt werden, davon mit zu genießen. — Schmutz ſcheint nicht ſowohl durch das Widrige für's Auge und die Zunge, als vielmehr durch den davon zu vermuthenden Geſtank, Ekel zu erwecken. Denn die Einnehmung durch den Geruch (in die Lungen) iſt noch inniglicher, als die durch die einſaugenden Gefäße des Mundes, oder des Schlundes.

Je ſtärker die Sinne, bei eben demſelben Grade des auf ſie geſchehenen Einfluſſes, ſich afficirt fühlen, deſto weniger lehren ſie. Umgekehrt: wenn ſie viel lehren ſollen, müſſen ſie mäßig afficiren. Im ſtärkſten Licht ſieht (unterſcheidet) man nichts, und eine ſtentoriſch angeſtrengte Stimme betäubt (unterdrückt das Denken).

Je empfänglicher der Vitalſinn für Eindrücke iſt (je zärtlicher und empfindlicher), deſto unglücklicher iſt der Menſch; je empfänglicher für den Organſinn (empfindſamer), dagegen abgehärteter für den Vitalſinn der Menſch iſt, deſto glücklicher iſt er; — ich ſage glücklicher, nicht eben moraliſch-beſſer; — denn er hat das Gefühl ſeines Wohlſeins mehr in ſeiner Gewalt. Die Empfindungsfähigkeit aus Stärke (sensibilitas sthenica) kann man zarte Empfindſamkeit, die aus

Schwäche des Subjects, dem Eindringen der Sinneneinflüsse in's Bewußtsein nicht hinreichend widerstehen zu können, d. i. wider Willen darauf zu attendiren, zärtliche Empfindlichkeit (sensibilitas asthenica) nennen.

Fragen.

§. 20.

Welcher Organsinn ist der undankbarste und scheint auch der entbehrlichste zu sein? Der des Geruchs. Es belohnt nicht, ihn zu cultiviren, oder wohl gar zu verfeinern, um zu genießen; denn es giebt mehr Gegenstände des Ekels, (vornehmlich in volkreichern Oertern), als der Annehmlichkeit, die er verschaffen kann, und der Genuß durch diesen Sinn kann immer auch nur flüchtig und vorübergehend sein, wenn er vergnügen soll. — Aber als negative Bedingung des Wohlseins, um nicht schädliche Luft (den Ofendunst, den Gestank der Moräste und Aeser) einzuathmen, oder auch faulende Sachen zur Nahrung zu brauchen, ist dieser Sinn nicht unwichtig. — Eben dieselbe Wichtigkeit hat auch der zweite Genußsinn, nämlich der Sinn des Geschmacks, aber mit dem ihm eigenthümlichen Vorzuge, daß dieser die Geselligkeit im Genießen befördert, was der vorige nicht thut, überdies auch daß er schon bei der Pforte des Eingangs der Speisen in den Darmkanal die Gedeihlichkeit derselben zum voraus beurtheilt; denn diese ist mit der Annehmlichkeit in diesem Genusse, als einer ziemlich sicheren Vorhersagung der letzteren, wohl verbunden, wenn Ueppigkeit und Schwelgerei den Sinn nur nicht verkünstelt

hat. Worauf der Appetit bei Kranken fällt, das pflegt ihnen auch gemeiniglich, gleich einer Arznei, gedeihlich zu sein. — Der Geruch der Speisen ist gleichsam ein Vorgeschmack, und der Hungrige wird durch den Geruch von beliebten Speisen zum Genusse eingeladen, so wie der Satte dadurch abgewiesen wird.

Giebt es ein Vicariat der Sinne, d. i. einen Gebrauch des einen Sinnes, um die Stelle eines andern zu vertreten? Dem Tauben kann man, wenn er nur sonst hat hören können, durch die Gebehrdung, also durch die Augen desselben, die gewohnte Sprache ablocken; wozu auch die Beobachtung der Bewegung seiner Lippen gehört, ja durch das Gefühl der Betastung bewegter Lippen im Finstern kann eben dasselbe geschehen. Ist er aber taub geboren, so muß der Sinn des Sehens aus der Bewegung der Sprachorgane die Laute, die man ihm bei seiner Belehrung abgelockt hat, in ein Fühlen der eigenen Bewegung der Sprachmuskeln desselben verwandeln; wiewohl er dadurch nie zu wirklichen Begriffen kommt, weil die Zeichen, deren er dazu bedarf, keiner Allgemeinheit fähig sind. — Der Mangel eines musikalischen Gehörs, obgleich das bloß physische unverletzt ist, da das Gehör zwar Laute aber nicht Töne vernehmen, der Mensch also zwar sprechen aber nicht singen kann, ist eine schwer zu erklärende Verkrüppelung; so wie es Leute giebt, die sehr gut sehen, aber keine Farben unterscheiden können, und denen alle Gegenstände wie im Kupferstich erscheinen.

Welcher Mangel oder Verlust eines Sinnes ist wichtiger, der des Gehörs oder des Gesichts? — Der erstere ist, wenn er angeboren wäre, unter allen am wenigsten ersetzlich; ist er aber nur später, nachdem der Gebrauch

der Augen, es ſei zu Beobachtung des Gebehrdenſpiels, oder, noch mittelbarer, durch Leſung einer Schrift ſchon cultivirt worden, erfolgt: ſo kann ein ſolcher Verluſt, vornehmlich bei einem Wohlhabenden, noch wohl nothdürftig durch's Geſicht erſetzt werden. Aber ein im Alter Taubgewordener vermißt dieſes Mittel des Umgangs gar ſehr, und, ſo wie man viele Blinde ſieht, welche geſprächig, geſellſchaftlich und an der Tafel fröhlich ſind, ſo wird man ſchwerlich einen, der ſein Gehör verloren hat, in Geſellſchaft anders als verdrießlich, mißtrauiſch und unzufrieden antreffen. Er ſieht in den Mienen der Tiſchgenoſſen allerlei Ausdrücke von Affect, oder wenigſtens Intereſſe, und zerarbeitet ſich vergeblich, ihre Bedeutung zu errathen, und iſt alſo ſelbſt mitten in der Geſellſchaft zur Einſamkeit verdammt.

* * *

§. 21.

Noch gehört zu den beiden letzteren Sinnen (die mehr ſubjectiv als objectiv ſind,) eine Empfänglichkeit für gewiſſe Objecte äußerer Sinnenempfindungen von der beſonderen Art, daß ſie bloß ſubjectiv ſind und auf die Organe des Riechens und Schmeckens durch einen Reiz wirken, der doch weder Geruch noch Geſchmack iſt, ſondern als die Einwirkung gewiſſer fixer Salze, welche die Organe zu ſpecifiſchen *Ausleerungen* reizen, gefühlt wird; daher denn dieſe Objecte nicht eigentlich genoſſen und in die Organe *innigſt* aufgenommen werden, ſondern nur ſie berühren und bald darauf weggeſchafft werden ſollen: eben dadurch aber den ganzen Tag hindurch (die Eſſenszeit und den Schlaf ausgenom-

men) ohne Sättigung können gebraucht werden. — Das gemeinste Material derselben ist der Tabak, es sei ihn zu schnupfen, oder ihn in den Mund zwischen der Backe und dem Gaumen zur Reizung des Speichels zu legen, oder auch ihn durch Pfeifenröhre, wie selbst die spanischen Frauenzimmer in Lima durch einen angezündeten Zigarro, zu rauchen. Statt des Tabaks bedienen sich die Malaien im letzteren Fall der Arekanuß in ein Betelblatt gewickelt (Betelareck), welches eben dieselbe Wirkung thut. — Dieses Gelüsten (Pica), abgesehen von dem medicinischen Nutzen oder Schaden, den die Absonderung des Flüssigen in beiderlei Organen zur Folge haben mag, ist, als bloße Aufreizung des Sinnengefühls überhaupt, gleichsam ein oft wiederholter Antrieb der Recollection der Aufmerksamkeit auf seinen Gedankenzustand, der sonst einschläfern, oder durch Gleichförmigkeit und Einerleiheit langweilig sein würde; statt dessen jene Mittel sie immer stoßweise wieder aufwecken. Diese Art der Unterhaltung des Menschen mit sich selbst vertritt die Stelle einer Gesellschaft; indem es die Leere der Zeit statt des Gespräches mit immer neu erregten Empfindungen und schnell vorbei gehenden, aber immer wieder erneuerten, Anreizen ausfüllt.

Vom inneren Sinn.

§. 22.

Der innere Sinn ist nicht die reine Apperception, ein Bewußtsein dessen, was der Mensch thut, denn dieses gehört zum Denkungsvermögen, sondern was er leidet, wiefern er durch sein eignes Gedankenspiel afficirt

wird. Ihm liegt die innere Anſchauung, folglich das Verhältniß der Vorſtellungen in der Zeit (ſo wie ſie darin zugleich oder nach einander ſind) zum Grunde. Die Wahrnehmungen deſſelben und die durch ihre Verknüpfung zuſammengeſetzte (wahre oder ſcheinbare) innere Erfahrung iſt nicht bloß anthropologiſch, wo man nämlich davon abſieht, ob der Menſch eine Seele (als beſondere unkörperliche Subſtanz) habe oder nicht, ſondern pſychologiſch, wo man eine ſolche in ſich wahrzunehmen glaubt, und das Gemüth, welches als ein bloßes Vermögen zu empfinden und zu denken vorgeſtellt iſt, als beſondere, im Menſchen wohnende Subſtanz angeſehen wird. — Da giebt es alsdann nur Einen inneren Sinn; weil es nicht verſchiedene Organe ſind, durch welche der Menſch ſich innerlich empfindet, und man könnte ſagen, die Seele iſt das Organ des inneren Sinnes, von dem nun geſagt wird, daß er auch Täuſchungen unterworfen iſt, die darin beſtehen, daß der Menſch die Erſcheinungen deſſelben entweder für äußere Erſcheinungen d. i. Einbildungen für Empfindungen nimmt, oder aber gar für Eingebungen hält, von denen ein anderes Weſen, welches doch kein Gegenſtand äußerer Sinne iſt, die Urſache ſei: wo die Illuſion alsdann Schwärmerei, oder auch Geiſterſeherei und beides Betrug des inneren Sinnes iſt. In beiden Fällen iſt es Gemüthskrankheit: der Hang, das Spiel der Vorſtellungen des inneren Sinnes für Erfahrungserkenntniß anzunehmen, da er doch nur eine Dichtung iſt; oft auch ſich ſelbſt mit einer gekünſtelten Gemüthsſtimmung hinzuhalten, vielleicht weil man ſie für heilſam und über die Niedrigkeit der Sinnenvorſtellungen erhaben hält, und mit darnach geform-

chen, wie Fielding in ſeinem Jonathan Wild dem großen, oder Blumauer in ſeinem traveſtirten Virgil, und z. B. einen herzbeklemmenden Roman, wie Clariſſa, luſtig und mit Nutzen parodiren, und ſo die Sinne ſtärken, dadurch, daß man ſie vom Widerſtreite befreit, den falſche und ſchädliche Begriffe ihnen beigemiſcht haben.

b.

Die Neuigkeit.

Durch das Neue, wozu auch das Seltene und das verborgen Gehaltene gehört, wird die Aufmerkſamkeit belebt. Denn es iſt Erwerb; die Sinnenvorſtellung gewinnt alſo dadurch mehr Stärke. Das Alltägige oder Gewohnte löſcht ſie aus. Doch iſt darunter nicht die Entdeckung, Berührung oder öffentliche Ausſtellung eines Stücks des Alterthums zu verſtehen, wodurch eine Sache vergegenwärtigt wird, von der man, nach dem natürlichen Lauf der Dinge, hätte vermuthen ſollen, daß die Gewalt der Zeit ſie längſt vernichtet hätte. Auf einem Stück des Gemäuers des alten Theaters der Römer (in Verona oder Nimes) zu ſitzen, einen Hausrath jenes Volks aus dem alten, nach vielen Jahrhunderten unter der Lava entdeckten, Herkulanum in Händen zu haben, eine Münze macedoniſcher Könige, oder eine Gemme von der alten Sculptur vorzeigen zu können u. dgl. weckt die Sinne des Kenners zur größten Aufmerkſamkeit. Der Hang zur Erwerbung einer Kenntniß, bloß ihrer Neuigkeit, Seltenheit und Verborgenheit halber, wird die Curioſität genannt. Dieſe Neigung, ob ſie zwar nur mit

Vorſtellungen ſpielend und ſonſt ohne Intereſſe an ihrem Gegenſtande iſt, wenn ſie nur nicht auf Ausſpähung deſſen geht, was eigentlich nur Andere intereſſirt, iſt nicht zu tadeln. — Was aber den bloßen Sinneneindruck betrifft, ſo macht jeder Morgen bloß durch die Neuigkeit ſeiner Empfindungen alle Vorſtellungen der Sinne, (wenn dieſe nur ſonſt nicht krankhaft ſind) klarer und belebter als ſie gegen Abend zu ſein pflegen.

c.

Der Wechſel.

Monotonie (völlige Gleichförmigkeit in Empfindungen) bewirkt endlich Atonie derſelben (Ermattung der Aufmerkſamkeit auf ſeinen Zuſtand), und die Sinnenempfindung wird geſchwächt. Abwechſelung friſcht ſie auf; ſo wie eine in ebendemſelben Tone, es ſei geſchrieene oder mit gemäßigter aber gleichförmiger Stimme abgeleſene, Predigt die ganze Gemeinde in Schlaf bringt. — Arbeit und Ruhe, Stadt- und Landleben, im Umgange Unterredung und Spiel, in der Einſamkeit Unterhaltung, bald mit Geſchichten, bald mit Gedichten, einmal mit Philoſophie und dann mit Mathematik, ſtärken das Gemüth. — Es iſt eben dieſelbe Lebenskraft, welche das Bewußtſein der Empfindungen rege macht; aber die verſchiedenen Organe derſelben löſen einander in ihrer Thätigkeit ab. So iſt es leichter, ſich eine geraume Zeit im Gehen zu unterhalten, weil da eine Muskel (der Beine) mit dem anderen in der Ruhe wechſelt, als ſteif auf einer und derſelben Stelle ſtehen zu bleiben, wo einer unabgeſpannt eine Weile wirken muß. — Daher iſt das Rei-

ſen ſo anlockend; nur Schade, daß es bei mäßigen Leuten eine Leere (die Atonie), als die Folge von der Monotonie des häuslichen Lebens, zurückläßt.

Die Natur hat es nun zwar ſchon ſelbſt ſo geordnet, daß ſich zwiſchen angenehmen und den Sinn unterhaltenden Empfindungen der Schmerz ungerufen einſchleicht und ſo das Leben intereſſant macht. Aber abſichtlich, der Abwechſelung wegen, ihn beizumiſchen und ſich wehe zu thun, ſich aufwecken zu laſſen, um das erneuerte Einſchlafen recht zu fühlen, oder, wie in Fieldings Roman (der Findling) ein Herausgeber dieſes Buchs, nach des Verfaſſers Tode noch einen letzten Theil hinzufügte, um, der Abwechſelung halber, in die Ehe (womit die Geſchichte ſchloß) noch Eiferſucht hineinzubringen, iſt abgeſchmackt; denn die Verſchlimmerung eines Zuſtandes iſt nicht Vermehrung des Intereſſe, welches die Sinne daran nehmen; ſelbſt nicht in einem Trauerſpiel. Denn Beendigung iſt nicht Abwechſelung.

d.

Die Steigerung bis zur Vollendung.

Eine continuirliche Reihe dem Grade nach verſchiedener auf einander folgender Sinnesvorſtellungen hat, wenn die folgende immer ſtärker iſt als die vorhergehende, ein Aeußerſtes der Anſpannung (intensio), dem ſich zu nähern erweckend, es zu überſchreiten wiederum abſpannend iſt (remissio). In dem Punkte aber, der beide Zuſtände trennt, liegt Vollendung (maximum) der Empfindung, welche Unempfindlichkeit, mithin Lebloſigkeit, zur Folge hat.

Will man das Sinnenvermögen lebendig erhalten, so muß man nicht von den ſtarken Empfindungen anfangen (denn die machen uns gegen die folgenden unempfindlich), ſondern ſie ſich lieber anfänglich verſagen und ſich kärglich zumeſſen, um immer höher ſteigen zu können. Der Kanzelredner fängt in der Einleitung mit einer kalten Belehrung des Verſtandes an, die zu Beherzigung eines Pflichtbegriffs hinweiſet, bringt hernach in die Zergliederung ſeines Textes ein moraliſches Intereſſe hinein, und endigt in der Application mit Bewegung aller Triebfedern der menſchlichen Seele, durch die Empfindungen, welche jenem Intereſſe Nachdruck geben können.

Junger Mann! verſage dir die Befriedigung (der Luſtbarkeit, der Schwelgerei, der Liebe u. dergl.), wenn auch nicht in der ſtoiſchen Abſicht, ihrer gar entbehren zu wollen, ſondern in der feinen epicuriſchen, um einen immer noch wachſenden Genuß im Proſpect zu haben. Dieſes Kargen mit der Baarſchaft deines Lebensgefühls macht dich durch den Aufſchub des Genuſſes wirklich reicher, wenn du auch dem Gebrauch derſelben am Ende des Lebens großentheils entſagt haben ſollteſt. Das Bewußtſein, den Genuß in deiner Gewalt zu haben, iſt, wie alles Idealiſche, fruchtbarer und weiter umfaſſend, als Alles, was den Sinn dadurch befriedigt, daß es hiemit zugleich verzehrt wird, und ſo von der Maſſe des Ganzen abgeht.

Von der Hemmung, Schwächung und dem gänzlichen Verlust des Sinnenvermögens.

§. 24.

Das Sinnenvermögen kann geschwächt, gehemmt, oder gänzlich aufgehoben werden. Daher die Zustände der Trunkenheit, des Schlafs, der Ohnmacht, des Scheintodes (Asphyxie) und des wirklichen Todes.

Die Trunkenheit ist der widernatürliche Zustand des Unvermögens, seine Sinnenvorstellungen nach Erfahrungsgesetzen zu ordnen, so fern er die Wirkung eines übermäßig genommenen Genießmittels ist.

Der Schlaf ist, der Worterklärung nach, ein Zustand des Unvermögens eines gesunden Menschen, sich der Vorstellungen durch äußere Sinne bewußt werden zu können. Hiezu die Sacherklärung zu finden, bleibt den Physiologen überlassen, welche diese Abspannung, die doch zugleich eine Sammlung der Kräfte zu erneuerter äußeren Sinnenempfindung ist, (wodurch sich der Mensch gleich als neugeboren in der Welt sieht, und womit wohl ein Drittheil unserer Lebenszeit unbewußt und unbedauert dahin geht) — wenn sie können, erklären mögen.

Der widernatürliche Zustand einer Betäubung der Sinnenwerkzeuge, welche einen geringeren Grad der Aufmerksamkeit auf sich selbst als im natürlichen zur Folge hat, ist ein Analogon der Trunkenheit, daher der aus einem festen Schlaf schnell Aufgeweckte schlaftrunken genannt wird. — Er hat noch nicht seine völlige Besinnung. — Aber auch im Wachen kann

eine plötzlich Jemanden anwandelnde Verlegenheit, ſich zu beſinnen, was man in einem unvorhergeſehenen Falle zu thun habe, als Hemmung des ordentlichen und gewöhnlichen Gebrauchs ſeines Reflexionsvermögens, einen Stillſtand im Spiel der Sinnenvorſtellungen hervorbringen, bei dem man ſagt: er iſt aus der Faſſung gebracht, außer ſich, (vor Freude oder Schreck) perplex, verdutzt, verblüfft, hat den Tramontano *) verloren u. drgl. und dieſer Zuſtand iſt, wie ein augenblicklich anwandelnder Schlaf, der eines Sammelns ſeiner Sinnenempfindungen bedarf, anzuſehen. Im heftigen plötzlich erregten Affect (des Schrecks, des Zorns, auch wohl der Freude) iſt der Menſch, wie man ſagt, außer ſich, (in einer Ekſtaſis, wenn man ſich in einer Anſchauung, die nicht die der Sinne iſt, begriffen zu ſein glaubt) ſeiner ſelbſt nicht mächtig und für den Gebrauch äußerer Sinne einige Augenblicke gleichſam gelähmt.

§. 25.

Die Ohnmacht, welche auf einen Schwindel (einen ſchnell im Kreiſe wiederkehrenden und die Faſſungskraft überſteigenden Wechſel vieler ungleichartigen Empfindungen) zu folgen pflegt, iſt ein Vorſpiel von dem Tod. Die gänzliche Hemmung dieſer insgeſammt iſt Aſphyxie, oder der Scheintod, welcher, ſo viel man äußerlich wahrnehmen kann, nur durch den Er-

*) Tramontano oder Tramontana heißt der Nordſtern: und perdre la tramontana, den Nordſtern (als Leitſtern der Seefahrer) verlieren, heißt aus der Faſſung kommen, ſich nicht zu finden wiſſen.

folg von dem wahren zu unterscheiden ist (wie bei Ertrunkenen, Gehenkten, im Dampf Erstickten).

Das Sterben kann kein Mensch an sich selbst erfahren (denn eine Erfahrung zu machen, dazu gehört Leben), sondern nur an Andern wahrnehmen. Ob es schmerzhaft sei, ist aus dem Röcheln, oder den Zuckungen des Sterbenden nicht zu beurtheilen; vielmehr scheint es eine bloß mechanische Reaction der Lebenskraft, und vielleicht eine sanfte Empfindung des allmäligen Freiwerdens von allem Schmerz zu sein. — Die allen Menschen, selbst den Unglücklichsten oder auch dem Weisesten, natürliche Furcht vor dem Tode ist also nicht ein Grauen vor dem Sterben, sondern, wie Montaigne richtig sagt, vor dem Gedanken gestorben (d. i. todt) zu sein, den also der Candidat des Todes nach dem Sterben noch zu haben vermeint, indem er das Cadaver, was nicht mehr Er selbst ist, doch als sich selbst im düstern Grabe, oder irgend sonst wo denkt. — Die Täuschung ist hier nicht zu heben; denn sie liegt in der Natur des Denkens, als eines Sprechens zu und von sich selbst. Der Gedanke ich bin nicht, kann gar nicht existiren; denn bin ich nicht, so kann ich mir auch nicht bewußt werden, daß ich nicht bin. Ich kann wohl sagen, ich bin nicht gesund u. drgl. Prädicata von mir selbst verneinend denken (wie es bei allen verbis geschieht): aber in der ersten Person sprechend das Subject selbst verneinen, wobei alsdann dieses sich selbst vernichtet, ist ein Widerspruch.

Von der Einbildungskraft.

§. 26.

Die Einbildungskraft (facultas imaginandi), als ein Vermögen der Anschauungen auch ohne Gegenwart des Gegenstandes, ist entweder productiv, d. i. ein Vermögen der ursprünglichen Darstellung des letzteren (exhibitio originaria), welche also vor der Erfahrung hervorgeht; oder reproductiv, der abgeleiteten (exhibitio derivativa), welche eine vorher gehabte empirische Anschauung in's Gemüth zurückbringt. — Reine Raumes- und Zeitanschauungen gehören zur erstern Darstellung; alle übrige setzen empirische Anschauung voraus, welche, wenn sie mit dem Begriffe vom Gegenstande verbunden und also empirisches Erkenntniß wird, Erfahrung heißt. — Die Einbildungskraft, so fern sie auch unwillkürlich Einbildungen hervorbringt, heißt Phantasie. Der, welcher diese für (innere oder äußere) Erfahrungen zu halten gewohnt ist, ist ein Phantast. — Im Schlaf (einem Zustande der Gesundheit) ein unwillkürliches Spiel seiner Einbildungen zu sein, heißt träumen.

Die Einbildungskraft ist (mit andern Worten) entweder dichtend (productiv), oder bloß zurückrufend (reproductiv). Die productive aber ist dennoch darum eben nicht schöpferisch, nämlich nicht vermögend, eine Sinnenvorstellung, die vorher unserem Sinnesvermögen nie gegeben war, hervorzubringen, sondern man kann den Stoff zu derselben immer nachweisen. Dem, der unter den sieben Farben die rothe nie gesehen hätte, kann man diese Empfindung nie

faßlich machen, dem Blindgebornen aber gar keine; selbst nicht die Mittelfarbe, die aus der Vermischung zweier hervorgebracht wird; z. B. die grüne. Gelb und blau mit einander gemischt, geben grün; aber die Einbildungskraft würde nicht die mindeste Vorstellung von dieser Farbe, ohne sie vermischt *gesehen* zu haben, hervorbringen.

Eben so ist es mit jedem besonderen aller fünf Sinne bewandt, daß nämlich die Empfindungen aus denselben in ihrer Zusammensetzung nicht durch die Einbildungskraft können gemacht, sondern ursprünglich dem Sinnesvermögen abgelockt werden müssen. Es hat Leute gegeben, die für die Lichtvorstellung keinen größeren Vorrath in ihrem Sehevermögen hatten, als weiß oder schwarz, und für die, ob sie gleich gut sehen konnten, die sichtbare Welt nur wie ein Kupferstich erschien. Eben so giebt es mehr Leute, als man wohl glaubt, die von gutem, ja sogar äußerst feinem, aber schlechterdings nicht musikalischem Gehör sind, deren Sinn für Töne, nicht bloß um sie nachzumachen (zu singen), sondern auch nur vom bloßen Schall zu unterscheiden, ganz unempfänglich ist. — Eben so mag es mit den Vorstellungen des Geschmacks und Geruchs bewandt sein, daß nämlich für manche specifische Empfindungen dieser Stoffe des Genusses der Sinn mangelt, und Einer den Andern hierüber zu verstehen glaubt, indessen daß die Empfindungen des Einen von denen des Anderen nicht bloß dem Grade nach, sondern specifisch ganz und gar unterschieden sein mögen. — Es giebt Leute, denen der Sinn des Geruchs gänzlich mangelt, die die Empfindung des Einziehens der reinen Luft durch die Nase für Geruch halten,

und daher aus allen Beſchreibungen, die man ihnen von dieſer Art zu empfinden machen mag, nicht klug werden können; wo aber der Geruch mangelt, da fehlt es auch ſehr am Geſchmack, den, wo er nicht iſt, zu lehren und beizubringen vergebliche Arbeit iſt. Der Hunger aber und die Befriedigung deſſelben (die Sättigung) iſt ganz was Anderes als der Geſchmack.

Wenn alſo gleich die Einbildungskraft eine noch ſo große Künſtlerinn, ja Zauberinn iſt, ſo iſt ſie doch nicht ſchöpferiſch, ſondern muß den Stoff zu ihren Bildungen von den Sinnen hernehmen. Dieſe aber ſind, nach den eben gemachten Erinnerungen, nicht ſo allgemein mittheilbar, als die Verſtandesbegriffe. Man nennt aber (wiewohl nur uneigentlich) auch die Empfänglichkeit für Vorſtellungen der Einbildungskraft in der Mittheilung bisweilen einen Sinn und ſagt: Dieſer Menſch hat hiefür keinen Sinn, ob es zwar eine Unfähigkeit nicht des Sinnes, ſondern zum Theil des Verſtandes iſt, mitgetheilte Vorſtellungen aufzufaſſen und im Denken zu vereinigen. Er denkt ſelbſt nichts bei dem, was er ſpricht, und Andere verſtehen ihn daher auch nicht; er ſpricht Unſinn (non-sens); welcher Fehler noch von dem Sinnleeren unterſchieden iſt, wo Gedanken ſo zuſammen gepaart werden, daß ein Anderer nicht weiß, was er daraus machen ſoll. — Daß das Wort Sinn (aber nur im Singular) ſo häufig für Gedanken gebraucht, ja wohl gar eine noch höhere Stufe als die des Denkens iſt, bezeichnen ſoll; daß man von einem Ausſpruche ſagt, es liege in ihm ein reichhaltiger oder tiefer Sinn, (daher das Wort Sinnſpruch,) und daß man den geſunden Menſchenverſtand auch Gemeinſinn nennt, und ihn, obzwar

dieſer Ausdruck eigentlich nur die niedrigſte Stufe vom Erkenntnißvermögen bezeichnet, doch obenan ſetzt, gründet ſich darauf: daß die Einbildungskraft, welche dem Verſtande Stoff unterlegt, um den Begriffen deſſelben Inhalt (zum Erkenntniſſe) zu verſchaffen, vermöge der Analogie ihrer (gedichteten) Anſchauungen mit wirklichen Wahrnehmungen, jenen Realität zu verſchaffen ſcheint.

§. 27.

Die Einbildungskraft *) zu erregen oder zu beſänftigen giebt es ein körperliches Mittel in dem Ge-

*) Ich übergehe hier, was nicht Mittel zu einer Abſicht, ſondern natürliche Folge aus der Lage iſt, darein Jemand geſetzt wird, und wodurch bloß ſeine Einbildungskraft ihn außer Faſſung bringt. Dahin gehört der Schwindel beim Herabſehen vom Rande einer ſteilen Höhe, (allenfalls auch nur einer ſchmalen Brücke ohne Geländer) und die Seekrankheit. — Das Bret, worauf der ſich ſchwach fühlende Menſch tritt, würde, wenn es auf der Erde läge, ihm keine Furcht einjagen; wenn es aber, als ein Steg, über einen tiefen Abgrund gelegt iſt, vermag der Gedanke von der bloßen Möglichkeit fehl zu treten ſo viel, daß er bei ſeinem Verſuche wirklich in Gefahr kommt. — Die Seekrankheit (von welcher ich ſelbſt in einer Fahrt von Pillau nach Königsberg eine Erfahrung gemacht habe, wenn man anders dieſelbe eine Seefahrt nennen will), mit ihrer Anwandlung zum Erbrechen, kam, wie ich bemerkt zu haben glaube, mir bloß durch die Augen; da, beim Schwanken des Schiffs aus der Cajüte geſehen, mir bald das Haff, bald die Höhe von Balga in die Augen fiel und das wiederkommende Sinken, nach dem Steigen, vermittelſt der Einbildungskraft durch die Bauchmuskeln eine antiperiſtaltiſche Bewegung der Eingeweide reizte.

nuſſe berauſchender Genießmittel; deren einige als Gifte die Lebenskraft ſchwächend (gewiſſe Schwämme, Porſch, wilder Bärenklau, das Chika der Peruaner und das Ava der Südſeeindianer, das Opium); andere ſie ſtärkend, wenigſtens ihr Gefühl erhebend (wie gegohrne Getränke, Wein und Bier, oder dieſer ihr geiſtiger Auszug, Branntwein), alle aber widernatürlich und gekünſtelt ſind. Der, welcher ſie in ſolchem Uebermaße zu ſich nimmt, daß er die Sinnenvorſtellungen nach Erfahrungsgeſetzen zu ordnen auf eine Zeit lang unvermögend wird, heißt trunken, oder berauſcht; und ſich willkürlich oder abſichtlich in dieſen Zuſtand verſetzen, heißt ſich berauſchen. Alle dieſe Mittel aber ſollen dazu dienen, den Menſchen die Laſt, die urſprünglich im Leben überhaupt zu liegen ſcheint, vergeſſen zu machen. — Die ſehr ausgebreitete Neigung und der Einfluß deſſelben auf den Verſtandesgebrauch verdient vorzüglich in einer pragmatiſchen Anthropologie in Betrachtung gezogen zu werden.

Alle ſtumme Berauſchung, d. i. diejenige, welche die Geſelligkeit und wechſelſeitige Gedankenmittheilung nicht belebt, hat etwas Schändliches an ſich; dergleichen die vom Opium und dem Branntwein iſt. Wein und Bier, wovon der erſtere bloß reizend, das zweite mehr nährend und, gleich einer Speiſe, ſättigend iſt, dienen zur geſelligen Berauſchung; wobei doch der Unterſchied iſt, daß die Trinkgelage mit dem letzteren mehr träumeriſch verſchloſſen, oft auch ungeſchliffen, die aber mit dem erſteren fröhlich, laut und mit Witz redſelig ſind.

Die Unenthaltſamkeit im geſellſchaftlichen Trinken,

die bis zur Benebelung der Sinne geht, ist allerdings eine Unart des Mannes, nicht bloß in Ansehung der Gesellschaft, mit der man sich unterhält, sondern auch in Absicht auf die Selbstschätzung, wenn er aus ihr taumelnd, wenigstens nicht sicheren Tritts, oder bloß lallend herausgeht. Aber es läßt sich auch Vieles zur Milderung des Urtheils über ein solches Versehen, da die Gränzlinie des Selbstbesitzes so leicht übersehen und überschritten werden kann, anführen; denn der Wirth will doch, daß der Gast durch diesen Act der Geselligkeit völlig befriedigt (ut conviva satur) herausgehe.

Die Sorgenfreiheit und mit ihr auch wohl die Unbehutsamkeit, welche der Rausch bewirkt, ist ein täuschendes Gefühl vermehrter Lebenskraft; der Berauschte fühlt nun nicht die Hindernisse des Lebens, mit deren Ueberwältigung die Natur unabläßig zu thun hat (worin auch die Gesundheit besteht), und ist glücklich in seiner Schwäche, indem die Natur wirklich in ihm bestrebt ist, durch allmälige Steigerung seiner Kräfte sein Leben stufenweise wieder herzustellen. — Weiber, Geistliche und Juden betrinken gewöhnlich sich nicht, wenigstens vermeiden sie sorgfältig allen Schein davon, weil sie bürgerlich schwach sind und Zurückhaltung nöthig haben (wozu durchaus Nüchternheit erfordert wird). Denn ihr äußerer Werth beruht bloß auf dem Glauben Anderer an ihre Keuschheit, Frömmigkeit und separatistische Gesetzlichkeit. Denn was das Letztere betrifft, so sind alle Separatisten, d. i. solche, die sich nicht bloß einem öffentlichen Landesgesetz, sondern noch einem besonderen (sectenmäßig) unterwerfen, als Sonderlinge und vorgeblich Auserlesene, der Aufmerksam-

keit des Gemeinweſens und der Schärfe der Critik vorzüglich ausgeſetzt; können alſo auch in der Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt nicht nachlaſſen, weil der Rauſch, der dieſe Behutſamkeit wegnimmt, für ſie ein Skandal iſt.

Vom Cato ſagt ſein ſtoiſcher Verehrer: ſeine Tugend ſtärkte ſich durch Wein (virtus ejus incaluit mero), und von den alten Deutſchen ein neuerer: „Sie faßten ihre Rathſchläge (zu Beſchließung eines Krieges) beim Trunk, damit ſie nicht ohne Nachdruck wären, und überlegten ſie nüchtern, damit ſie nicht ohne Verſtand wären.“

Der Trunk löſt die Zunge (in vino disertus). — Er öffnet aber auch das Herz und iſt ein materiales Vehikel einer moraliſchen Eigenſchaft, nämlich der Offenherzigkeit. — Das Zurückhalten mit ſeinen Gedanken iſt für ein lauteres Herz ein beklemmender Zuſtand, und luſtige Trinker dulden es auch nicht leicht, daß Jemand bei einem Gelage ſehr mäßig ſei; weil er einen Aufmerker vorſtellt, der auf die Fehler der Anderen Acht hat, mit ſeinen eigenen aber zurückhält. Auch ſagt Hume: „unangenehm iſt der Geſellſchafter, der nicht vergißt; die Thorheiten des einen Tages müſſen vergeſſen werden, um denen des anderen Platz zu machen.“ Gutmüthigkeit wird bei dieſer Erlaubniß, die der Mann hat, der geſelligen Freude wegen über die Grenzlinie der Nüchternheit ein wenig und auf kurze Zeit hinauszugehen, vorausgeſetzt; die vor einem halben Jahrhundert im Schwang geweſene Politik, als nordiſche Höfe Geſandte abſchickten, die viel trinken konnten ohne ſich zu betrinken, andere aber betrunken machten, um ſie auszuforſchen oder zu bereden,

war hinterliſtig; iſt aber mit der Rohigkeit der Sitten damaliger Zeit verſchwunden, und eine Epiſtel der Warnung wider dieſes Laſter möchte wohl in Anſehung der geſitteten Stände jetzt überflüſſig ſein.

Ob man beim Trinken auch wohl das Temperament des Menſchen, der ſich betrinkt, oder ſeinen Charakter erforſchen könne? Ich glaube nicht. Es iſt ein neues Flüſſige ſeinen in den Adern umlaufenden Säften beigemiſcht, und ein anderer Reiz auf die Nerven, der nicht die natürliche Temperatur deutlicher entdeckt, ſondern eine andere hineinbringt. — Daher wird der Eine, der ſich betrinkt, verliebt, der Andere großſprecheriſch, der Dritte zänkiſch werden, der Vierte (vornehmlich beim Bier) ſich weichmüthig oder andächtig oder gar ſtumm zeigen; Alle aber werden, wenn ſie den Rauſch ausgeſchlafen haben, und man ſie an ihre Reden des vorigen Abends erinnert, über dieſe wunderliche Stimmung oder Verſtimmung ihrer Sinne ſelber lachen.

§. 28.

Die Originalität (nicht nachgeahmte Production) der Einbildungskraft, wenn ſie zu Begriffen zuſammenſtimmt, heißt Genie; ſtimmt ſie dazu nicht zuſammen, Schwärmerei. — Es iſt merkwürdig, daß wir uns für ein vernünftiges Weſen keine andere ſchickliche Geſtalt, als die eines Menſchen denken können. Jede andere würde allenfalls wohl ein Symbol von einer gewiſſen Eigenſchaft des Menſchen — z. B. die Schlange als Bild der boshaften Schlauigkeit — aber nicht das vernünftige Weſen ſelbſt vorſtellig machen. So bevölkern wir alle andere Weltkörper in unſerer Einbildung

mit lauter Menſchengeſtalten, obzwar es wahrſcheinlich iſt, daß ſie, nach Verſchiedenheit des Bodens, der ſie trägt und ernährt, und der Elemente, daraus ſie beſtehen, ſehr verſchieden geſtaltet ſein mögen. Alle andere Geſtalten, die wir ihnen geben möchten, ſind Fratzen. *)

Wenn der Mangel eines Sinnes (z. B. des Sehens) angeboren iſt: ſo cultivirt der Verkrüppelte nach Möglichkeit einen andern Sinn, der das Vicariat für jenen führe, und übt die productive Einbildungskraft in großer Maße; indem er die Formen äußerer Körper durch betaſten, und, wo dieſes, wegen der Größe (z. B. eines Hauſes) nicht zureicht, die Geräumigkeit noch durch einen andern Sinn, etwa den des Gehörs, nämlich durch den Widerhall der Stimme in einem Zimmer ſich faßlich zu machen ſucht; am Ende aber, wenn eine glückliche Operation das Organ für die Empfindung frei macht, muß er allererſt ſehen und hören lernen, d. i. ſeine Wahrnehmungen unter Begriffe von dieſer Art Gegenſtände zu bringen ſuchen.

Begriffe von Gegenſtänden veranlaſſen oft, ihnen ein ſelbſtgeſchaffenes Bild (durch productive Einbildungs-

*) Daher die heilige Drei, ein alter Mann, ein junger Mann und ein Vogel (die Taube), nicht als wirkliche ihrem Gegenſtande ähnliche Geſtalten, ſondern nur als Symbole vorgeſtellt werden müſſen. Eben das bedeuten die bildlichen Ausdrücke des Herabkommens vom Himmel und Aufſteigens zu demſelben. Wir können, um unſeren Begriffen von vernünftigen Weſen Anſchauung unterzulegen, nicht anders verfahren, als ſie zu anthropomorphoſiren; unglücklich aber oder kindiſch, wenn dabei die ſymboliſche Vorſtellung zum Begriffe der Sache an ſich ſelbſt erhoben wird.

aus der Tasche practizirte, jener ganz in Verlegenheit kam und lauter Unsinn redete, weswegen man sagte: „er habe den Faden seiner Rede verloren.“ — Der Sinn, der an einer Empfindung fest gehalten wird, läßt (der Angewöhnung wegen) auf keine andere, fremde Empfindungen Acht geben, wird also dadurch nicht zerstreut; die Einbildungskraft aber kann sich hiebei desto besser im regelmäßigen Gange erhalten.

Von dem sinnlichen Dichtungsvermögen nach seinen verschiedenen Arten.

§. 29.

Es giebt drei verschiedene Arten des sinnlichen Dichtungsvermögens. Diese sind das bildende der Anschauung im Raum (imaginatio plastica), das beigesellende der Anschauung in der Zeit (imaginatio associans), und das der Verwandtschaft aus der gemeinschaftlichen Abstammung der Vorstellungen von einander (affinitas).

A.

Von dem sinnlichen Dichtungsvermögen der Bildung.

Ehe der Künstler eine körperliche Gestalt (gleichsam handgreiflich) darstellen kann, muß er sie in der Einbildungskraft verfertigt haben, und diese Gestalt ist alsdann eine Dichtung, welche, wenn sie unwillkürlich ist (wie etwa im Traume), Phantasie heißt, und nicht dem Künstler angehört; wenn sie aber durch Willkür

regiert wird, Compoſition, Erfindung genannt wird. Arbeitet nun der Künſtler nach Bildern, die den Werken der Natur ähnlich ſind, ſo heißen ſeine Produkte natürlich; verfertigt er aber nach Bildern, die nicht in der Erfahrung vorkommen können, ſo geſtaltete Gegenſtände, (wie der Prinz Palagonia in Sicilien) ſo heißen ſie abenteuerlich, unnatürlich, Fratzengeſtalten, und ſolche Einfälle ſind gleichſam Traumbilder eines Wachenden (velut aegri somnia vanae finguntur species). — Wir ſpielen oft und gern mit der Einbildungskraft; aber die Einbildungskraft, (als Phantaſie) ſpielt eben ſo oft und bisweilen ſehr ungelegen auch mit uns.

Das Spiel der Phantaſie mit dem Menſchen im Schlafe iſt der Traum, und findet auch im geſunden Zuſtande Statt; dagegen es einen krankhaften Zuſtand verräth, wenn es in Wachen geſchieht. — Der Schlaf, als Abſpannung alles Vermögens äußerer Wahrnehmungen und vornehmlich willkürlicher Bewegungen, ſcheint allen Thieren, ja ſelbſt den Pflanzen (nach der Analogie der letzteren mit den erſteren) zur Sammlung der im Wachen aufgewandten Kräfte nothwendig; aber eben das ſcheint auch der Fall mit den Träumen zu ſein, ſo, daß die Lebenskraft, wenn ſie im Schlafe nicht durch Träume immer rege erhalten würde, erlöſchen und der tiefſte Schlaf zugleich den Tod mit ſich führen müßte. — Wenn man ſagt: einen feſten Schlaf, ohne Träume, gehabt zu haben, ſo iſt das doch wohl nichts mehr, als daß man ſich dieſer beim Erwachen gar nicht erinnere; welches, wenn die Einbildungen ſchnell wechſeln, Einem wohl auch im Wachen begegnen kann, nämlich im Zuſtande einer Zerſtreuung zu ſein, wo man auf die Frage, was der mit ſtarrem Blicke eine Weile auf denſelben

Punkt geheftete jetzt denke, die Antwort erhält: ich habe nichts gedacht. Würde es nicht beim Erwachen viele Lücken (aus Unaufmerksamkeit übergangene verknüpfende Zwischenvorstellungen) in unserer Erinnerung geben; würden wir die folgende Nacht da wieder zu träumen anfangen, wo wir es in der vorigen gelassen haben: so weiß ich nicht, ob wir nicht uns in zwei verschiedenen Welten zu leben wähnen würden. — Das Träumen ist eine weise Veranstaltung der Natur, zur Erregung der Lebenskraft durch Affecten, die sich auf unwillkürlich gedichtete Begebenheiten beziehen, indessen daß die auf der Willkür beruhenden Bewegungen des Körpers, nämlich die der Muskeln suspendirt sind. — Nur muß man die Traumgeschichten nicht für Offenbarungen aus einer unsichtbaren Welt annehmen.

B.

Von dem sinnlichen Dichtungsvermögen der Beigesellung.

Das Gesetz der Association ist: empirische Vorstellungen, die nach einander oft folgten, bewirken eine Angewohnheit im Gemüth, wenn die eine erzeugt wird, die andere auch entstehen zu lassen. — Eine physiologische Erklärung hievon zu fordern, ist vergeblich; man mag sich auch hiezu was immer für einer Hypothese bedienen (die selbst wiederum eine Dichtung ist), wie der des Carteſius, von seinen sogenannten materiellen Ideen im Gehirn. Wenigstens ist keine dergleichen Erklärung pragmatisch, d. i. man kann sie zu keiner Kunstausübung brauchen; weil wir keine Kenntniß vom Gehirn

und den Plätzen in demſelben haben, worin die Spuren der Eindrücke aus Vorſtellungen ſympathetiſch mit einander in Einklang kommen möchten, indem ſie ſich einander (wenigſtens mittelbar) gleichſam berühren.

Dieſe Nachbarſchaft geht öfters ſehr weit, und die Einbildungskraft geht vom Hundertſten auf's Tauſendſte oft ſo ſchnell, daß es ſcheint, man habe gewiſſe Zwiſchenglieder in der Kette der Vorſtellungen gar überſprungen, obgleich man ſich ihrer nur nicht bewußt geworden iſt, ſo daß man ſich ſelbſt öfters fragen muß: wo war ich? von wo war ich in meinem Geſpräch ausgegangen, und wie bin ich zu dieſem Endpunkte gelangt*)?

C.

Das ſinnliche Dichtungsvermögen der Verwandtſchaft.

Ich verſtehe unter der Verwandtſchaft die Vereinigung aus der Abſtammung des Mannichfaltigen von

*) Daher muß der, welcher eine geſellſchaftliche Unterhaltung beginnt, von dem, was ihm nahe und gegenwärtig iſt, anfangen, und ſo allmälig auf das Entferntere, ſo wie es intereſſiren kann, hinleiten. Das böſe Wetter iſt für den, der von der Straße in eine zur wechſelſeitigen Unterhaltung verſammelte Geſellſchaft tritt, hiezu ein guter und gewöhnlicher Behelf. Denn etwa von den Nachrichten aus der Türkei, die eben in den Zeitungen ſtehen, wenn man in's Zimmer tritt, anzufangen, thut der Einbildungskraft Anderer Gewalt an, die nicht ſehen, was ihn darauf gebracht habe. Das Gemüth verlangt zu aller Mittheilung der Gedanken eine gewiſſe Ordnung, wobei es auf die einleitenden Vorſtellungen und den Anfang eben ſowohl in der Unterhaltung, wie in einer Predigt, ſehr ankommt.

einem Grunde. — In einer gesellschaftlichen Unterhaltung ist das Abspringen von einer Materie auf eine ganz ungleichartige, wozu die empirische Association der Vorstellungen, deren Grund bloß subjectiv ist (d. i. bei dem Einen sind die Vorstellungen anders associirt, als bei dem Anderen) — wozu, sage ich, diese Association verleitet, eine Art Unsinn der Form nach, welcher alle Unterhaltung unterbricht und zerstört. — Nur wenn eine Materie erschöpft worden, und eine kleine Pause eintritt, kann Jemand eine andere, die interessant ist, auf die Bahn bringen. Die regellos herumschweifende Einbildungskraft verwirrt, durch den Wechsel der Vorstellungen, die an nichts objectiv angeknüpft sind, den Kopf so, daß dem, der aus einer Gesellschaft dieser Art gekommen ist, zu Muthe wird, als ob er geträumt hätte. — Es muß immer ein Thema sein, sowohl beim stillen Denken als in Mittheilung der Gedanken, an welches das Mannichfaltige angereihet wird, mithin auch der Verstand dabei wirksam sein; aber das Spiel der Einbildungskraft folgt hier doch den Gesetzen der Sinnlichkeit, welche den Stoff dazu hergiebt, dessen Association, ohne Bewußtsein der Regel, doch derselben und hiemit dem Verstande *gemäß*, obgleich nicht als *aus* dem Verstande abgeleitet, verrichtet wird.

Das Wort *Verwandtschaft* (affinitas) erinnert hier an eine aus der Chemie genommene, jener Verstandesverbindung analogische, Wechselwirkung zweier specifisch verschiedenen, körperlichen, innigst auf einander wirkenden und zur Einheit strebenden Stoffe, wo diese *Vereinigung* etwas Drittes bewirkt, was Eigenschaften hat, die nur durch die Vereinigung zweier heterogenen Stoffe erzeugt werden können. Verstand und

Sinnlichkeit verschwistern sich, bei ihrer Ungleichartigkeit, doch so von selbst zu Bewirkung unserer Erkenntniß, als wenn eine von der anderen, oder beide von einem gemeinschaftlichen Stamme ihren Ursprung hätten; welches doch nicht sein kann, wenigstens für uns unbegreiflich ist, wie das Ungleichartige aus einer und derselben Wurzel entsprossen sein könne. *)

§. 30.

Die Einbildungskraft ist indessen nicht so schöpferisch als man wohl vorgiebt. Wir können uns für ein ver-

*) Man könnte die zwei ersten Arten der Zusammensetzung der Vorstellungen die mathematische (der Vergrößerung), die dritte aber die dynamische (der Erzeugung) nennen; wodurch ein ganz neues Ding (wie etwa das Mittelsalz in der Chemie) hervorkommt. Das Spiel der Kräfte, in der leblosen Natur sowohl als der lebenden, in der Seele eben sowohl als dem Körper, beruht auf Zersetzungen und Vereinigungen des Ungleichartigen. Wir gelangen zwar zur Erkenntniß derselben durch Erfahrung ihrer Wirkungen; die oberste Ursache aber und die einfachen Bestandtheile, darin ihr Stoff aufgelöst werden kann, sind für uns unerreichbar. — — Was mag wohl die Ursache davon sein, daß alle organische Wesen, die wir kennen, ihre Art nur durch die Vereinigung zweier Geschlechter (die man dann das männliche und weibliche nennt) fortpflanzen? Man kann doch nicht annehmen, daß der Schöpfer, bloß der Sonderbarkeit halber, und nur um auf unserem Erdglob eine Einrichtung, die ihm so gefiele, zu machen, gleichsam nur gespielt habe; sondern es scheint, es müsse unmöglich sein, aus der Materie unsers Erdballs organische Geschöpfe durch Fortpflanzung anders entstehen zu lassen, ohne daß dazu zwei Geschlechter gestiftet wären. — — In welches Dunkel verliert sich die menschliche Vernunft, wenn sie hier den Abstamm zu ergründen, ja auch nur zu errathen, es unternehmen will?

nünftiges Wesen keine andere Gestalt als schicklich denken, als die Gestalt eines Menschen. Daher macht der Bildhauer oder Maler, wenn er einen Engel oder einen Gott verfertigt, jederzeit einen Menschen. Jede andere Figur scheint ihm Theile zu enthalten, die sich, seiner Idee nach, mit dem Bau eines vernünftigen Wesens nicht zusammen vereinigen lassen, (als Flügel, Krallen, oder Hufe). Die Größe dagegen kann er dichten, wie er will.

Die Täuschung durch die Stärke der Einbildungskraft des Menschen geht oft so weit, daß er dasjenige, was er nur im Kopf hat, außer sich zu sehen und zu fühlen glaubt. Daher der Schwindel, der den, welcher in einen Abgrund sieht, befällt, ob er gleich eine genugsam breite Fläche um sich hat, um nicht zu fallen, oder gar an einem festen Geländer steht. — Wunderlich ist die Furcht einiger Gemüthskranken vor der Anwandelung eines inneren Antriebes, sich wohl gar freiwillig hinunterzustürzen. — Der Anblick des Genusses ekeler Sachen an anderen (z. B. wenn die Tunguſen den Rotz aus den Nasen ihrer Kinder mit einem Tempo aussaugen und verschlucken) bewegt den Zuschauer eben so zum Erbrechen, als wenn ihm selbst ein solcher Genuß aufgedrungen würde.

Das Heimweh der Schweizer, (und wie ich es aus dem Munde eines erfahrnen Generals habe, auch der Westphäler und der Pommer in einigen Gegenden) welches sie befällt, wenn sie in andere Länder versetzt werden, ist die Wirkung einer durch die Zurückrufung der Bilder der Sorgenfreiheit und nachbarlichen Gesellschaft in ihren Jugendjahren erregten Sehnsucht nach den Oertern, wo sie die sehr einfachen Lebensfreuden

genoſſen, da ſie dann nach dem ſpäteren Beſuche derſelben ſich in ihrer Erwartung ſehr getäuſcht und ſo auch geheilt finden; zwar in der Meinung, daß ſich dort Alles ſehr geändert habe, in der That aber, weil ſie ihre Jugend dort nicht wiederum hinbringen können; wobei es doch merkwürdig iſt, daß dieſes Heimweh mehr die Landleute einer geldarmen, dafür aber durch Brüder- und Vetterſchaften verbundenen Provinz, als diejenigen befällt, die mit Gelderwerb beſchäftigt ſind und das patria ubi bene ſich zum Wahlſpruch machen.

Wenn man vorher gehört hat, daß dieſer oder jener ein böſer Menſch iſt, ſo glaubt man ihm die Tücke im Geſicht leſen zu können, und Dichtung miſcht ſich hier, vornehmlich wenn Affect und Leidenſchaft hinzukommen, mit der Erfahrung zu Einer Empfindung. Nach Helvetius ſah eine Dame durch ein Teleſkop im Monde die Schatten zweier Verliebten; der Pfarrer, der nachher dadurch beobachtete, ſagte: „nicht doch, Madam; es ſind zwei Glockenthürme an einer Hauptkirche.“

Man kann zu Allem dieſem noch die Wirkungen durch die Sympathie der Einbildungskraft zählen. Der Anblick eines Menſchen in convulſiviſchen, oder gar epileptiſchen Zufällen, reizt zu ähnlichen krampfhaften Bewegungen; ſo wie das Gähnen Anderer, um mit ihnen zu gähnen, und der Arzt, Hr. Michaelis, führt an: daß, als bei der Armee in Nordamerika ein Mann in heftige Raſerei gerieth, zwei oder drei Beiſtehende durch den Anblick deſſelben plötzlich auch darein verſetzt wurden, wiewohl dieſer Zufall nur vorbeigehend war; daher es Nervenſchwachen (Hypochondriſchen) nicht zu rathen iſt, aus Neugierde Tollhäuſer zu beſuchen. Mehrentheils vermeiden ſie dieſes auch von ſelbſt; weil

ſie für ihren Kopf fürchten. — Man wird auch finden, daß lebhafte Perſonen, wenn Jemand ihnen etwas im Affect, vornehmlich des Zorns, was ihm begegnet ſei, erzählt, bei ſtarker Attention Geſichter dazu ſchneiden, und unwillkürlich in ein Spiel der Mienen, die zu jenem Affect paſſen, verſetzt werden. — Man will auch bemerkt haben: daß mit einander ſich wohlvertragende Eheleute nach und nach eine Aehnlichkeit in Geſichtszügen bekommen, und deutet es dahin aus, die Urſache ſei, weil ſie ſich um dieſer Aehnlichkeit halber (similis simili gaudet) gehelicht haben; welches doch falſch iſt. Denn die Natur treibt beim Inſtinct der Geſchlechter eher zur Verſchiedenheit der Subjecte, die ſich in einander verlieben ſollen, damit alle Mannichfaltigkeit, welche ſie in ihre Keime gelegt hat, entwickelt werde; ſondern die Vertraulichkeit und Neigung, mit der ſie einander in ihren einſamen Unterhaltungen, dicht neben einander, oft und lange in die Augen ſehen, bringt ſympathetiſche ähnliche Mienen hervor, die, wenn ſie fixirt werden, endlich in ſtehende Geſichtszüge übergehen.

Endlich kann man dieſem unabſichtlichen Spiel der productiven Einbildungskraft, die alsdann Phantaſie genannt werden kann, auch den Hang zum argloſen Lügen rechnen, der bei Kindern allemal, bei Erwachſenen, aber ſonſt gutmüthigen, dann und wann, bisweilen faſt als anerbende Krankheit angetroffen wird, wo beim Erzählen die Begebenheiten und vorgeblichen Abenteuer, wie eine herabrollende Schneelavine wachſend, aus der Einbildungskraft hervorgehen, ohne irgend einen Vortheil zu beabſichtigen, als blos ſich intereſſant zu machen; wie der Ritter John Fallſtaff beim

Shakſpeare, der aus zwei Männern in Frieskleidern fünf Perſonen machte, ehe er ſeine Erzählung endigte. —

§. 31.

Weil die Einbildungskraft reicher und fruchtbarer an Vorſtellungen iſt als der Sinn, ſo wird ſie, wenn eine Leidenſchaft hinzutritt, durch die Abweſenheit des Gegenſtandes mehr belebt als durch die Gegenwart; wenn etwas geſchieht, was deſſen Vorſtellung, die eine Zeit lang durch Zerſtreuungen getilgt zu ſein ſchien, wiederum in's Gemüth zurückruft. — So hatte ein deutſcher Fürſt, ſonſt ein rauher Krieger, aber doch edler Mann, um ſeine Verliebung in eine bürgerliche Perſon in ſeiner Reſidenz ſich aus dem Sinn zu bringen, eine Reiſe nach Italien unternommen; der erſte Anblick aber ihrer Wohnung bei ſeiner Wiederkehr erweckte weit ſtärker, als es ein anhaltender Umgang gethan hätte, die Einbildungskraft, ſo, daß er der Entſchließung ohne weitere Zögerung nachgab, die glücklicher Weiſe auch der Erwartung entſprach. — Dieſe Krankheit, als Wirkung einer dichtenden Einbildungskraft, iſt unheilbar: außer durch die Ehe. Denn dieſe iſt Wahrheit (eripitur persona, manet res. Lucret.).

Die dichtende Einbildungskraft ſtiftet eine Art von Umgang mit uns ſelbſt, obgleich bloß als Erſcheinungen des inneren Sinnes, doch nach einer Analogie mit äußeren. Die Nacht belebt ſie und erhöht ſie über ihren wirklichen Gehalt: ſo wie der Mond zur Abendzeit eine große Figur am Himmel macht, der am hellen Tage nur wie ein unbedeutendes Wölkchen anzuſehen iſt. Sie ſchwärmt in demjenigen, der in der Stille der

Nacht lucubrirt, oder auch mit seinem eingebildeten Gegner zankt, oder, in seinem Zimmer herumgehend, Luftschlösser baut. Aber Alles, was ihm da wichtig zu sein scheint, verliert an dem auf den Nachtschlaf folgenden Morgen seine ganze Wichtigkeit; wohl aber fühlt er mit der Zeit von dieser üblen Gewohnheit Abspannung der Gemüthskräfte. Daher ist die Bezähmung seiner Einbildungskraft durch frühes Schlafengehen, um früh wieder aufstehen zu können, eine zur psychologischen Diät gehörige sehr nützliche Regel: die Frauenzimmer aber und die Hypochondristen (die gemeiniglich eben daher ihr Uebel haben) lieben mehr das entgegengesetzte Verhalten. — Warum lassen sich Geistergeschichten in später Nacht noch wohl anhören, die am Morgen, bald nach dem Aufstehen, jedem abgeschmackt und für die Unterhaltung ganz unschicklich vorkommen; wo man dagegen frägt: was Neues im Haus- oder gemeinen Wesen vorgefallen sei, oder seine Arbeit des vorigen Tages fortsetzt? Die Ursache ist: weil, was an sich bloß Spiel ist, dem Nachlassen der den Tag über erschöpften Kräfte, was aber Geschäft ist, dem durch die Nachtruhe gestärkten und gleichsam neugebornen Menschen angemessen ist.

Die Vergehungen (vitia) der Einbildungskraft sind: daß ihre Dichtungen entweder bloß zügellos oder gar regellos sind (effrenis aut perversa). Der letztere Fehler ist der ärgste. Die erstern Dichtungen könnten doch wohl in einer möglichen Welt (der Fabel) ihre Stelle finden; die letztern in gar keiner, weil sie sich widersprechen. — Daß die in der lybischen Wüste Ras-Sem häufig anzutreffenden, in Stein gehauenen Menschen- und Thiergestalten von den Arabern mit

Grauen angeſehen werden, weil ſie ſolche für durch den Fluch verſteinerte Menſchen halten, gehört zu Einbildungen der erſteren Gattung, nämlich der zügelloſen Einbildungskraft. — Daß aber, nach der Meinung derſelben Araber, dieſe Bildſäulen von Thieren, am Tage der allgemeinen Auferſtehung, den Künſtler anſchnarchen und ihm es verweiſen werden, daß er ſie gemacht und ihnen doch keine Seele habe geben können, iſt ein Widerſpruch. — Die zügelloſe Phantaſie kann immer noch einbeugen (wie die jenes Dichters, den der Cardinal Eſte bei Ueberreichung des ihm gewidmeten Buchs fragte: „Meiſter Arioſto, wo Henker habt Ihr alles das tolle Zeug her?"); ſie iſt Ueppigkeit aus ihrem Reichthum; aber die regelloſe nähert ſich dem Wahnſinn, wo die Phantaſie gänzlich mit dem Menſchen ſpielt, und der Unglückliche den Lauf ſeiner Vorſtellungen gar nicht in ſeiner Gewalt hat.

Uebrigens kann ein politiſcher Künſtler, eben ſo gut wie ein äſthetiſcher, durch Einbildung, die er ſtatt der Wirklichkeit vorzuſpiegeln verſteht, z. B. von Freiheit des Volks, die (wie die im engliſchen Parlament) oder des Ranges und der Gleichheit (wie im franzöſiſchen Convent) in bloßen Formalien beſteht, die Welt leiten und regieren (mundus vult decipi); aber es iſt doch beſſer, auch nur den Schein von dem Beſitz dieſes die Menſchheit veredelnden Guts für ſich zu haben, als deſſelben handgreiflich beraubt zu fühlen.

Von dem Vermögen der Vergegenwärtigung des Vergangenen und Zukünftigen durch die Einbildungskraft.

§. 32.

Das Vermögen ſich vorſetzlich das Vergangene zu vergegenwärtigen iſt das Erinnerungsvermögen, und das Vermögen ſich etwas als zukünftig vorzuſtellen, das Vorherſehungsvermögen. Beide gründen ſich, ſofern ſie ſinnlich ſind, auf die Aſſociation der Vorſtellungen des vergangenen und künftigen Zuſtandes des Subjects mit dem Gegenwärtigen, und, obgleich nicht ſelbſt Wahrnehmungen, dienen ſie zur Verknüpfung der Wahrnehmungen in der Zeit, das, was nicht mehr iſt, mit dem, was noch nicht iſt, durch das, was gegenwärtig iſt, in einer zuſammenhängenden Erfahrung zu verknüpfen. Sie heißen Erinnerungs- und Divinationsvermögen der Reſpicienz und Proſpicienz (wenn man ſich dieſe Ausdrücke erlauben darf), da man ſich ſeiner Vorſtellungen als ſolcher, die im vergangenen oder künftigen Zuſtande anzutreffen wären, bewußt iſt.

A.

Vom Gedächtniß.

Das Gedächtniß iſt von der bloß reproductiven Einbildungskraft darin unterſchieden, daß es die vormalige Vorſtellung willkürlich zu reproduciren vermögend, das Gemüth nicht alſo ein bloßes Spiel von

jener ist. Phantasie, d. i. schöpferische Einbildungskraft, muß sich nicht darein mischen, denn dadurch würde das Gedächtniß untreu. — Etwas bald in's Gedächtniß fassen, sich leicht worauf besinnen und es lange behalten, sind die formalen Vollkommenheiten des Gedächtnisses. Diese Eigenschaften sind aber selten beisammen. Wenn man glaubt etwas im Gedächtniß zu haben, aber es nicht zum Bewußtsein bringen kann, so sagt er, er könne es nicht entsinnen (nicht sich entsinnen; denn das bedeutet so viel, als sich sinnlos machen). Die Bemühung hiebei ist, wenn man doch darauf bestrebt ist, sehr kopfangreifend, und man thut am besten, daß man sich eine Weile durch andere Gedanken zerstreut, und von Zeit zu Zeit nur flüchtig auf das Object zurückblickt; dann ertappt man gemeiniglich eine von den associirten Vorstellungen, welche jene zurückruft.

Methodisch etwas in's Gedächtniß fassen (memoriae mandare) heißt memoriren (nicht studiren, wie der gemeine Mann es von dem Prediger sagt, der seine künftig zu haltende Predigt bloß auswendig lernt). — Dieses Memoriren kann mechanisch, oder ingeniös, oder auch judiciös sein. Das erstere beruht bloß auf öfterer, buchstäblicher, Wiederholung: z. B. beim Erlernen des Einmaleins, wo der Lernende die ganze Reihe der auf einander in der gewöhnlichen Ordnung folgenden Worte durchgehen muß, um auf das Gesuchte zu kommen, z. B. wenn der Lehrling gefragt wird, wieviel macht 3 mal 7? so wird er, von 3 mal 3 anfangend, wohl auf ein und zwanzig kommen, fragt man ihn aber, wie viel macht 7 mal 3? so wird er sich nicht so bald besinnen können, sondern die Zahlen

umkehren müſſen, um ſie in die gewohnte Ordnung zu ſtellen. Wenn das Erlernte eine feierliche Formel iſt, in der kein Ausdruck abgeändert werden, ſondern die, wie man ſagt, hergebetet werden muß, ſo ſind wohl Leute von dem beſten Gedächtniß furchtſam, ſich darauf zu verlaſſen (wie denn dieſe Furcht ſelbſt ſie irre machen könnte), und halten es daher für nöthig, ſie *abzuleſen*; wie es auch die geübteſten Prediger thun, weil die mindeſte Abänderung der Worte hiebei lächerlich ſein würde.

Das *ingeniöſe* Memoriren iſt eine Methode, gewiſſe Vorſtellungen durch Aſſociation mit Nebenvorſtellungen, die an ſich (für den Verſtand) gar keine Verwandtſchaft mit einander haben, z. B. Laute einer Sprache mit gänzlich ungleichartigen Bildern, die jenen correſpondiren ſollen, dem Gedächtniß einzuprägen; wo man, um etwas leichter in's Gedächtniß zu faſſen, daſſelbe noch mit mehr Nebenvorſtellungen beläſtigt; folglich *ungereimt*, als regelloſes Verfahren der Einbildungskraft in der Zuſammenpaarung deſſen, was nicht unter einem und demſelben Begriffe zuſammen gehören kann, und zugleich Widerſpruch zwiſchen Mittel und Abſicht, da man dem Gedächtniß die Arbeit zu erleichtern ſucht, in der That aber ſie durch die ihm unnöthig aufgebürdete Aſſociation ſehr disparater Vorſtellungen erſchwert *). Daß Witzlinge ſelten ein treues Gedächt-

*) So iſt die Bilderfibel, wie die Bilderbibel, oder gar eine in Bildern vorgeſtellte *Pandektenlehre* ein optiſcher Kaſten eines kindiſchen Lehrers, um ſeine Lehrlinge noch kindiſcher zu machen, als ſie waren. Von der letzteren kann ein auf ſolche Art dem Gedächtniß anvertrauter Titel der Pan-

niß haben, (ingeniosis non admodum fida est memoria) ist eine Bemerkung, die jenes Phänomen erklärt.

Das judiciöse Memoriren ist kein anderes als das einer Tafel der Eintheilung eines Systems (z. B. des Linné) in Gedanken; wo, wenn man irgend etwas vergessen haben sollte, man sich durch die Aufzählung der Glieder, die man behalten hat, wieder zurecht finden kann; oder auch der Abtheilungen eines sichtbar gemachten Ganzen (z. B. der Provinzen eines Landes auf einer Charte, welche nach Norden, Westen u. s. w. liegen), weil man auch dazu Verstand braucht und dieser wechselseitig der Einbildungskraft zu Hülfe kommt; am meisten die Topik, d. i. ein Fachwerk für allgemeine Begriffe, Gemeinplätze genannt, welches durch Klasseneintheilung, wie wenn man in einer Bibliothek die Bücher in Schränke mit verschiedenen Aufschriften vertheilt, die Erinnerung erleichtert.

Eine Gedächtnißkunst (ars mnemonica) als allgemeine Lehre giebt es nicht. Unter die besondern dazu gehörigen Kunstgriffe gehören die Denksprüche in Versen (versus memoriales); weil der Rhythmus einen regelmäßigen Sylbenfall enthält, der dem Mechanism des Gedächtnisses sehr zum Vortheil gereicht. — Von den Wundermännern des Gedächtnisses, einem Picus von Mirandola, Scaliger, Angelus Politianus, Magliabechi u. s. w., den Polyhistoren, die eine Ladung

---

dekten: de heredibus suis et legitimis, zum Beispiel dienen. Das erste Wort wurde durch einen Kasten mit Vorhängeschlössern sinnlich gemacht, das zweite durch eine Sau, das dritte durch die zwei Tafeln Mosis.

Bücher für hundert Kamele als Materialien für die Wissenschaften in ihrem Kopf herumtragen, muß man nicht verächtlich sprechen; weil sie vielleicht die, für das Vermögen der Auswahl aller dieser Kenntnisse zum zweckmäßigen Gebrauch angemessene, Urtheilskraft nicht besaßen; denn es ist doch schon Verdienst genug, die rohe Materie reichlich herbeigeschafft zu haben; wenn gleich andere Köpfe nachher hinzukommen müssen, sie mit Urtheilskraft zu verarbeiten (tantum scimus, quantum memoria tenemus). Einer der Alten sagte: „Die Kunst zu schreiben hat das Gedächtniß zu Grunde gerichtet (zum Theil entbehrlich gemacht)." Etwas Wahres ist in diesem Satz: denn der gemeine Mann hat das Mannichfaltige, was ihm aufgetragen wird, gemeiniglich besser auf der Schnur, es nach der Reihe zu verrichten und sich darauf zu besinnen: eben darum, weil das Gedächtniß hier mechanisch ist und sich kein Vernünfteln einmischt; da hingegen dem Gelehrten, welchem viele fremdartige Nebengedanken durch den Kopf gehen, Vieles von seinen Aufträgen oder häuslichen Angelegenheiten durch Zerstreuung entwischt, weil er sie nicht mit genugsamer Aufmerksamkeit aufgefaßt hat. Aber, mit der Schreibtafel in der Tasche, sicher zu sein, Alles, was man in den Kopf zum Aufbewahren niedergelegt hat, ganz genau und ohne Mühe wiederzufinden, ist doch eine große Bequemlichkeit, und die Schreibekunst bleibt immer eine herrliche Kunst, weil, wenn sie auch nicht zur Mittheilung seines Wissens an Andere gebraucht würde, sie doch die Stelle des ausgedehntesten und treuesten Gedächtnisses vertritt, dessen Mangel sie ersetzen kann.

Vergeßlichkeit (obliviositas) hingegen, wo

der Kopf, so oft er auch gefüllet wird, doch, wie ein durchlöchertes Faß, immer leer bleibt, ist ein um desto größeres Uebel. Dieses ist bisweilen unverschuldet; wie bei alten Leuten, welche sich zwar der Begebenheiten ihrer jüngern Jahre gar wohl erinnern können, aber das nächst Vorhergehende immer aus den Gedanken verlieren. Aber oft ist es doch auch die Wirkung einer habituellen Zerstreuung, welche vornehmlich die Romanenleserinnen anzuwandeln pflegt. Denn, weil bei dieser Leserei die Absicht nur ist, sich für den Augenblick zu unterhalten, indem man weiß, daß es bloße Erdichtungen sind, die Leserin hier also volle Freiheit hat, im Lesen nach dem Laufe ihrer Einbildungskraft zu dichten, welches natürlicher Weise zerstreut, und die Geistesabwesenheit (Mangel der Aufmerksamkeit auf das Gegenwärtige) habituell macht: so muß das Gedächtniß dadurch unvermeidlich geschwächt werden. — Diese Uebung in der Kunst die Zeit zu tödten und sich für die Welt unnütz zu machen, hintennach aber doch über die Kürze des Lebens zu klagen, ist, abgesehen von der phantastischen Gemüthsstimmung, welche sie hervorbringt, einer der feindseligsten Angriffe auf's Gedächtniß.

B.

Von dem Vorhersehungsvermögen.

(Praevisio.)

§. 33.

[redacted]ses Vermögen zu besitzen, interessirt mehr als jedes andere; weil es die Bedingung aller möglichen

Praxis und der Zwecke ist, worauf der Mensch den Gebrauch seiner Kräfte bezieht. Alles Begehren enthält ein (zweifelhaftes oder gewisses) Voraussehen dessen, was durch diese möglich ist. Das Zurücksehen auf's Vergangene (Erinnern) geschieht nur in der Absicht, um das Voraussehen des Künftigen dadurch möglich zu machen; indem wir im Standpunkte der Gegenwart überhaupt um uns sehen, um etwas zu beschließen, oder worauf gefaßt zu sein.

Das empirische Voraussehen ist die Erwartung ähnlicher Fälle (exspectatio casuum similium) und bedarf keiner Vernunftkunde von Ursachen und Wirkungen, sondern nur der Erinnerung beobachteter Begebenheiten, wie sie gemeiniglich auf einander folgen; und wiederholte Erfahrungen bringen darin eine Fertigkeit hervor. Wie Wind und Wetter stehen werden, interessirt den Schiffer und Ackersmann sehr. Aber wir reichen hierin mit unserer Vorhersagung nicht viel weiter, als der sogenannte Bauerkalender, dessen Voraussagungen, wenn sie etwa eintreffen, gepriesen, treffen sie nicht ein, vergessen werden und so immer in einigem Kredit bleiben. — Man sollte fast glauben, die Vorsehung habe das Spiel der Witterungen absichtlich so undurchschaulich verflochten, damit es Menschen nicht so leicht wäre, für jede Zeit die dazu erforderlichen Anstalten zu treffen, sondern damit sie Verstand zu brauchen genöthigt würden, um auf alle Fälle bereit zu sein.

In den Tag hinein (ohne Vorsicht und Besorgniß) leben, macht zwar dem Verstande des Menschen eben nicht viel Ehre; wie dem Karaiben, der d[illegible]orgens seine Hangmatte verkauft und des Abend[illegible] dar-

über betreten ist, daß er nicht weiß, wie er des Nachts schlafen wird. Wenn aber dabei nur kein Verstoß wider die Moralität vorkommt, so kann man Einen, der für alle Ereignisse abgehärtet ist, wohl für glücklicher halten, als den, der sich immer nur mit trüben Aussichten die Lust am Leben verkümmert. Unter allen Aussichten aber, die der Mensch nur haben kann, ist die wohl die tröstlichste, wenn er nach seinem gegenwärtigen moralischen Zustande Ursache hat, die Fortdauer und das fernere Fortschreiten zu noch Besserem im Prospekt zu haben. Dagegen wenn er zwar muthig den Vorsatz faßt, von nun an einen neuen und besseren Lebenswandel einzuschlagen, sich aber selbst sagen muß: es wird doch wohl nichts daraus werden; weil du öfters dieses Versprechen (durch Procrastination) dir gegeben, es aber immer, unter dem Vorwande einer Ausnahme für dieses einzige Mal, gebrochen hast: so ist das ein trostloser Zustand der Erwartung ähnlicher Fälle.

Wo es aber auf das Schicksal, was über uns schweben mag, nicht auf den Gebrauch unserer freien Willkür, ankommt, da ist die Aussicht in die Zukunft entweder Vorempfindung, d. i. Ahndung (praesensio) oder *) Vorhererwartung (praesagitio). Das

*) Man hat neuerlich zwischen etwas ahnen und ahnden einen Unterschied machen wollen; allein das Erstere ist kein deutsches Wort und es bleibt nur das Letztere. — Ahnden bedeutet so viel als gedenken. Es ahndet mir, heißt, es schwebt etwas meiner Erinnerung dunkel vor; etwas ahnden, bedeutet Jemandes That ihm im Bösen gedenken (d. i. sie bestrafen). Es ist immer derselbe Begriff, aber anders gewandt.

Erstere deutet gleichsam einen verborgenen Sinn für das an, was noch nicht gegenwärtig ist; das Zweite ein durch Reflexion über das Gesetz der Folge der Begebenheiten nach einander (das der Causalität) erzeugtes Bewußtsein des Künftigen.

Man sieht leicht, daß alle Ahndung ein Hirngespinst sei; denn wie kann man empfinden, was noch nicht ist? Sind es aber Urtheile aus dunklen Begriffen eines solchen Causalverhältnisses, so sind es nicht Vorempfindungen, sondern man kann die Begriffe, die dazu führen, entwickeln, und, wie es mit dem gedachten Urtheil zustehe, erklären. — Ahndungen sind mehrentheils von der ängstlichen Art; die Bangigkeit, welche ihre physische Ursachen hat, geht hervor, unbestimmt was der Gegenstand der Furcht sei. Aber es giebt auch frohe und kühne Ahndungen von Schwärmern, welche die nahe Enthüllung eines Geheimnisses, für das der Mensch doch keine Empfänglichkeit der Sinne hat, wittern, und die Vorempfindung dessen, was sie, als Epopten, in mystischer Anschauung erwarten, so eben entschleiert zu sehen glauben. — Der Bergschotten zweites Gesicht, mit welchem etliche unter ihnen einen am Mastbaum Aufgeknüpften zu sehen glauben, von dessen Tode sie, wenn sie wirklich in den entfernten Hafen eingelaufen sind, die Nachricht erhalten zu haben vorgeben, gehört auch in diese Klasse der Bezauberungen.

C.

Von der Wahrſagergabe.

(Facultas divinatrix.)

§. 34.

Vorherſagen, wahrſagen und weiſſagen ſind darin unterſchieden: daß das Erſtere im Vorherſehen nach Erfahrungsgeſetzen (mithin natürlich), das Zweite den bekannten Erfahrungsgeſetzen entgegen (widernatürlich), das Dritte aber Eingebung einer von der Natur unterſchiedenen Urſache (übernatürlich) iſt, oder dafür gehalten wird, deren Fähigkeit, weil ſie von dem Einfluſſe eines Gottes herzurühren ſcheint, auch das eigentliche Divinationsvermögen genannt wird (denn uneigentlich wird jede ſcharfſinnige Errathung des Künftigen auch Divination genannt).

Wenn es von Jemanden heißt: er wahrſagt dieſes oder jenes Schickſal, ſo kann dieſes eine ganz natürliche Geſchicklichkeit anzeigen. Von dem aber, der hierin eine übernatürliche Einſicht vorgiebt, muß es heißen, er wahrſagert; wie die Zigeuner von hinduiſcher Abſtammung, die das Wahrſagen aus der Hand Planetenleſen nennen; oder die Aſtrologen und Schatzgräber, denen ſich auch die Goldmacher anſchließen, über welche alle im griechiſchen Alterthum die Pythia, zu unſerer Zeit aber der lumpige ſibiriſche Schaman hervorragt. Die Wahrſagungen der Auſpizen und Haruſpizen der Römer hatten nicht ſowohl die Entdeckung des Verborgenen im Laufe der Begebenheiten der Welt, als vielmehr des Willens der

Götter, dem sie sich ihrer Religion gemäß zu fügen hatten, zur Absicht. — Wie aber gar die Poeten dazu kamen, sich auch für begeistert (oder besessen) und für wahrsagend (vates) zu halten, und in ihren dichterischen Anwandlungen (furor poeticus) Eingebungen zu haben, sich berühmen konnten, kann nur dadurch erklärt werden: daß der Dichter, nicht so wie der Prosenredner, bestellte Arbeit mit Muße verfertigt, sondern den günstigen Augenblick seiner ihn anwandelnden inneren Sinnenstimmung haschen muß, in welchem ihm lebendige und kräftige Bilder und Gefühle von selbst zuströmen, und er hiebei sich gleichsam nur leidend verhält; wie es denn auch schon eine alte Bemerkung ist, daß dem Genie eine gewisse Dosis von Tollheit beigemischt sei. Hierauf gründet sich auch der Glaube an Orakelsprüche, die in den blind gewählten Stellen berühmter (gleichsam durch Eingebung getriebener) Dichter vermuthet wurden (sortes Virgilianae); ein dem Schatzkästlein der neueren Frömmler ähnliches Mittel, den Willen des Himmels zu entdecken; oder auch die Auslegung sybillinischer Bücher, die den Römern das Staatsschicksal vorherverkündigt haben sollen, und deren sie, leider! durch übelangewandte Knickerei zum Theil verlustig geworden sind.

Alle Weissagungen, die ein unablenkbares Schicksal eines Volks vorherverkündigen, was doch von ihm selbst verschuldet, mithin durch seine freie Willkür herbeigeführt sein soll, haben, außer dem, daß das Vorherwissen ihm unnütz ist, weil es ihm doch nicht entgehen kann, das Ungereimte an sich, daß in diesem unbedingten Verhängniß (decretum absolutum)

ein Freiheitsmechanismus gedacht wird, wovon der Begriff sich selbst widerspricht.

Das Aeußerste der Ungereimtheit, oder des Betrugs, im Wahrsagen war wohl dies, daß ein Verrückter für einen Seher (unsichtbarer Dinge) gehalten wurde; als ob aus ihm gleichsam ein Geist rede, der die Stelle der Seele, die so lange von der Behausung des Körpers Abschied genommen habe, vertrete; und daß der arme Seelenkranke (oder auch nur epileptische) für einen Energumenen (Besessenen) galt, und er, wenn der ihn besitzende Dämon für einen guten Geist gehalten wurde, bei den Griechen ein Mantes, dessen Ausleger aber Prophet hieß. — Alle Thorheit mußte erschöpft werden, um das Künftige, dessen Voraussehung uns so sehr interessirt, mit Ueberspringung aller Stufen, welche vermittelst des Verstandes durch Erfahrung dahin führen möchten, in unseren Besitz zu bringen. O curas hominum!

Es giebt sonst keine so sichere und doch in so große Weite hinaus erstreckte Wahrsagungswissenschaft, als die der Astronomie, welche die Umwälzungen der Himmelskörper in's Unendliche vorherverkündigt. Aber das hat doch nicht hindern können, daß sich nicht bald eine Mystik hinzugesellet hat, welche nicht etwa, wie die Vernunft es verlangt, die Zahlen der Weltepochen von den Begebenheiten, sondern umgekehrt die Begebenheiten von gewissen Zahlen abhängig machen wollte und so die Chronologie selbst, eine so nothwendige Bedingung aller Geschichte, in eine Fabel verwandelte.

BIBLIOTHECA BODLEIANA

Von der unwillkürlichen Dichtung im gesunden Zustande, d. i. vom Traume.

§. 34.

Was Schlaf, was Traum, was Somnambulism (wozu auch das laute Sprechen im Schlaf gehört) seiner Naturbeschaffenheit nach sei, zu erforschen, ist außerhalb dem Felde einer pragmatischen Anthropologie gelegen; denn man kann aus diesem Phänomen keine Regeln des Verhaltens im Zustande des Träumens ziehen; indem diese nur für den Wachenden gelten, der nicht träumen oder gedankenlos schlafen will. Und das Urtheil jenes griechischen Kaisers, der einen Menschen, welcher seinen Traum, er habe den Kaiser umgebracht, seinen Freunden erzählte, zum Tode verurtheilte, unter dem Vorwande, „es würde ihm nicht geträumt haben, wenn er nicht im Wachen damit umgegangen wäre," ist der Erfahrung zuwider und grausam. „Wenn wir wachen, so haben wir eine gemeinschaftliche Welt; schlafen wir aber, so hat ein jeder seine eigene." — Das Träumen scheint zum Schlafen so nothwendig zu gehören, daß Schlafen und Sterben einerlei sein würde, wenn der Traum nicht als eine natürliche, obzwar unwillkürliche Agitation der inneren Lebensorgane, durch die Einbildungskraft hinzukäme. So erinnere ich mich sehr wohl, wie ich als Knabe, wenn ich mich, durch Spiele ermüdet, zum Schlafe hinlegte, im Augenblick des Einschlafens durch einen Traum, als ob ich in's Wasser gefallen wäre, und dem Versinken nahe, im

Kreiſe herumgedreht würde, ſchnell erwachte, um aber bald wieder und ruhiger einzuſchlafen, vermuthlich weil die Thätigkeit der Bruſtmuskeln im Athemholen, welches von der Willkür gänzlich abhängt, nachläßt, und ſo, mit der Ausbleibung des Athemholens, die Bewegung des Herzens gehemmt, dadurch aber die Einbildungskraft des Traums wieder in's Spiel verſetzt werden muß. — Dahin gehört auch die wohlthätige Wirkung des Traums beim ſogenannten Alpdrücken (incubus). Denn, ohne dieſe fürchterliche Einbildung von einem uns drückenden Geſpenſt und der Anſtrengung aller Muskelkraft ſich in eine andere Lage zu bringen, würde der Stillſtand des Bluts dem Leben geſchwind ein Ende machen. Eben darum ſcheint die Natur es ſo eingerichtet zu haben, daß bei weitem die mehreſten Träume Beſchwerlichkeiten und gefahrvolle Umſtände enthalten; weil dergleichen Vorſtellungen die Kräfte der Seele mehr aufreizen, als wenn Alles nach Wunſch und Willen geht. Man träumt oft, ſich nicht auf ſeine Füße erheben zu können, oder ſich zu verirren, in einer Predigt ſtecken zu bleiben, oder aus Vergeſſenheit ſtatt der Peräke in großer Verſammlung eine Nachtmütze auf dem Kopfe zu haben, oder daß man in der Luft nach Belieben hin und her ſchweben könne, oder im fröhlichen Lachen, ohne zu wiſſen warum, aufwache. — Wie es zugehe, daß wir oft im Traume in die längſt vergangene Zeit verſetzt werden, mit längſt Verſtorbenen ſprechen, dieſes ſelbſt für einen Traum zu halten verſucht werden, aber doch dieſe Einbildung für Wirklichkeit zu halten uns genöthigt ſehen, wird wohl immer unerklärt bleiben. Man kann aber wohl für ſicher annehmen, daß kein Schlaf ohne Traum

sein könne, und wer nicht geträumt zu haben wähnt, seinen Traum nur vergessen habe.

Von dem Bezeichnungsvermögen. (facultas signatrix.)

§. 36.

Das Vermögen der Erkenntniß des Gegenwärtigen, als Mittel der Verknüpfung der Vorstellung des Vorhergesehenen mit der des Vergangenen, ist das Bezeichnungsvermögen. — Die Handlung des Gemüths diese Verknüpfung zu bewirken, ist die Bezeichnung (signatio), die auch das Signaliren genannt wird, von der nun der größere Grad die Auszeichnung genannt wird.

Gestalten der Dinge (Anschauungen), so fern sie nur zu Mitteln der Vorstellung durch Begriffe dienen, sind Symbole, und das Erkenntniß durch dieselbe heißt symbolisch oder figürlich (speciosa). — Charaktere sind noch nicht Symbole; denn sie können auch bloß mittelbare (indirecte) Zeichen sein, die an sich nichts bedeuten, sondern nur durch Beigesellung auf Anschauungen und durch diese auf Begriffe führen; daher das symbolische Erkenntniß nicht der intuitiven, sondern der discursiven entgegengesetzt werden muß, in welcher letzteren das Zeichen (character) den Begriff nur als Wächter (custos) begleitet, um ihn gelegentlich zu reproduciren. Das symbolische Erkenntniß ist also nicht der intuitiven (durch sinnliche Anschauung) sondern der intellectuellen (durch Begriffe) entgegensetzt. Symbole sind bloß Mittel des Verstan-

des, aber nur indirect, durch eine Analogie mit gewissen Anschauungen, auf welche der Begriff desselben angewandt werden kann, um ihm durch Darstellung eines Gegenstandes Bedeutung zu verschaffen.

Wer sich immer nur symbolisch ausdrücken kann, hat noch wenig Begriffe des Verstandes, und das so oft Bewunderte der lebhaften Vorstellung, welche die Wilden, (bisweilen auch die vermeinten Weisen in einem noch rohen Volke) in ihren Reden hören lassen, ist nichts als Armuth an Begriffen und daher auch an Wörtern, sie auszudrücken: z. B. wenn der Amerikanische Wilde sagt: „Wir wollen die Streitaxt begraben" so heißt das so viel als: Wir wollen Friede machen, und in der That haben die alten Gesänge, vom Homer an bis zum Ossian, oder von einem Orpheus bis zu den Propheten, das Glänzende ihres Vortrags bloß dem Mangel an Mitteln, ihre Begriffe auszudrücken, zu verdanken.

Die wirklichen, den Sinnen vorliegenden Welterscheinungen (mit Swedenborg) für bloßes Symbol einer im Rückhalt verborgenen intelligibelen Welt ausgeben, ist Schwärmerei. Aber in den Darstellungen der zur Moralität, welche das Wesen aller Religion ausmacht, mithin zur reinen Vernunft gehörigen Begriffe (Ideen genannt), das Symbolische vom Intellectuellen (Gottesdienst von Religion), die, zwar einige Zeit hindurch nützliche und nöthige Hülle von der Sache selbst zu unterscheiden, ist Aufklärung; weil sonst ein Ideal (der reinen praktischen Vernunft) gegen ein Idol vertauscht und der Endzweck verfehlt wird. — Daß alle Völker der Erde mit dieser Verstauschung angefangen haben, und daß, wenn es darum

zu thun ist, was ihre Lehrer selbst bei Abfassung ihrer heiligen Schriften wirklich gedacht haben, man sie alsdann nicht symbolisch, sondern buchstäblich auslegen müsse, ist nicht zu streiten; weil es unredlich gehandelt sein würde, ihre Worte zu verdrehen. Wenn es aber nicht bloß um die Wahrhaftigkeit des Lehrers, sondern auch und zwar wesentlich, um die Wahrheit der Lehre zu thun ist, so kann und soll man diese, als bloße symbolische Vorstellungsart, durch eingeführte Förmlichkeit und Gebräuche jene praktischen Ideen zu begleiten, auslegen; weil sonst der intellectuelle Sinn, der den Endzweck ausmacht, verloren gehen würde.

§. 37.

Man kann die Zeichen in willkürliche (Kunst-), in natürliche und in Wunderzeichen eintheilen.

A.

Zu den ersten gehören 1) die der Gebehrdung (mimische, die zum Theil auch natürliche sind). 2) Schriftzeichen (Buchstaben, welche Zeichen für Laute sind). 3) Tonzeichen (Noten). 4) Zwischen Einzelnen verabredete Zeichen, bloß für's Gesicht (Ziffern). 5) Standeszeichen freier, mit erblichem Vorrang beehrter Menschen (Wappen). 6) Dienstzeichen, in gesetzlicher Bekleidung (Uniform und Livereі). 7) Ehrenzeichen des Dienstes (Ordensbänder). 8) Schandzeichen (Brandmark u. dgl.) — Dazu gehören in Schriften die Zeichen der Verweisung, der Frage oder des Affects, der Verwunderung (die Interpunctionen).

Alle Sprache ist Bezeichnung der Gedanken und umgekehrt die vorzüglichste Art der Gedankenbezeichnung ist die durch Sprache, diesem größten Mittel, sich selbst und Andere zu verstehen. Denken ist reden mit sich selbst (die Indianer auf Otaheite nennen das Denken: die Sprache im Bauch), folglich sich auch innerlich (durch reproductive Einbildungskraft) hören. Dem Taubgebornen ist sein Sprechen ein Gefühl des Spiels seiner Lippen, Zunge und seines Kinnbackens, und es ist kaum möglich, sich vorzustellen, daß er bei seinem Sprechen etwas mehr thue als ein Spiel mit körperlichen Gefühlen zu treiben, ohne eigentliche Begriffe zu haben und zu denken. — Aber auch die, welche sprechen und hören können, verstehen darum nicht immer sich selbst oder Andere, und an dem Mangel des Bezeichnungsvermögens, oder dem fehlerhaften Gebrauch desselben (da Zeichen für Sachen und umgekehrt genommen werden) liegt es, vornehmlich in Sachen der Vernunft, daß Menschen, die der Sprache nach einig sind, in Begriffen himmelweit von einander abstehen; welches nur zufälliger Weise, wenn ein Jeder nach dem seinigen handelt, offenbar wird.

B.

Zweitens: was die natürlichen Zeichen betrifft, so ist der Zeit nach das Verhältniß der Zeichen zu den bezeichneten Sachen entweder demonstrativ, oder rememorativ, oder prognostisch.

Der Pulsschlag bezeichnet dem Arzt den gegenwärtigen fieberhaften Zustand des Patienten, wie der Rauch das Feuer. Die Reagentien entdecken dem Chemiker die im Wasser befindlichen verborgenen Stoffe, so wie

die Wetterfahne den Wind u. s. w. Ob aber das Erröthen das Bewußtseyn der Schuld, oder vielmehr ein zartes Ehrgefühl, auch nur eine Zumuthung von etwas, dessen man sich zu schämen hätte, erdulden zu müssen, verrathe, ist in vorkommenden Fällen ungewiß.

Grabhügel und Mausoleen sind Zeichen des Andenkens an Verstorbene. Eben so, oder auch zum immerwährenden Andenken der vormaligen großen Macht eines Königs, Pyramiden. — Die Muschelschichten in weit von der See gelegenen Landgegenden, oder die Löcher der Pholaden in den hohen Alpen, oder vulkanische Ueberbleibsel, wo jetzt kein Feuer aus der Erde hervorbricht, bezeichnen uns den alten Zustand der Welt und begründen eine Archäologie der Natur: freilich nicht so anschaulich, als die vernarbten Wunden des Kriegers. — Die Ruinen von Palmyra, Balbeck und Persepolis sind sprechende Denkzeichen des Kunstzustandes alter Staaten, und traurige Merkmale vom Wechsel aller Dinge.

Die prognostischen Zeichen interessiren unter allen am meisten; weil in der Reihe der Veränderungen die Gegenwart nur ein Augenblick ist, und der Bestimmungsgrund des Begehrungsvermögens das Gegenwärtige nur um der künftigen Folgen willen (ob futura consequentia) beherzigt, und auf diese vorzüglich aufmerksam macht. — In Ansehung künftiger Weltbegebenheiten findet sich die sicherste Prognose in der Astronomie; sie ist aber kindisch und phantastisch, wenn die Sterngestalten, Verbindungen und veränderte Planetenstellungen als allegorische Schriftzeichen am Himmel von bevorstehenden Schicksalen des Menschen (in der Astrologia judiciaria) vorgestellt werden.

Die natürlichen prognostischen Zeichen einer bevorstehenden Krankheit oder Genesung, oder (wie die facies Hippocratica) des nahen Todes, sind Erscheinungen, die, auf lange und öftere Erfahrungen gegründet, auch nach der Einsicht des Zusammenhanges derselben, als Ursachen und Wirkungen, dem Arzt zur Leitung in seiner Kur dienen; dergleichen die kritischen Tage sind. Aber die von den Römern in staatskluger Absicht veranstalteten Augurien und Haruspicinen, waren ein durch den Staat geheiligter Aberglaube, um in gefährlichen Zeitläufen das Volk zu lenken.

C.

Was die Wunderzeichen (Begebenheiten, in welchen die Natur der Dinge sich umkehre) betrifft, so sind außer denen, aus welchen man sich jetzt nichts macht, (den Mißgeburten unter Menschen und Vieh), die Zeichen und Wunder am Himmel, die Kometen, in hoher Luft schießende Luftbälle, Nordlichter, ja selbst Sonnen- und Mondfinsternisse, wenn vornehmlich sich mehrere solcher Zeichen zusammenfinden, und wohl gar von Krieg, Pest u. dgl. begleitet werden, Dinge, die den erschrockenen großen Haufen den nicht weit mehr entfernten jüngsten Tag und das Ende der Welt vorher zu verkündigen dünken.

Anhang.

Ein wunderliches Spiel der Einbildungskraft mit dem Menschen, in Verwechselung der Zeichen mit Sachen, in jene eine innere Realität zu setzen, als ob diese sich nach jenen richten müßten, verlohnt sich hier

noch zu bemerken. — Da der Mondlauf nach den vier Aſpecten (dem Neulicht, erſtem Viertheil, Vollicht und letztem Viertheil) in ganzen Zahlen nicht genauer als in 28 Tagen (und der Thierkreis daher von den Arabern in die 28 Häuſer des Mondes) eingetheilt werden, von denen ein Viertheil 7 Tage ausmacht, ſo hat die Zahl ſieben dadurch eine myſtiſche Wichtigkeit bekommen, ſo, daß auch die Weltſchöpfung ſich nach derſelben hat richten müſſen; vornehmlich da es (nach dem Ptolemäiſchen Syſtem) ſieben Planeten, wie ſieben Töne auf der Tonleiter, ſieben einfache Farben im Regenbogen und ſieben Metalle geben ſollte. — Hieraus ſind denn auch die Stufenjahre (7 + 7, und weil 9 bei den Indiern auch eine myſtiſche Zahl iſt, 7 + 9, ingleichen 9 + 9) entſtanden, bei deren Schluß das menſchliche Leben in großer Gefahr ſein ſoll, und die 70 Jahrwochen (490 Jahr) machen auch wirklich in der jüdiſch-chriſtlichen Chronologie nicht allein die Abſchnitte der wichtigſten Veränderungen (zwiſchen dem Ruf Gottes an Abraham und der Geburt Chriſti) aus, ſondern beſtimmen auch ganz genau die Gränzen deſſelben gleichſam a priori, als ob ſich nicht die Chronologie nach der Geſchichte, ſondern, umgekehrt, die Geſchichte nach der Chronologie richten müßte.

Aber auch in anderen Fällen wird es Gewohnheit, die Sachen von Zahlen abhängig zu machen. Ein Arzt, dem der Patient durch ſeinen Diener ein Gratial ſchickt, wenn er bei Aufwickelung des Papiers darin eilf Ducaten findet, wird in den Argwohn gerathen, daß dieſer wohl einen möchte unterſchlagen haben; denn warum nicht ein Dutzend voll? Wer auf einer Auction Porzellangeſchirr von gleicher Fabrication kauft,

wird weniger bieten, wenn es nicht ein volles Dutzend iſt, und wären es dreizehn Teller, ſo wird er auf den dreizehnten nur ſo fern einen Werth ſetzen, als er dadurch geſichert wird, wenn auch einer zerbrochen würde, doch jene Zahl voll zu haben. Da man aber ſeine Gäſte nicht zu Dutzenden einladet, was kann es intereſſiren, dieſer geraden Zahl einen Vorzug zu geben? Ein Mann vermachte im Teſtament ſeinem Vetter eilf ſilberne Löffel und ſetzte hinzu: „warum ich ihm nicht den zwölften vermache, wird er ſelbſt am beſten wiſſen" (der junge liederliche Menſch hatte an ſeines Vetters Tiſch einen Löffel heimlich in die Taſche geſteckt, welches jener wohl bemerkte, aber ihn damals nicht beſchämen wollte). Bei Eröffnung des Teſtaments konnte man leicht errathen, was die Meinung des Erblaſſers war, aber nur aus dem angenommenen Vorurtheil, daß nur das Dutzend eine volle Zahl ſei. — Auch die zwölf Zeichen des Thierkreiſes (welcher Zahl analogiſch die 12 Richter in England angenommen zu ſein ſcheinen) haben eine ſolche myſtiſche Bedeutung erhalten. In Italien, Deutſchland, vielleicht auch anderswo, wird eine Tiſchgeſellſchaft von gerade 13 Gäſten für ominös gehalten; weil man wähnt, daß alsdann einer von ihnen, wer es auch ſei, das Jahr ſterben werde: ſo wie an einer Tafel von 12 Richtern der 13te, der ſich darunter befindet, kein anderer als der Delinquent ſein könne, der gerichtet werden ſoll. (Ich habe mich ſelbſt einmal an einer ſolchen Tafel befunden, wo die Frau des Hauſes beim Niederſetzen dieſen vermeinten Uebelſtand bemerkte, und insgeheim ihren darin befindlichen Sohn aufzuſtehen und in einem andern Zimmer zu eſſen befahl, damit die Fröhlichkeit nicht geſtört würde).

— Aber auch die bloße Größe der Zahlen, wenn man der Sachen, die sie bezeichnen, genug hat, erregen bloß dadurch, daß sie im Zählen nicht einen der Dekadik gemäßen (folglich an sich willkürlichen) Abschnitt füllen, Verwunderung. So soll der Kaiser von China eine Flotte von 9999 Schiffen haben, und man fragt sich bei dieser Zahl insgeheim: warum nicht noch eins mehr? obgleich die Antwort sein könnte: weil diese Zahl Schiffe zu seinem Gebrauch hinreichend ist; im Grunde aber ist die Absicht der Frage nicht auf den Gebrauch, sondern bloß auf eine Art von Zahlenmystik gestellt. — Aerger, obzwar nicht ungewöhnlich, ist: daß Jemand, der durch Kargen und Betrügen es auf einen Reichthum von 90,000 Thaler baar gebracht hat, nun keine Ruhe hat, als bis er 100,000 voll besitze, ohne sie zu brauchen, und darüber vielleicht den Galgen, wo nicht erwirbt, wenigstens doch verdient.

Zu welchen Kindereien sinkt nicht der Mensch selbst in seinem reifen Alter hinab, wenn er sich am Leitseil der Sinnlichkeit führen läßt! Wir wollen jetzt sehen, um wie viel oder wenig er es besser mache, wenn er unter der Beleuchtung des Verstandes seinen Weg verfolgt.

Vom Erkenntnisvermögen, so fern es auf Verstand gegründet wird.

Eintheilung.

§. 38.

Verstand, als das Vermögen zu denken (durch Begriffe sich etwas vorzustellen), wird auch das

obere Erkenntnißvermögen (zum Unterſchiede von der Sinnlichkeit, als des unteren) genannt, darum, weil das Vermögen der Anſchauungen (reiner oder empiriſcher) nur das Einzelne in Gegenſtänden, dagegen das der Begriffe das Allgemeine der Vorſtellungen derſelben, die Regel, enthält, der das Mannichfaltige der ſinnlichen Anſchauungen untergeordnet werden muß, um Einheit zur Erkenntniß des Objects hervorzubringen. — Vornehmer iſt alſo zwar freilich der Verſtand als die Sinnlichkeit, mit der ſich die verſtandloſen Thiere nach eingepflanzten Inſtincten ſchon nothdürftig behelfen können, ſo wie ein Volk ohne Oberhaupt; ſtatt deſſen ein Oberhaupt ohne Volk (Verſtand ohne Sinnlichkeit) gar nichts vermag. Es iſt alſo zwiſchen beiden kein Rangſtreit, obgleich der Eine als Oberer und der Andere als Unterer betitelt wird.

Es wird aber das Wort Verſtand auch in beſonderer Bedeutung genommen: da er nämlich als ein Glied der Eintheilung mit zwei anderen dem Verſtande in allgemeiner Bedeutung untergeordnet wird, und da beſteht das obere Erkenntnißvermögen (materialiter, d. i. nicht für ſich allein, ſondern in Beziehung auf's Erkenntniß der Gegenſtände betrachtet) aus Verſtand, Urtheilskraft und Vernunft. — Laßt uns jetzt Beobachtungen über den Menſchen anſtellen, wie Einer von dem Andern in dieſen Gemüthsgaben, oder deren gewohntem Gebrauch oder Mißbrauch, unterſchieden iſt, erſtlich in einer geſunden Seele; dann aber auch in der Gemüthskrankheit.

Anthropologiſche Vergleichung der drei oberen Erkenntniſsvermögen mit einander.

§. 39.

Ein richtiger Verſtand iſt der: welcher nicht ſowohl durch Vielheit der Begriffe ſchimmernd iſt, als vielmehr durch Angemeſſenheit derſelben zur Erkenntniß des Gegenſtandes, alſo zur Auffaſſung der Wahrheit das Vermögen und die Fertigkeit enthält. Mancher Menſch hat viele Begriffe im Kopf, die insgeſammt auf Aehnlichkeit mit dem, was man von ihm vernehmen will, hinauslaufen, aber mit dem Object und der Beſtimmung deſſelben doch nicht zutreffen. Er kann Begriffe von großem Umfange haben, ja auch von behenden Begriffen ſein. Der richtige Verſtand, welcher für Begriffe der gemeinen Erkenntniß zulangt, heißt der geſunde (für's Haus hinreichende) Verſtand. Er ſagt mit dem Wachmeiſter bei Juvenal:

> Quod sapio satis est mihi, non ego curo —
> Esse quod Arcesilas aerumnosique Solones.

Es verſteht ſich von ſelber, daß die Naturgabe eines bloß geraden und richtigen Verſtandes ſich ſelbſt, in Anſehung des Umfanges des ihm zugemutheten Wiſſens, einſchränken, und der damit Begabte beſcheiden verfahren wird.

§. 40.

Wenn unter dem Worte Verſtand das Vermögen der Erkenntniß der Regeln (und ſo durch Begriffe) überhaupt gemeint wird, ſo, daß er das ganze obere Er-

kenntnißvermögen in ſich faßt, ſo ſind darunter nicht diejenigen Regeln zu verſtehen, nach welchen die Natur den Menſchen in ſeinem Verfahren leitet, wie es bei den durch Naturinſtinkt getriebenen Thieren geſchieht, ſondern nur ſolche, die er ſelbſt macht. Was er bloß lernt, und ſo dem Gedächtniſſe anvertraut, das verrichtet er nur mechaniſch (nach Geſetzen der reproduktiven Einbildungskraft) und ohne Verſtand. Ein Bedienter, der bloß ein Compliment nach einer beſtimmten Formel abzuſtatten hat, braucht keinen Verſtand, d. i. er hat nicht nöthig ſelbſt zu denken, aber wohl, wenn er, in Abweſenheit ſeines Herrn, deſſen häusliche Angelegenheit zu beſorgen hat; wobei mancherlei nicht buchſtäblich vorzuſchreibende Verhaltungsregeln nöthig werden dürften.

Ein richtiger Verſtand, geübte Urtheilskraft, und gründliche Vernunft machen den ganzen Umfang des intellectuellen Erkenntnißvermögens aus; vornehmlich ſofern dieſes auch als Tüchtigkeit zu Beförderung des Praktiſchen, d. i. zu Zwecken, beurtheilt wird.

Ein richtiger Verſtand iſt der geſunde Verſtand, ſo fern er Angemeſſenheit der Begriffe zum Zwecke ihres Gebrauchs enthält. So wie nun Zulänglichkeit (sufficientia) und Abgemeſſenheit (praecisio) vereinigt, die Angemeſſenheit, d. i. die Beſchaffenheit des Begriffs ausmacht, nicht mehr auch nicht weniger, als der Gegenſtand erfordert, zu enthalten (conceptus rem adaequans): ſo iſt ein richtiger Verſtand unter den intellectuellen Vermögen das erſte und vornehmſte; weil er mit den wenigſten Mitteln ſeinem Zweck ein Genüge thut.

Argliſt, der Kopf zur Intrigue, wird oft für

großen, obwohl mißbrauchten Verstand gehalten; aber er ist gerade nur die Denkungsart sehr eingeschränkter Menschen, und von der Klugheit, deren Schein sie an sich hat, sehr unterschieden. Man kann nur einmal den Treuherzigen hintergehen; was dann der eigenen Absicht des Listigen in der Folge sehr nachtheilig wird.

Der unter gemessenen Befehlen stehende Haus- oder Staatsdiener braucht nur Verstand zu haben; der Officier, dem für das ihm aufgetragene Geschäft nur die allgemeine Regel vorgeschrieben und nun überlassen wird, was in vorkommendem Falle zu thun sei, selbst zu bestimmen, bedarf Urtheilskraft; der General, der die möglichen Fälle beurtheilen und für sie sich die Regel selbst ausdenken soll, muß Vernunft besitzen. — Die zu diesen verschiedenen Vorkehrungen erforderlichen Talente sind sehr verschieden. „Mancher glänzt auf der zweiten Stufe, welcher auf der obersten unsichtbar wird" (Tel brille au second rang qui s'eclipse au premier).

Klügeln ist nicht Verstand haben, und, wie Christina von Schweden Maximen zur Schau aufstellen, gegen welche doch ihre That im Widerspruche ist, heißt nicht vernünftig sein. — Es ist hiemit, wie mit der Antwort des Grafen Rochester, die er dem Englischen Könige Karl II. gab, bewandt, als dieser ihn in einer tief nachdenkenden Stellung antraf und fragte: Was sinnet Ihr denn so tief nach? — Antw.: „Ich mache Ewr. Maj. die Grabschrift." — Fr.: Wie lautet sie? Antw.: „Hier ruht König Karl II., welcher in seinem Leben viel Kluges gesagt und nie was Kluges gethan hat."

In Gesellschaft stumm sein, und nur dann und wann ein ganz gemeines Urtheil fallen lassen, sieht aus wie verständig sein, so wie ein gewisser Grad Grobheit für (alte deutsche) Ehrlichkeit ausgegeben wird.

* * *

Der natürliche Verstand kann nun noch durch Belehrung mit vielen Begriffen bereichert und mit Regeln ausgestattet werden; aber das zweite intellectuelle Vermögen, nämlich das der Unterscheidung, ob etwas ein Fall der Regel sei oder nicht, die Urtheilskraft (judicium) kann nicht belehrt, sondern nur geübt werden; daher ihr Wachsthum Reife, und derjenige Verstand heißt, der nicht vor den Jahren kommt. Es ist auch leicht einzusehen, daß dieß nicht anders sein könne; denn Belehrung geschieht durch Mittheilung der Regeln. Sollte es also Lehren für die Urtheilskraft geben, so müßte es allgemeine Regeln geben, nach welchen man unterscheiden könnte, ob etwas der Fall der Regel sei oder nicht: welches eine Rückfrage in's Unendliche abgiebt. Dieß ist also der Verstand, von dem man sagt, daß er nicht vor den Jahren kommt; der auf eigener langen Erfahrung gegründet ist und dessen Urtheil eine französische Republik bei dem Hause der so genannten Aeltesten sucht.

Dieses Vermögen, welches nur auf das geht, was thunlich ist, was sich schickt, und was sich geziemt (für technische, ästhetische und praktische Urtheilskraft), ist nicht so schimmernd, als dasjenige, welches erweiternd ist; denn es geht bloß dem gesunden Verstande

zur Seite und macht den Verband zwischen diesem und der Vernunft.

§. 41.

Wenn nun Verstand das Vermögen der Regeln, die Urtheilskraft das Vermögen das Besondere, sofern es ein Fall dieser Regel ist, aufzufinden ist, so ist die Vernunft das Vermögen, von dem Allgemeinen das Besondere abzuleiten und dieses letztere also nach Principien und als nothwendig vorzustellen. — Man kann sie also auch durch das Vermögen, nach Grundsätzen zu urtheilen und (in praktischer Rücksicht) zu handeln, erklären. Zu jedem moralischen Urtheile (mithin auch der Religion) bedarf der Mensch Vernunft und kann sich nicht auf Satzungen und eingeführte Gebräuche fußen. — Ideen sind Vernunftbegriffe, denen kein Gegenstand in der Erfahrung adäquat gegeben werden kann. Sie sind weder Anschauungen (wie die von Raum und Zeit), noch Gefühle (wie die Glückseligkeitslehre sie sucht), welche beide zur Sinnlichkeit gehören; sondern Begriffe von einer Vollkommenheit, der man sich zwar immer nähern, sie aber nie vollständig erreichen kann.

Vernünftelei (ohne gesunde Vernunft) ist ein den Endzweck vorbeigehender Gebrauch der Vernunft, theils aus Unvermögen, theils aus Verfehlung des Gesichtspunkts. Mit Vernunft rasen heißt: der Form seiner Gedanken nach, zwar nach Principien verfahren, der Materie aber oder dem Zwecke nach, die diesem gerade entgegengesetzten Mittel anwenden.

Subalterne müssen nicht vernünfteln (räsonniren), weil ihnen das Princip, wornach gehandelt wer-

den ſoll, oft verhehlt werden muß, wenigſtens unbekannt bleiben darf; der Befehlshaber (General) aber muß Vernunft haben; weil ihm nicht für jeden vorkommenden Fall Inſtruction gegeben werden kann. Daß aber der ſogenannte Laie (Laicus) in Sachen der Religion, da dieſe als Moral gewürdigt werden muß, ſich ſeiner eigenen Vernunft nicht bedienen, ſondern dem beſtallten Geiſtlichen (Clericus), mithin fremder Vernunft, folgen ſolle, iſt ungerecht zu verlangen; da im Moraliſchen ein Jeder ſein Thun und Laſſen ſelbſt verantworten muß, und der Geiſtliche die Rechenſchaft darüber nicht auf ſeine eigene Gefahr übernehmen wird, oder es auch nur kann.

In dieſen Fällen aber ſind die Menſchen geneigt, mehr Sicherheit für ihre Perſon darin zu ſetzen, daß ſie ſich alles eigenen Vernunftgebrauchs begeben, und ſich paſſiv und gehorſam unter eingeführte Satzungen heiliger Männer fügen. Dieß thun ſie aber nicht ſo wohl aus dem Gefühl ihres Unvermögens in Einſichten (denn das Weſentliche aller Religion iſt doch Moral, die jedem Menſchen bald von ſelbſt einleuchtet), ſondern aus Argliſt, theils um, wenn etwa hiebei gefehlt ſein möchte, die Schuld auf Andere ſchieben zu können, theils und vornehmlich um jenem Weſentlichen (der Herzensänderung), welches viel ſchwerer iſt als Cultus, mit guter Art auszuweichen.

Weisheit, als die Idee vom geſetzmäßigvollkommenen praktiſchen Gebrauch der Vernunft, iſt wohl zu viel von Menſchen gefordert; aber auch ſelbſt dem mindeſten Grade nach kann ſie ein Anderer ihm nicht eingießen, ſondern er muß ſie aus ſich ſelbſt herausbringen. Die Vorſchrift, dazu zu gelangen, enthält drei

dahin führende Maximen: 1) Selbſtdenken, 2) ſich (in der Mittheilung mit Menſchen) an die Stelle des Anderen zu denken, 3) jederzeit mit ſich ſelbſt einſtimmig zu denken.

Das Zeitalter der Gelangung des Menſchen zum vollſtändigen Gebrauch ſeiner Vernunft kann in Anſehung ſeiner Geſchicklichkeit (Kunſtvermögens zu beliebiger Abſicht) etwa in's zwanzigſte, das in Anſehung der Klugheit (andere Menſchen zu ſeinen Abſichten zu brauchen) in's vierzigſte, endlich das der Weisheit etwa im ſechzigſten anberaumt werden; in welcher letzteren Epoche aber ſie mehr negativ iſt, alle Thorheiten der beiden erſteren einzuſehen; wo man ſagen kann: „es iſt Schade alsdann ſterben zu müſſen, wenn man nun allererſt gelernt hat, wie man recht gut hätte leben ſollen," und wo ſelbſt dieſes Urtheil noch ſelten iſt; indem die Anhänglichkeit am Leben deſto ſtärker wird, je weniger es, ſowohl im Thun als Genießen, Werth hat.

§. 42.

So wie das Vermögen zum Allgemeinen (der Regel) das Beſondere auszufinden Urtheilskraft, ſo iſt dasjenige: zum Beſondern das Allgemeine auszudenken, der Witz (ingenium). Das Erſtere geht auf Bemerkung der Unterſchiede unter dem Mannichfaltigen, zum Theil Identiſchen; das Zweite auf die Identität des Mannichfaltigen, zum Theil Verſchiedenen. — Das vorzüglichſte Talent in beiden iſt, auch die kleinſten Aehnlichkeiten oder Unähnlichkeiten zu bemerken. Das Vermögen dazu iſt Scharfſinnigkeit (acumen) und Bemerkungen dieſer Art heißen Subtilitäten;

welche, wenn ſie doch die Erkenntniß nicht weiter bringen, leere Spitzfindigkeit oder eitele Vernünfteleien (vanae argutationes) heißen, und, obgleich eben nicht unwahre, doch unnütze Verwendung des Verſtandes überhaupt ſich zu Schulden kommen laſſen. — Alſo iſt die Scharfſinnigkeit nicht bloß an die Urtheilskraft gebunden, ſondern kommt auch dem Witze zu; nur daß ſie im erſtern Fall mehr der Genauigkeit halber (cognitio exacta), im zweiten des Reichthums des guten Kopfs wegen, als verdienſtlich betrachtet wird: weshalb auch der Witz blühend genannt wird, und wie die Natur in ihren Blumen mehr ein Spiel, dagegen in den Früchten ein Geſchäft zu treiben ſcheint, ſo wird das Talent, was in dieſem angetroffen wird, für geringer im Rang (nach den Zwecken der Vernunft), als das beurtheilt, was der erſteren zukommt. — Der gemeine und geſunde Verſtand macht weder Anſpruch auf Witz noch auf Scharfſinnigkeit; welche eine Art von Luxus der Köpfe abgeben, da hingegen jener ſich auf das wahre Bedürfniß einſchränkt.

Von den Schwächen und Krankheiten der Seele in Anſehung ihres Erkenntnißvermögens.

A.

Allgemeine Eintheilung.

§. 43.

Die Fehler des Erkenntnißvermögens ſind entweder Gemüthsſchwächen, oder Gemüthskrankhei-

ten. Die Krankheiten der Seele in Ansehung des Erkenntnißvermögens lassen sich unter zwei Hauptgattungen bringen. Die eine ist die Grillenkrankheit (Hypochondrie) und die andere das gestörte Gemüth (Manie). Bey der Ersteren ist sich der Kranke wohl bewußt, daß es mit dem Laufe seiner Gedanken nicht richtig zugehe: indem den Gang derselben zu richten, ihn aufzuhalten oder anzutreiben, seine Vernunft nicht hinreichende Gewalt über sich selbst hat. Unzeitige Freude und unzeitige Bekümmerniſſe, mithin Launen, wechseln, wie das Wetter, das man nehmen muß, wie es sich findet, in ihm ab. — Das Zweite ist ein willkürlicher Lauf seiner Gedanken, der seine eigene (subjective) Regel hat, welche aber den (objectiven), mit Erfahrungsgesetzen zusammenstimmenden, zuwider läuft.

In Ansehung der Sinnenvorstellung ist die Gemüthsstörung entweder Unsinnigkeit oder Wahnsinn. Als Verkehrtheit der Urtheilskraft und der Vernunft, heißt sie Wahnwitz oder Aberwitz. Wer bei seinen Einbildungen die Vergleichung mit den Gesetzen der Erfahrung habituell unterläßt (wachend träumet), ist Phantast (Grillenfänger); ist er es mit Affect, so heißt er Enthusiast. Unerwartete Anwandlungen des Phantasten heißen Ueberfälle der Phantasterei (raptus).

Der Einfältige, Unkluge, Dumme, Geck, Thor und Narr unterscheiden sich vom Gestörten nicht bloß in Graden, sondern in der verschiedenen Qualität ihrer Gemüthsverstimmung, und jene gehören, ihrer Gebrechen wegen, noch nicht in's Narrenhospital, d. i. einen Ort, wo Menschen, ungeachtet der Reife und Stärke

ihres Alters, doch in Anſehung der geringſten Lebensangelegenheiten durch fremde Vernunft in Ordnung gehalten werden müſſen. — Wahnſinn mit Affect iſt Tollheit; welche oft original dabei aber unwillkürlich anwandelnd ſein kann und alsdann, wie die dichteriſche Begeiſterung (furor poeticus), an das Genie gränzt; ein ſolcher Anfall aber der leichteren, aber ungeregelten Zuſtrömung von Ideen, wenn er die Vernunft trifft, heiſt Schwärmerei. Das Hinbrüten über einer und derſelben Idee, die doch keinen möglichen Zweck hat, z. B. über den Verluſt eines Gatten, der doch in's Leben nicht zurückzurufen iſt, um in dem Schmerz ſelbſt Beruhigung zu ſuchen, iſt ſtumme Verrücktheit. — Der Aberglaube iſt mehr mit dem Wahnſinn; die Schwärmerei mit dem Wahnwitz zu vergleichen. Der letztere Kopfkranke wird oft auch (mit gemildertem Ausdrucke) exaltirt, auch wohl excentriſcher Kopf genannt.

Das Irrereden in Fiebern, oder der mit Epilepſie verwandte Anfall von Raſerei, welcher bisweilen durch ſtarke Einbildungskraft beim bloßen ſtarren Anblick eines Raſenden ſympathetiſch erregt wird (weshalb es auch Leuten von ſehr beweglichen Nerven nicht zu rathen iſt, ihre Curioſität bis zu den Klauſen dieſer Unglücklichen zu erſtrecken), iſt, als vorübergehend, noch nicht für Verrückung zu halten. — Was man aber einen Wurm nennt (nicht Gemüthskrankheit; denn darunter verſteht man gewöhnlich ſchwermüthige Verſchrobenheit des inneren Sinnes), iſt mehrentheils ein an Wahnſinn gränzender Hochmuth des Menſchen, deſſen Anſinnen, daß Andere ſich ſelbſt in Vergleichung mit ihm verachten ſollen, ſeiner eigenen Abſicht (wie

die eines Verrückten) gerade zuwider ist; indem er diese eben dadurch reizt, seinem Eigendünkel auf alle mögliche Art Abbruch zu thun, ihn zu zwacken, und seiner beleidigenden Thorheit wegen, dem Gelächter bloß zu stellen. — Gelinder ist der Ausdruck von einer Grille (marotte), die Jemand bei sich nähret: ein populär sein sollender Grundsatz, der doch nirgend bei Klugen Beifall findet, z. B. von seiner Gabe der Ahndungen, gewissen, dem Genius des Sokrates ähnlichen Eingebungen, gewissen, in der Erfahrung begründet sein sollenden, obgleich unerklärlichen Einflüssen, als der Sympathie, Antipathie, Idiosynkrasie, (qualitates occultae), die ihm gleichsam, wie eine Hausgrille im Kopfe tschirpt und die doch kein Anderer hören kann. — Die gelindeste unter allen Abschweifungen über die Gränzlinie des gesunden Verstandes ist das Steckenpferd; eine Liebhaberei sich an Gegenständen der Einbildungskraft, mit denen der Verstand zur Unterhaltung bloß spielt, als mit einem Geschäfte geflissentlich zu befassen, gleichsam ein beschäftigter Müßiggang. Für alte, sich in Ruhe setzende und bemittelte Leute ist diese, gleichsam in die sorglose Kindheit sich wieder zurückziehende, Gemüthslage nicht allein als eine die Lebenskraft immer rege erhaltende Agitation der Gesundheit zuträglich, sondern auch liebenswürdig, dabei aber auch belachenswerth; so daß der Belachte gutmüthig mitlachen kann. — Aber auch bei Jüngeren und Beschäftigten dient diese Reiterei zur Erholung, und Klüglinge, die so kleine unschuldige Thorheiten mit pedantischem Ernste rügen, verdienen Sterne's Zurechtweisung: „Laß doch einen Jeden auf seinem Steckenpferde die Straßen der Stadt auf

und nieder reiten: wenn er dich nur nicht nöthigt hinten aufzusitzen."

B.

Von den Gemüthsschwächen im Erkenntnisvermögen.

§. 44.

Dem es an Witz mangelt, ist der stumpfe Kopf (obtusum caput). Er kann übrigens, wo es auf Verstand und Vernunft ankommt, ein sehr guter Kopf sein; nur muß man ihm nicht zumuthen, den Poeten zu spielen: wie dem Clavius, den sein Schulmeister schon beim Grobschmied in die Lehre geben wollte, weil er keine Verse machen konnte, der aber, als er ein mathematisches Buch in die Hände bekam, ein großer Mathematiker ward. — Ein Kopf von langsamer Begreifung ist darum noch nicht ein schwacher Kopf; so wie der von behenden Begriffen nicht immer auch ein gründlicher, sondern oft sehr seicht ist.

Der Mangel der Urtheilskraft ohne Witz ist Dummheit (stupiditas). Derselbe Mangel aber mit Witz ist Albernheit. — Wer Urtheilskraft in Geschäften zeigt, ist geschickt. Hat er dabei zugleich Witz, so heißt er klug. — Der, welcher eine dieser Eigenschaften bloß affectirt, der Witzling sowohl als der Klügling, ist ein ekelhaftes Subject. — Durch Schaden wird man gewitzigt; wer es aber in dieser Schule so weit gebracht hat, daß er Andere durch ihren Schaden klug machen kann, ist abgewitzt. — Unwissenheit ist nicht Dumm-

die eines Verrückten) gerade zuwider ist; indem er diese eben dadurch reizt, seinem Eigendünkel auf alle mögliche Art Abbruch zu thun, ihn zu zwacken, und seiner beleidigenden Thorheit wegen, dem Gelächter bloß zu stellen. — Gelinder ist der Ausdruck von einer Grille (marotte), die Jemand bei sich nähret: ein populär sein sollender Grundsatz, der doch nirgend bei Klugen Beifall findet, z. B. von seiner Gabe der Ahndungen, gewissen, dem Genius des Sokrates ähnlichen Eingebungen, gewissen, in der Erfahrung begründet sein sollenden, obgleich unerklärlichen Einflüssen, als der Sympathie, Antipathie, Idiosynkrasie, (qualitates occultae), die ihm gleichsam, wie eine Hausgrille im Kopfe tschirpt und die doch kein Anderer hören kann. — Die gelindeste unter allen Abschweifungen über die Gränzlinie des gesunden Verstandes ist das Steckenpferd; eine Liebhaberei sich an Gegenständen der Einbildungskraft, mit denen der Verstand zur Unterhaltung bloß spielt, als mit einem Geschäfte geflissentlich zu befassen, gleichsam ein beschäftigter Müßiggang. Für alte, sich in Ruhe setzende und bemittelte Leute ist diese, gleichsam in die sorglose Kindheit sich wieder zurückziehende, Gemüthslage nicht allein als eine die Lebenskraft immer rege erhaltende Agitation der Gesundheit zuträglich, sondern auch liebenswürdig, dabei aber auch belachenswerth; so daß der Belachte gutmüthig mitlachen kann. — Aber auch bei Jüngeren und Beschäftigten dient diese Reiterei zur Erholung, und Klüglinge, die so kleine unschuldige Thorheiten mit pedantischem Ernste rügen, verdienen Sterne's Zurechtweisung: „Laß doch einen Jeden auf seinem Steckenpferde die Straßen der Stadt auf

und nieder reiten: wenn er dich nur nicht nöthigt hinten aufzusitzen."

B.

Von den Gemüthsschwächen im Erkenntnisvermögen.

§. 44.

Dem es an Witz mangelt, ist der stumpfe Kopf (obtusum caput). Er kann übrigens, wo es auf Verstand und Vernunft ankommt, ein sehr guter Kopf sein; nur muß man ihm nicht zumuthen, den Poeten zu spielen: wie dem Clavius, den sein Schulmeister schon beim Grobschmied in die Lehre geben wollte, weil er keine Verse machen konnte, der aber, als er ein mathematisches Buch in die Hände bekam, ein großer Mathematiker ward. — Ein Kopf von langsamer Begreifung ist darum noch nicht ein schwacher Kopf; so wie der von behenden Begriffen nicht immer auch ein gründlicher, sondern oft sehr seicht ist.

Der Mangel der Urtheilskraft ohne Witz ist Dummheit (stupiditas). Derselbe Mangel aber mit Witz ist Albernheit. — Wer Urtheilskraft in Geschäften zeigt, ist geschaut. Hat er dabei zugleich Witz, so heißt er klug. — Der, welcher eine dieser Eigenschaften bloß affectirt, der Witzling sowohl als der Klügling, ist ein ekelhaftes Subject. — Durch Schaden wird man gewitzigt; wer es aber in dieser Schule so weit gebracht hat, daß er Andere durch ihren Schaden klug machen kann, ist abgewitzt. — Unwissenheit ist nicht Dumm-

heit: wie eine gewisse Dame auf die Frage eines Akademikers: „Fressen die Pferde auch des Nachts?“ erwiederte: „Wie kann doch ein so gelehrter Mann so dumm sein?“ Sonst ist es Beweis von gutem Verstande, wenn der Mensch auch nur weiß, wie er gut fragen soll (um entweder von der Natur oder einem anderen Menschen belehrt zu werden).

Einfältig ist der, welcher nicht viel durch seinen Verstand auffassen kann; aber er ist darum nicht dumm, wenn er es nicht verkehrt auffaßt. Ehrlich aber dumm (wie Einige ungebührlich den pommerschen Bedienten beschreiben) ist ein falscher und höchsttadelhafter Spruch. Er ist falsch: denn Ehrlichkeit (Pflichtbeobachtung aus Grundsätzen) ist praktische Vernunft. Er ist höchsttadelhaft: weil er voraussetzt, daß ein Jeder, wenn er sich dazu geschickt fühlte, betrügen würde, und daß er nicht betrügt, bloß von seinem Unvermögen herrühre. — Daher die Sprichwörter: „Er hat das Schießpulver nicht erfunden, er wird das Land nicht verrathen, er ist kein Hexenmeister“ menschenfeindliche Grundsätze verrathen: daß man nämlich, bei Voraussetzung eines guten Willens der Menschen, die wir kennen, doch nicht sicher sein könne, sondern nur beim Unvermögen derselben. — So, sagt Hume, vertraut der Großsultan seinen Harem nicht der Tugend derjenigen, welche ihn bewachen sollen, sondern ihrem Unvermögen (als schwarzen Verschnittenen) an. — In Ansehung des Umfangs seiner Begriffe sehr beschränkt (borniert) sein, macht die Dummheit noch nicht aus, sondern es kommt auf die Beschaffenheit derselben (die Grundsätze) an. — Daß sich Leute von Schatzgräbern, Goldmachern und Lotterie-

händlern hinhalten lassen, ist nicht ihrer Dummheit, sondern ihrem bösen Willen zuzuschreiben: ohne proportionirte eigene Bemühung auf Kosten Anderer reich zu werden. Die Verschlagenheit, Verschmitztheit, Schlauigkeit (versutia, astutia) ist die Geschicklichkeit, Andere zu betrügen. Die Frage ist nun: Ob der Betrüger klüger sein müsse, als der, welcher leicht betrogen wird, und der Letztere der Dumme sei. Der Treuherzige, welcher leicht vertraut (glaubt, Kredit giebt), wird auch wohl bisweilen, weil er ein leichter Fang für Schelme ist, ob zwar sehr ungebührlich, Narr genannt; in dem Sprichwort: wenn die Narren zum Markte kommen, so freuen sich die Kaufleute. Es ist wahr und klug, daß ich dem, der mich einmal betrogen hat, niemals mehr traue: denn er ist in seinen Grundsätzen verdorben. Aber darum, weil mich einer betrogen hat, keinem anderen Menschen zu trauen, ist Misanthropie. Der Betrüger ist eigentlich der Narr. — Aber wie, wenn er auf einmal durch einen großen Betrug sich in den Stand zu setzen gewußt hat, keines Anderen und seines Zutrauens mehr zu bedürfen? In dem Fall ändert sich wohl der Charakter, unter dem er erscheint, aber nur dahin: daß anstatt der betrogene Betrüger ausgelacht, der glückliche angespieen wird; wobei doch auch kein dauernder Vortheil ist *)

*) Die unter uns lebenden Paläſtiner ſind durch ihren Wuchergeiſt ſeit ihrem Exil, auch was die größte Menge betrifft, in den nicht ungegründeten Ruf des Betruges gekommen. Es ſcheint nun zwar befremdlich, ſich eine Nation von Betrügern zu denken; aber eben ſo befremd-

§. 45.

Zerſtreuung (distractio) iſt der Zuſtand einer Abkehrung der Aufmerkſamkeit (abstractio) von gewiſſen

---

lich iſt es doch auch, eine Nation von lauter Kaufleuten zu denken, deren bei weitem größter Theil durch einen alten, von dem Staat, darin ſie leben, anerkannten Aberglauben verbunden, keine bürgerliche Ehre ſucht, ſondern den Verluſt dieſer letztern durch die Vortheile der Ueberliſtung des Volks, unter dem ſie Schutz finden, und ſelbſt ihrer untereinander, erſetzen wollen. Nun kann dieſes bei einer ganzen Nation von lauter Kaufleuten, als nichtproducirenden Gliedern der Geſellſchaft (z. B. der Juden in Polen), auch nicht anders ſein; mithin kann ihre, durch alte Satzungen ſanctionirte, von uns (die wir gewiſſe heilige Bücher mit ihnen gemein haben), unter denen ſie leben, ſelbſt anerkannte Verfaſſung, ob ſie zwar den Spruch: „Käufer, thue die Augen auf" zum oberſten Grundſatze ihrer Moral im Verkehr mit uns machen, ohne Inconſequenz nicht aufgehoben werden. — Statt der vergeblichen Plane, dieſes Volk, in Rückſicht auf den Punkt des Betrugs und der Ehrlichkeit, zu moraliſiren, will ich lieber meine Vermuthung vom Urſprunge dieſer ſonderbaren Verfaſſung (nämlich eines Volks von lauter Kaufleuten) angeben. — — Der Reichthum iſt in den älteſten Zeiten durch den Handel mit Indien und von da über Land bis zu den weſtlichen Küſten des mittelländiſchen Meeres und den Häfen von Phönizien (wozu auch Paläſtina gehört) geführt worden. — Nun hat er zwar über manche andere Oerter z. B. Palmyra, in älteren Zeiten Tyrus, Sidon oder auch, mit einigem Abſprung über Meer, als Eziongeber und Elat, auch wohl von der arabiſchen Küſte auf Großtheben und ſo über Aegypten nach jener ſyriſchen Küſte ſeinen Weg nehmen können; aber Paläſtina, worin Jeruſalem die Hauptſtadt war, lag für den Karavanenhandel auch ſehr vortheilhaft. Vermuthlich iſt das Phänomen des ehemaligen Salomoniſchen Reichthums die Wirkung davon und das Land umher ſelbſt

herrschenden Vorstellungen, durch Vertheilung derselben auf andere ungleichartige. Ist sie vorsetzlich, so heißt sie Dissipation; die unwillkürliche aber ist Abwesenheit (absentia) von sich selbst.

Es ist eine von den Gemüthsschwächen, durch die reproductive Einbildungskraft an eine Vorstellung, auf welche man große oder anhaltende Aufmerksamkeit verwandt hat, geheftet zu sein, und von ihr nicht abkommen, d. i. den Lauf der Einbildungskraft wiederum frei machen zu können. Wenn dieses Uebel habituell und auf einen und denselben Gegenstand gerichtet wird, so kann es in Wahnsinn ausschlagen. In Gesellschaft zerstreut zu sein, ist unhöflich, oft auch lächerlich. Die Frauenzimmer sind dieser Anwandlung gewöhnlich nicht unterworfen; sie müßten denn sich mit Gelehrsamkeit abgeben. Ein Bedienter, der in seiner Aufwartung bei Tische zerstreut ist, hat gemeiniglich etwas Arges, entweder was er vorhat, oder wovon er die Folge besorgt, im Kopfe.

---

bis zur Zeit der Römer voller Kaufleute gewesen, die nach Zerstörung dieser Stadt, weil sie mit anderen Handelsleuten dieser Sprache und dieses Glaubens schon vorher im ausgebreiteten Verkehr gestanden hatten, sich, sammt beiden, nach und nach in weit entfernte Länder (in Europa) verbreiten, im Zusammenhange bleiben, und bei den Staaten, dahin sie zogen, wegen der Vortheile ihres Handels Schutz finden konnten; — so, daß ihre Zerstreuung in alle Welt mit ihrer Vereinigung in Religion und Sprache gar nicht auf Rechnung eines über dieses Volk ergangenen Fluchs gebracht, sondern vielmehr als Segnung angesehen werden muß: zumal der Reichthum derselben, als Individuen geschätzt, wahrscheinlich den eines jeden anderen Volks von gleicher Personenzahl jetzt übersteigt.

Aber sich zu zerstreuen, d. i. seiner unwillkürlich reproductiven Einbildungskraft eine Diversion machen, z. B. wenn der Geistliche seine memorirte Predigt gehalten, und das Nachrumoren im Kopfe verhindern will, dieß ist ein nothwendiges, zum Theil auch künstliches Verfahren der Vorsorge für die Gesundheit seines Gemüths. Ein anhaltendes Nachdenken über einen und denselben Gegenstand läßt gleichsam einen Nachklang zurück, der (wie eben dieselbe Musik zu einem Tanze, wenn sie lange fortdauert, dem von der Lustbarkeit Zurückkehrenden noch immer nachsummt, oder wie Kinder ein und dasselbe bon mot von ihrer Art, vornehmlich wenn es rythmisch klingt, unaufhörlich wiederholen) — der, sage ich, den Kopf belästigt und nur durch Zerstreuung und Verwendung der Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände, z. B. Lesung der Zeitungen, gehoben werden kann. — Das sich Wiedersammeln (collectio animi), um zu jeder neuen Beschäftigung bereit zu sein, ist eine die Gesundheit des Gemüths befördernde Herstellung des Gleichgewichts seiner Seelenkräfte. Dazu ist gesellschaftliche, mit wechselnden Materien, — gleich einem Spiel — angefüllte Unterhaltung das heilsamste Mittel; sie muß aber nicht von einer auf die andere, wider die natürliche Verwandtschaft der Ideen, abspringend sein; denn sonst geht die Gesellschaft im Zustande eines zerstreuten Gemüths auseinander, indem das Hundertste mit dem Tausendsten vermischt, und Einheit der Unterredung gänzlich vermißt wird, also das Gemüth sich verwirrt findet, und einer neuen Zerstreuung bedarf, um jene los zu werden.

Man sieht hieraus: daß es eine (nicht gemei-

ne) zur Diätetik des Gemüths gehörige Kunst für Beschäftigte giebt, sich zu zerstreuen, um Kräfte zu sammeln. — Wenn man aber seine Gedanken gesammelt, d. i. in Bereitschaft gesetzt hat, sie nach beliebiger Absicht zu benutzen, so kann man doch den, der an einem nicht schicklichen Orte, oder in einem dergleichen Geschäftsverhältniß zu Anderen seinen Gedanken geflissentlich nachhängt, und darüber jene Verhältnisse nicht in Acht nimmt, nicht den Zerstreuten nennen, sondern ihm nur Geistesabwesenheit vorwerfen, welche freilich in der Gesellschaft etwas Unschickliches ist. — Es ist also eine nicht gemeine Kunst sich zu zerstreuen, ohne doch jemals zerstreut zu sein; welches Letztere, wenn es habituell wird, dem Menschen, der diesem Uebel unterworfen ist, das Ansehen eines Träumers giebt, und ihn für die Gesellschaft unnütze macht; indem er seiner, durch keine Vernunft geordneten, Einbildungskraft in ihrem freien Spiel blindlings folgt. — Das Romanenlesen hat, außer manchen anderen Verstimmungen des Gemüths, auch dieses zur Folge, daß es die Zerstreuung habituel macht. Denn ob es gleich, durch Zeichnung von Charakteren, die sich wirklich unter Menschen auffinden lassen (wenn gleich mit einiger Uebertreibung), den Gedanken einen Zusammenhang als in einer wahren Geschichte giebt, dessen Vortrag immer auf gewisse Weise systematisch sein muß, so erlaubt es doch zugleich dem Gemüthe, während dem Lesen Abschweifungen (nämlich noch andere Begebenheiten als Erdichtungen) mit einzuschieben, und der Gedankengang wird fragmentarisch, so daß man die Verstellungen eines und desselben Objects zerstreut (sparsim), nicht verbunden (conjunctim), nach Ver-

ſtandeseinheit im Gemüthe ſpielen läßt. Der Lehrer von der Kanzel, oder im akademiſchen Hörſaal, oder auch der Gerichtsankläger oder Advocat, wenn er im freien Vortrage (aus dem Stegreif), allenfalls auch im Erzählen, Gemüthsfaſſung beweiſen ſoll, muß drei Aufmerkſamkeiten beweiſen; erſtlich des Sehens auf das, was er jetzt ſagt, um es klar vorzuſtellen; zweitens des Zurückſehens auf das, was er geſagt hat, und dann drittens des Vorherſehens auf das, was er eben nun ſagen will. Denn unterläßt er die Aufmerkſamkeit auf eines dieſer drei Stücke, nämlich ſie in dieſer Ordnung zuſammenzuſtellen, ſo bringt er ſich ſelbſt und ſeinen Zuhörer oder Leſer in Zerſtreuung, und ein ſonſt guter Kopf kann doch nicht von ſich ablehnen, ein confuſer zu heißen.

§. 46.

Ein an ſich geſunder Verſtand (ohne Gemüthsſchwäche) kann doch auch mit Schwächen in Anſehung ſeiner Ausübung begleitet ſein, die entweder Aufſchub zum Wachsthum bis zur gehörigen Reife, oder auch Stellvertretung ſeiner Perſon durch eine andere in Anſehung der Geſchäfte, die von bürgerlicher Qualität ſind, nothwendig machen. Die (natürliche oder geſetzliche) Unfähigkeit eines übrigens geſunden Menſchen zum eigenen Gebrauch ſeines Verſtandes in bürgerlichen Geſchäften heißt Unmündigkeit; iſt dieſe in der Unreife des Alters gegründet, ſo heißt ſie Minderjährigkeit (Minorennität); beruht ſie aber auf geſetzlichen Einrichtungen, in Rückſicht auf bürgerliche Geſchäfte, ſo kann ſie die geſetzliche oder bürgerliche Unmündigkeit genannt werden

Kinder sind natürlicher Weise unmündig und ihre Aeltern ihre natürlichen Vormünder. Das Weib in jedem Alter wird für bürgerlich-unmündig erklärt; der Ehemann ist ihr natürlicher Curator. Wenn sie aber mit ihm in getheilten Gütern lebt, ist es ein Anderer. — Denn ob gleich das Weib, nach der Natur ihres Geschlechts, Mundwerks genug hat, sich und ihren Mann, wenn es auf's Sprechen ankommt, auch vor Gericht (was das Mein und Dein betrifft) zu vertreten, mithin dem Buchstaben nach gar für übermündig erklärt werden könnte, so können die Frauen doch, so wenig es ihrem Geschlecht zusteht, in den Krieg zu ziehen, eben so wenig ihre Rechte persönlich vertheidigen, und staatsbürgerliche Geschäfte für sich selbst, sondern nur vermittelst eines Stellvertreters treiben, und diese gesetzliche Unmündigkeit in Ansehung öffentlicher Verhandlungen macht sie in Ansehung der häuslichen Wohlfahrt nur desto vermögender; weil hier das Recht des Schwächeren eintritt, welches zu achten und zu vertheidigen, sich das männliche Geschlecht durch seine Natur schon berufen fühlt.

Aber sich selbst unmündig zu machen, so herabwürdigend es auch sein mag, ist doch sehr bequem, und natürlicher Weise kann es nicht an Häuptern fehlen, die diese Lenksamkeit des großen Haufens (weil er von selbst sich schwerlich vereinigt) zu benutzen, und die Gefahr, sich ohne Leitung eines Anderen, seines eigenen Verstandes zu bedienen, als sehr groß, ja als tödtlich vorzustellen wissen werden. Staatsoberhäupter nennen sich Landesväter, weil sie es besser als ihre Unterthanen verstehen, wie diese glücklich zu machen sind; das Volk aber ist, seines eigenen Besten wegen, zu einer be-

ſtändigen Unmündigkeit verurtheilt, und wenn Adam Smith von jenen ungebührlicher Weiſe ſagt: „ſie wären ſelbſt, ohne Ausnahme, unter Allen die größten Verſchwender," ſo wird er doch durch die in manchen Ländern ergangenen (weiſen!) Aufwandsgeſetze kräftig widerlegt.

Der Klerus hält den Laiker ſtrenge und beſtändig in ſeiner Unmündigkeit. Das Volk hat keine Stimme und kein Urtheil in Anſehung des Weges, den es zum Himmelreich zu nehmen hat. Es bedarf nicht eigener Augen des Menſchen, um dahin zu gelangen; man wird ihn ſchon leiten, und wenn ihm gleich heilige Schriften in die Hände gegeben werden, um mit eigenen Augen zu ſehen, ſo wird er doch zugleich von ſeinen Leitern gewarnet, „nichts Anderes darin zu finden, als was dieſe darin zu finden verſichern," und überall iſt mechaniſche Handhabung der Menſchen unter dem Regimente Anderer das ſicherſte Mittel zu Befolgung einer geſetzlichen Ordnung.

Gelehrte laſſen ſich in Anſehung der häuslichen Anordnungen gemeiniglich gern von ihren Frauen in der Unmündigkeit erhalten. Ein unter ſeinen Büchern begrabener Gelehrter antwortete auf das Geſchrei eines Bedienten, es ſei in einem der Zimmer Feuer: „ihr wißt, daß dergleichen Dinge für meine Frau gehören." — Endlich kann auch von Staats wegen die ſchon erworbene Mündigkeit eines Verſchwenders einen Rückfall in die bürgerliche Unmündigkeit nach ſich ziehen, wenn er nach dem geſetzlichen Eintritt in die Majorennität eine Schwäche des Verſtandes in Abſicht auf die Verwaltung ſeines Vermögens zeigt, die ihn als Kind oder Blödſinnigen darſtellt; worüber aber das Urtheil außer dem Felde der Anthropologie liegt.

§. 47.

Einfältig (hebes), ähnlich einem nicht geſtähl-ten Meſſer oder Beil, iſt der, welchem man Nichts beibringen kann; der zum Lernen unfähig iſt. Der nur zum Nachahmen geſchickt iſt, heißt ein Pinſel; dagegen der, welcher ſelbſt Urheber eines Geiſtes- oder Kunſtproducts ſein kann, ein Kopf. Ganz unterſchie-den iſt davon Einfalt, (im Gegenſatz der Kün-ſtelei, von der man ſagt: „vollkommene Kunſt wird wieder zur Natur" und zu der man nur ſpät gelangt,) ein Vermögen durch Erſparung der Mittel — d. i. ohne Umſchweif — zu eben demſelben Zwecke zu ge-langen. Der dieſe Gabe beſitzt (der Weiſe), iſt, bei ſeiner Einfalt, gar nicht einfältig.

Dumm heißt vornehmlich der, welcher zu Ge-ſchäften nicht gebraucht werden kann, weil er keine Ur-theilskraft beſitzt.

Thor iſt der, welcher Zwecken, die keinen Werth haben, das aufopfert, was einen Werth hat; z. B. die häusliche Glückſeligkeit dem Glanze außer ſeinem Hauſe. Die Thorheit, wenn ſie beleidigend iſt, heißt Narrheit. — Man kann Jemanden thöricht nen-nen, ohne ihn zu beleidigen: ja er kann es ſelbſt von ſich geſtehen; aber das Werkzeug der Schelme (nach Pope), Narr, genannt zu heißen, kann Niemand gelaſſen anhören.*) Hochmuth iſt Narrheit, denn

*) Wenn man Jemanden auf ſeine Schwänke erwiedert: ihr ſeid nicht klug, ſo iſt das ein etwas platter Ausdruck für ihr ſcherzt, oder ihr ſeid nicht geſcheut. — Ein geſcheuter Menſch iſt ein richtig und praktiſch, aber kunſtlos urtheilen-der Menſch. Erfahrung kann zwar einen geſcheuten Men-

erstlich ist es thöricht, Anderen zuzumuthen, daß sie sich selbst in Vergleichung mit mir gering schätzen sollen, und so werden mir immer Querstreiche zur Folge. Aber in dieser Zumuthung steckt auch Beleidigung, und diese bewirkt verdienten Haß. Das Wort Närrinn, gegen ein Frauenzimmer gebraucht, hat nicht die harte Bedeutung; weil ein Mann durch die eitle Anmaßung des letzteren nicht glaubt beleidigt werden zu können. Und so scheint Narrheit bloß an den Begriff des Hochmuths eines Mannes gebunden zu sein. — Wenn man den, der sich selbst (zeitlich oder ewig) schadet, einen Narren nennt, folglich in die Verachtung desselben Haß mischt, ob er zwar uns nicht beleidigt hat, so muß man sie sich als Beleidigung der Menschheit überhaupt, folglich als gegen einen Anderen ausgeübt, denken. Wer seinem eigenen rechtmäßigen Vortheil gerade entgegenhandelt, wird auch bisweilen Narr genannt, ob er zwar sich nur allein schadet. Arouet, der Vater des Voltaire, sagte zu Jemanden, der ihm zu seinen vortheilhaft bekannten Söhnen gratulirte: „ich habe zwei Narren zu Söhnen, der eine ist ein Narr in Prose, der andere in Versen" (der eine hatte sich in den Jansenism geworfen und wurde verfolgt, der andere mußte seine Spottgedichte mit der Bastille büßen). Ueberhaupt setzt der Thor einen größern Werth in Dinge, der Narr in sich selbst, als er vernünftiger Weise thun sollte.

Die Betitelung eines Menschen als Laffen oder Gecken legt auch den Begriff ihrer Unklugheit

---

schen klug, d. i. zum künstlichen Verstandesgebrauch geschickt, die Natur aber allein ihn gescheut machen.

als Narrheit zum Grunde. Der Erste ist ein junger, der Andere ein alter Narr; beide von Schelmen oder Schälken verleitet, wo der Erstere doch noch Mitleiden, der Andere aber bitteres Hohnlachen auf sich zieht. Ein witziger deutscher Philosoph und Dichter machte die Titel fat und sot (unter dem Gemeinnamen fou) durch ein Beispiel begreiflich: „Der Erstere," sagt er, „ist ein junger Deutscher, der nach Paris zieht; der Zweite ist eben derselbe, nachdem er eben von Paris zurückgekommen ist."

* * *

Die gänzliche Gemüthsschwäche, die entweder selbst nicht zum thierischen Gebrauch der Lebenskraft (wie bei den Kretinen des Walliserlandes), oder auch nur eben zur bloß mechanischen Nachahmung äußerer, durch Thiere möglichen Handlungen (Sägen, Graben ꝛc.) zureicht, heißt Blödsinnigkeit und kann nicht wohl Seelenkrankheit, sondern eher Seelenlosigkeit betitelt werden.

B.

Von den Gemüthskrankheiten.

§. 48.

Die oberste Eintheilung ist, wie bereits oben bemerkt worden, die in Grillenkrankheit (Hypochondrie) und das gestörte Gemüth (Manie). Die Benennung der ersteren ist von der Analogie des Aufmerkens auf den tschirpenden Laut einer Heime (Hausgrille) in der Stille der Nacht hergenommen, welcher

die Ruhe des Gemüths ſtört, die zum Schlafen erfordert wird. Die Krankheit des Hypochondriſten beſteht nun darinn: daß gewiſſe innere körperliche Empfindungen nicht ſowohl ein wirklich vorhandenes Uebel im Körper entdecken, als vielmehr es nur beſorgen laſſen und die menſchliche Natur von der beſonderen Beſchaffenheit iſt (die das Thier nicht hat), durch Aufmerkſamkeit auf gewiſſe lokale Eindrücke das Gefühl derſelben zu verſtärken oder auch anhaltend zu machen; da hingegen eine entweder vorſetzliche oder durch andere zerſtreuende Beſchäftigungen bewirkte Abstraction jene nachlaſſen, und, wenn die letztere habituell wird, gar wegbleiben macht*). Auf ſolche Weiſe wird die Hypochondrie, als Grillenkrankheit, die Urſache von Einbildungen körperlicher Uebel, von denen ſich der Patient bewußt iſt, daß es Einbildungen ſind, von Zeit zu Zeit aber ſich nicht entbrechen kann, ſie für etwas Wirkliches zu halten, oder, umgekehrt, aus einem wirklichen körperlichen Uebel (wie das der Beklommenheit aus eingenommenen blähenden Speiſen nach der Mahlzeit) ſich Einbildungen von allerlei bedenklichen äußeren Begegniſſen und Sorgen über ſein Geſchäft zu machen, die ſo bald verſchwinden, als, nach vollendeter Verdauung, die Blähung aufgehört hat. — — Der Hypochondriſt iſt ein Grillenfänger (Phantaſt) von der kümmerlichſten Art: eigenſinnig, ſich ſeine Einbildungen nicht ausreden

*) Ich habe in einer andern Schrift angemerkt: daß Abwendung der Aufmerkſamkeit von gewiſſen ſchmerzhaften Empfindungen und Anſtrengung derſelben auf irgend einen andern willkürlich in Gedanken gefaßten Gegenſtand vermögend iſt, jene ſo weit abzuwehren, daß ſie nicht in Krankheit ausſchlagen können.

zu laſſen, und dem Arzt immer zu Halſe gehend, der mit ihm ſeine liebe Noth hat, ihn auch nicht anders als ein Kind (mit Pillen aus Brotkrumen ſtatt Arzneimitteln) beruhigen kann; und wenn dieſer Patient, der vor immerwährendem Kränkeln nie krank werden kann, mediciniſche Bücher zu Rathe zieht, ſo wird er vollends unerträglich; weil er alle die Uebel in ſeinem Körper zu fühlen glaubt, die er im Buche lieſt. — — Zum Kennzeichen dieſer Einbildungskrankheit dient die außerordentliche Luſtigkeit, der lebhafte Witz und das fröhliche Lachen, denen ſich dieſer Kranke bisweilen überlaſſen fühlt, und ſo das immer wandelbare Spiel ſeiner Launen iſt. Die auf kindiſche Art ängſtliche Furcht vor dem Gedanken des Todes nährt dieſe Krankheit. Wer aber über dieſen Gedanken nicht mit männlichem Muthe wegſieht, wird des Lebens nie recht froh werden.

Noch dieſſeits der Gränze des geſtörten Gemüths iſt der plötzliche Wechſel der Launen (raptus). Ein unerwarteter Abſprung von einem Thema zu einem ganz verſchiedenen, den ſich Niemand gewärtigt. Bisweilen geht er vor jener Störung, die er ankündigt, vorher: oft aber iſt der Kopf ſchon ſo verkehrt geſtellt, daß dieſe Ueberfälle der Regelloſigkeit bei ihm zur Regel werden. — Der Selbſtmord iſt oft bloß die Wirkung von einem Raptus. Denn der, welcher ſich in der Heftigkeit des Affects die Gurgel abſchneidet, läßt ſich bald darauf geduldig ſie wieder zunähen.

Die Tiefſinnigkeit (melancholia) kann auch ein bloßer Wahn von Elend ſein, den ſich der Trübſinnige (zum Grämen geneigte) Selbſtquäler ſchafft. Sie iſt ſelber zwar noch nicht Gemüthsſtörung, kann aber wohl dahin führen. — Uebrigens iſt es ein verfehl-

ter, doch oft vorkommender Ausdruck: von einem tiefsinnigen Mathematiker (z. B. Prof. Hauſen) zu reden, indeſſen daß man bloß den tiefdenkenden meint.

§. 49.

Das Irrereden (delirium) des Wachenden im fieberhaften Zuſtande iſt eine körperliche Krankheit und bedarf mediciniſcher Vorkehrungen. Nur der Irreredende, bei welchem der Arzt keine ſolche krankhaften Zufälle wahrnimmt, heißt verrückt; wofür das Wort geſtört nur ein mildernder Ausdruck iſt. Wenn alſo Jemand vorſetzlich ein Unglück angerichtet hat, und nun, ob und welche Schuld deswegen auf ihm hafte, die Frage iſt, mithin zuvor ausgemacht werden muß, ob er damals verrückt geweſen ſei oder nicht: ſo kann das Gericht ihn nicht an die mediciniſche, ſondern müßte (der Incompetenz des Gerichtshofes halber) ihn an die philoſophiſche Fakultät verweiſen. Denn die Frage: ob der Angeklagte bei ſeiner That im Beſitz ſeines natürlichen Verſtandes- und Beurtheilungsvermögens geweſen ſei, iſt gänzlich pſychologiſch und, obgleich körperliche Verſchrobenheit der Seelenorgane vielleicht wohl bisweilen die Urſache einer unnatürlichen Uebertretung des (jedem Menſchen beiwohnenden) Pflichtgeſetzes ſein möchte, ſo ſind die Aerzte und Phyſiologen überhaupt doch nicht ſo weit, um das Maſchinenweſen im Menſchen ſo tief einzuſehen, daß ſie die Anwandlung zu einer ſolchen Gräuelthat daraus erklären, oder (ohne Anatomie des Körpers) ſie vorher ſehen könnten; und, eine gerichtliche Arzneikunde (medicina forensis) iſt — wenn es auf die Frage ankommt: ob der Gemüthszuſtand des Thäters Verrückung, oder mit geſundem Verſtande ge-

nommene Entschließung gewesen sei — Einmischung in fremdes Geschäfte, wovon der Richter nichts versteht, wenigstens es, als zu seinem Forum nicht gehörend, an eine andere Fakultät verweisen muß. *)

§. 50.

Es ist schwer eine systematische Eintheilung in das zu bringen, was wesentliche und unheilbare Unordnung ist. Es hat auch wenig Nutzen sich damit zu befassen; weil, da die Kräfte des Subjects dahin nicht mitwirken (wie es wohl bei körperlichen Krankheiten der Fall ist), und doch nur durch den eigenen Verstandesgebrauch dieser Zweck erreicht werden kann, alle Heilmethode in dieser Absicht fruchtlos ausfallen muß. Indessen fordert doch die Anthropologie, obgleich sie hiebei nur indirect pragmatisch sein kann, nämlich nur Unterlassungen zu gebieten, wenigstens einen allgemeinen Abriß dieser tiefsten, aber von der Natur herrührenden Erniedrigung der Menschheit zu versuchen. Man kann die Ver-

*) So erklärte ein solcher Richter in dem Falle: da eine Person, die, weil sie zum Zuchthause verurtheilt war und aus Verzweiflung ein Kind umbrachte, diese für verrückt, und so für frei von der Todesstrafe. — Denn, sagte er: wer aus falschen Prämissen wahre Schlüsse folgert, ist verrückt. Nun nahm jene Person es als Grundsatz an: daß die Zuchthausstrafe eine unauslöschliche Entehrung sei, die ärger ist als der Tod (welches doch falsch ist), und kam durch den Schluß daraus auf den Vorsatz, sich den Tod zu verdienen. — Folglich war sie verrückt und, als eine solche, der Todesstrafe zu überheben. — Auf den Fuß dieses Arguments möchte es wohl leicht sein, alle Verbrecher für Verrückte zu erklären, die man bedauern und kuriren, aber nicht bestrafen müßte.

rückung überhaupt in die tumultuarische, methodische und systematische eintheilen.

1) Unsinnigkeit (amentia) ist das Unvermögen, seine Vorstellungen auch nur in den zur Möglichkeit der Erfahrung nöthigen Zusammenhang zu bringen. In den Tollhäusern ist das weibliche Geschlecht, seiner Schwatzhaftigkeit halber, dieser Krankheit am meisten unterworfen; nämlich unter das, was sie erzählen, so viel Einschiebsel ihrer lebhaften Einbildungskraft zu machen, daß Niemand begreift, was sie eigentlich sagen wollten. Diese erste Verrückung ist tumultuarisch.

2) Wahnsinn (dementia) ist diejenige Störung des Gemüths, da Alles, was der Verrückte erzählt, zwar den formalen Gesetzen des Denkens zu der Möglichkeit einer Erfahrung gemäß ist, aber durch falsch dichtende Einbildungskraft selbst gemachte Vorstellungen für Wahrnehmungen gehalten werden. Von der Art sind diejenigen, welche allerwärts Feinde um sich zu haben glauben; die alle Mienen, Worte oder sonstige gleichgiltige Handlungen Andrer als auf sich abgezielt, und als Schlingen betrachten, die ihnen gelegt werden. — Diese sind in ihrem unglücklichen Wahn oft so scharfsinnig in Auslegung dessen, was Andere unbefangen thun, um es als auf sich angelegt auszudeuten, daß, wenn die Data nur wahr wären, man ihrem Verstande alle Ehre müßte widerfahren lassen. — Ich habe nie gesehen, daß Jemand von dieser Krankheit je geheilt worden ist (denn es ist eine besondere Anlage mit Vernunft zu rasen). Sie sind aber doch nicht zu den Hospitalnarren zu zählen; weil sie, nur für sich selbst besorgt, ihre vermeinte Schlauigkeit nur auf ihre eigene Erhaltung richten, ohne Andere in Gefahr zu setzen,

mithin nicht Sicherheitshalber eingeschlossen zu werden bedürfen. Diese zweite Verrückung ist methodisch.

3) Wahnwitz (insania) ist eine gestörte Urtheilskraft; wodurch das Gemüth durch Analogien hingehalten wird, die mit Begriffen einander ähnlicher Dinge verwechselt werden, und so die Einbildungskraft ein dem Verstande ähnliches Spiel der Verknüpfung disparater Dinge als das Allgemeine vorgaukelt, worunter die letzteren Vorstellungen enthalten waren. Die Seelenkranken dieser Art sind mehrentheils sehr vergnügt, dichten abgeschmackt, und gefallen sich in dem Reichthume einer so ausgebreiteten Verwandtschaft sich, ihrer Meinung nach, zusammenreimender Begriffe. — Der Wahnsinnige dieser Art ist nicht zu heilen; weil er, wie die Poesie überhaupt, schöpferisch und durch Mannichfaltigkeit unterhaltend ist. — Diese dritte Verrückung ist zwar methodisch, aber nur fragmentarisch.

4) Aberwitz (vesania) ist die Krankheit einer gestörten Vernunft. — Der Seelenkranke überfliegt die ganze Erfahrungsleiter und hascht nach Principien, die des Probiersteins der Erfahrung ganz überhoben sein können, und wähnt das Unbegreifliche zu begreifen. — Die Erfindung der Quadratur des Cirkels, des Perpetuum Mobile, die Enthüllung der übersinnlichen Kräfte der Natur, und die Begreifung des Geheimnisses der Dreieinigkeit sind in seiner Gewalt. Er ist der ruhigste unter allen Hospitaliten, und seiner in sich verschlossenen Spekulation wegen am weitesten von der Raserei entfernt; weil er mit voller Selbstgenügsamkeit über alle Schwierigkeiten der Nachforschung wegsieht. — Diese vierte Art der Verrückung könnte man systematisch nennen.

Denn es ist in der letzteren Art der Gemüthsstörung, nicht bloß Unordnung und Abweichung von der Regel des Gebrauchs der Vernunft, sondern auch positive Unvernunft, d. i. eine andere Regel, ein ganz verschiedener Standpunkt, worein, so zu sagen, die Seele versetzt wird, und aus dem sie alle Gegenstände anders sieht, und aus dem Sensorium commune, das zur Einheit des Lebens (des Thiers) erfordert wird, sich in einen davon entfernten Platz versetzt findet (daher das Wort Verrückung). Wie eine bergigte Landschaft, aus der Vogelperspective gezeichnet, ein ganz anderes Urtheil über die Gegend veranlaßt, als wenn sie von der Ebene aus betrachtet wird. Zwar fühlt oder sieht die Seele sich nicht an einer andern Stelle (denn sie kann sich selbst nach ihrem Orte im Raume, ohne einen Widerspruch zu begehen, nicht wahrnehmen, weil sie sich sonst als Object ihres äußeren Sinnes anschauen würde, da sie sich selbst nur Object des inneren Sinnes sein kann); aber man erklärt sich dadurch, so gut wie man kann, die sogenannte Verrückung. — Es ist aber verwunderungswürdig, daß die Kräfte des zerrütteten Gemüths sich doch in einem System zusammenordnen, und die Natur auch sogar in die Unvernunft ein Princip der Verbindung derselben zu bringen strebt, damit das Denkungsvermögen, wenn gleich nicht objectiv zum wahren Erkenntniß der Dinge, doch bloß subjectiv zum Behuf des thierischen Lebens, nicht unbeschäftigt bleibe.

Dagegen zeigt der Versuch, sich selbst durch physische Mittel in einem Zustande, welcher der Verrückung nahe kommt, und in den man sich willkürlich versetzt, zu beobachten, um durch diese Beobachtung auch den un-

willkürlichen besser einzusehen, Vernunft genug, den Ursachen der Erscheinungen nachzuforschen. Aber es ist gefährlich, mit dem Gemüth Experimente, und es in gewissem Grade krank zu machen, um es zu beobachten, und durch Erscheinungen, die sich da vorfinden möchten, seine Natur zu erforschen. — So will Helmont, nach Einnehmung einer gewissen Dosis Napell (einer Giftwurzel) eine Empfindung wahrgenommen haben, als ob er im Magen dächte. Ein anderer Arzt vergrößerte nach und nach die Gabe Kampfer, bis es ihm vorkam, als ob Alles auf der Straße in großem Tumult wäre. Mehrere haben mit dem Opium so lange an sich experimentirt, bis sie in Gemüthsschwäche fielen, wenn sie nachließen, dieses Hilfsmittel der Gedankenbelebung ferner zu gebrauchen. — Ein gekünstelter Wahnsinn könnte leicht ein wahrer werden.

Zerstreute Anmerkungen.

§. 51.

Mit der Entwickelung der Keime zur Fortpflanzung entwickelt sich zugleich der Keim der Verrückung; wie diese dann auch erblich ist. Es ist gefährlich in Familien zu heirathen, wo auch nur ein einziges solches Subject vorgekommen ist. Denn es mögen auch noch so viel Kinder eines Ehepaars sein, die vor dieser schlimmen Erbschaft bewahrt bleiben, weil sie z. B. insgesammt dem Vater oder seinen Aeltern und Vorältern nachschlagen, so kommt doch, wenn die Mutter in ihrer Familie nur ein verrücktes Kind gehabt hat, (ob sie selbst gleich von diesem Uebel frei ist), einmal in dieser Ehe ein Kind zum Vorschein, welches in die mütterliche Familie

einschlägt, (wie man es auch aus der Gestaltähnlichkeit abmerken kann), und angeerbte Gemüthsstörung an sich hat.

Man will öfters die zufällige Ursache dieser Krankheit anzugeben wissen, so daß sie als nicht angeerbt, sondern zugezogen, vorgestellt werden solle, als ob der Unglückliche selbst daran Schuld sei. „Er ist aus Liebe toll geworden," sagt man von dem Einen; von dem Anderen: „Er wurde aus Hochmuth verrückt;" von einem Dritten wohl gar: „Er hat sich überstudirt." — Die Verliebung in eine Person von Stande, der die Ehe zuzumuthen die größte Narrheit ist, war nicht die Ursache, sondern die Wirkung der Tollheit, und was den Hochmuth anlangt, so setzt die Zumuthung eines nichts bedeutenden Menschen an Andere, sich vor ihm zu bücken, und der Anstand sich gegen ihn zu brüsten, eine Tollheit voraus, ohne die er auf ein solches Betragen nicht gefallen sein würde.

Was aber das Ueberstudiren*) anlangt, so hat es damit wohl keine Noth, um junge Leute davor zu warnen. Es bedarf hier bei der Jugend eher der Spornen, als des Zügels. Selbst die heftigste und anhaltendste Anstrengung in diesem Punkt kann wohl das Gemüth ermüden, so daß der Mensch darüber gar

*) Daß sich Kaufleute überhandeln, und über ihre Kräfte in weitläufige Planen verlieren, ist eine gewöhnliche Erscheinung. Für die Uebertreibung des Fleißes junger Leute aber (wenn ihr Kopf nur sonst gesund war) haben besorgte Aeltern nichts zu fürchten. Die Natur verhütet solche Ueberladungen des Wissens schon von selbst dadurch, daß dem Studirenden die Dinge anekeln, über die er kopfbrechend und doch vergeblich gebrütet hat.

der Wissenschaft gram wird, aber es nicht verstimmen, wo es nicht vorher schon verschroben war, und daher Geschmack an mystischen Büchern und an Offenbarungen fand, die über den gesunden Menschenverstand hinausgehen. Dahin gehört auch der Hang, sich dem Lesen der Bücher, die eine gewisse heilige Salbung erhalten haben, bloß dieses Buchstabens halber, ohne das Moralische dabei zu beabsichtigen, ganz zu widmen, wofür ein gewisser Autor den Ausdruck: „Er ist schrifttoll" ausgefunden hat.

Ob es einen Unterschied zwischen der allgemeinen Tollheit (delirium generale) und der an einem bestimmten Gegenstande haftenden (delirium circa objectum) gebe, daran zweifle ich. Die Unvernunft (die etwas Positives, nicht bloßer Vernunftmangel ist) ist, eben sowohl wie die Vernunft, eine bloße Form, der die Objecte können angepaßt werden, und beide sind also auf's Allgemeine gestellt. Was nun aber beim Ausbruche der verrückten Anlage (der gemeiniglich plötzlich geschieht) dem Gemüthe zuerst in den Wurf kommt (die zufällig aufstoßende Materie, worüber nachher gefaselt wird), darüber schwärmt nun der Verrückte fortan vorzüglich; weil es durch die Neuigkeit des Eindrucks stärker, als das übrige Nachfolgende, in ihm haftet.

Man sagt auch von Jemanden, dem es im Kopfe übergesprungen ist: „er hat die Linie passirt;" gleich als ob ein Mensch, der zum ersten Mal die Mittellinie des heißen Weltstrichs überschreite, in Gefahr sei, den Verstand zu verlieren. Aber das ist nur Mißverstand. Es will nur so viel sagen, als: der Geck, der ohne lange Mühe durch eine Reise nach Indien auf einmal Gold zu fischen hoffte, entwirft schon hier als Narr sei-

nen Plan; während deſſen Ausführung aber wächſt die junge Tollheit, und bei ſeiner Zurückkunft, wenn ihm auch das Glück hold geweſen, zeigt ſie ſich entwickelt, in ihrer Vollkommenheit.

Der Verdacht: daß es mit Jemandes Kopf nicht richtig ſei, fällt ſchon auf den, der mit ſich ſelbſt laut ſpricht, oder darüber ertappt wird, daß er für ſich im Zimmer geſticulirt. — Mehr noch, wenn er ſich mit Eingebungen begnadigt, oder heimgeſucht und mit höheren Weſen im Geſpräche und Umgange zu ſein glaubt; doch dann eben nicht, wenn er zwar andere heilige Männer dieſer überſinnlichen Anſchauungen vielleicht für fähig einräumt, ſich ſelbſt aber dazu nicht auserwählt zu ſein wähnt, ja es auch nicht einmal zu wünſchen geſteht, und alſo ſich ausnimmt.

Das einzige allgemeine Merkmal der Verrücktheit iſt der Verluſt des Gemeinſinnes (sensus communis), und der dagegen eintretende logiſche Eigenſinn (sensus privatus), z. B. ein Menſch ſieht am hellen Tage auf ſeinem Tiſch ein brennendes Licht, was doch ein dabei ſtehender Anderer nicht ſieht, oder hört eine Stimme, die kein Anderer hört. Denn es iſt ein ſubjectivnothwendiger Probierſtein der Richtigkeit unſerer Urtheile überhaupt und alſo auch der Geſundheit unſeres Verſtandes: daß wir dieſen auch an den Verſtand Anderer halten, nicht aber uns mit dem unſrigen iſoliren, und mit unſerer Privatvorſtellung doch gleichſam öffentlich urtheilen. Daher das Verbot der Bücher, die bloß auf theoretiſche Meinungen geſtellet ſind (vornehmlich wenn ſie aufs geſetzliche Thun und Laſſen gar nicht Einfluß haben), die Menſchheit beleidigt. Denn man nimmt uns ja dadurch, wo nicht das

einzige, doch das größte und brauchbarste Mittel, unsere eigene Gedanken zu berichtigen, welches dadurch geschieht, daß wir sie öffentlich aufstellen, um zu sehen, ob sie auch mit dem Verstande Anderer zusammenpassen; weil sonst etwas bloß Subjectives (z. B. Gewohnheit oder Neigung) leichtlich für objectiv würde gehalten werden: als worin gerade der Schein besteht, von dem man sagt, er betrügt, oder vielmehr, wodurch man verleitet wird, in der Anwendung einer Regel sich selbst zu betrügen. — Der, welcher sich an diesen Probierstein gar nicht kehrt, sondern es sich in den Kopf setzt, den Privatsinn, ohne, oder selbst wider den Gemeinsinn, schon für giltig anzuerkennen, ist einem Gedankenspiel hingegeben, wobei er nicht in einer mit Anderen gemeinsamen Welt, sondern (wie im Traum) in seiner eigenen sich sieht, verfährt und urtheilt. — Bisweilen kann es doch bloß an den Ausdrücken liegen, wodurch ein sonst helldenkender Kopf seine äußern Wahrnehmungen Anderen mittheilen will, daß sie nicht mit dem Princip des Gemeinsinnes zusammenstimmen wollen, und er auf seinem Sinne beharret. So hatte der geistvolle Verfasser der Oceana Harington die Grille, daß seine Ausdünstungen (effluvia) in Form der Fliegen von seiner Haut absprängen. Es können dieses aber wohl elektrische Wirkungen auf einen mit diesen Stoff überladenen Körper gewesen sein; wovon man auch sonst Erfahrung gehabt haben will, und er hat damit vielleicht nur eine Aehnlichkeit seines Gefühls mit diesem Absprunge, nicht das Sehen dieser Fliegen andeuten wollen.

Die Verrückung mit Wuth (rabies), einem Affecte des Zorns (gegen einen wahren oder eingebildeten Ge-

genſtand), welcher ihn gegen alle Eindrücke von außen unempfindlich macht, iſt nur eine Spielart der Störung, die öfters ſchreckhafter ausſieht, als ſie in ihren Folgen iſt, welche, wie der Paroxysm in einer hitzigen Krankheit, nicht ſowohl im Gemüth gewurzelt, als vielmehr durch materielle Urſachen erregt wird, und oft durch den Arzt mit Einer Gabe gehoben werden kann.

Von den Talenten im Erkenntnisvermögen.

§. 52.

Unter Talent (Naturgabe) verſteht man diejenige Vorzüglichkeit des Erkenntnißvermögens, welche nicht von der Unterweiſung, ſondern der natürlichen Anlage des Subjects abhängt. Sie ſind der productive Witz (ingenium strictius s. materialiter dictum), die Sagacität und die Originalität im Denken (das Genie).

Der Witz iſt entweder der vergleichende (ingenium comparans), oder der vernünftelnde Witz (ingenium argutans). Der Witz paart (aſſimilirt) heterogene Vorſtellungen, die oft nach dem Geſetze der Einbildungskraft (der Aſſociation) weit auseinander liegen, und iſt ein eigenthümliches Verähnlichungsvermögen, welches dem Verſtande (als dem Vermögen der Erkenntniß des Allgemeinen), ſo fern er die Gegenſtände unter Gattungen bringt, angehört. Er bedarf nachher der Urtheilskraft, um das Beſondere unter dem Allgemeinen zu beſtimmen, und das Denkungsvermögen zum Erkennen anzuwenden. — Witzig (im Reden oder Schreiben) zu ſein, kann durch den Mechanism der Schule und ihren Zwang nicht erlernt werden,

ſondern gehört, als ein beſonderes Talent, zur Liberalität der Sinnesart in der wechſelſeitigen Gedankenmittheilung (veniam damus petimusque vicissim); einer ſchwer zu erklärenden Eigenſchaft des Verſtandes überhaupt — gleichſam ſeiner Gefälligkeit — die mit der Strenge der Urtheilskraft (judicium discretivum) in der Anwendung des Allgemeinen auf das Beſondere (der Gattungsbegriffe auf die der Species) contraſtirt, als welche das Aſſimilationsvermögen ſowohl, als auch den Hang dazu, einſchränkt.

Von dem ſpecifiſchen Unterſchiede des vergleichenden und des vernünftelnden Witzes.

A.

Von dem productiven Witze.

§. 53.

Es iſt angenehm, beliebt und aufmunternd, Aehnlichkeiten unter ungleichartigen Dingen aufzufinden und ſo, was der Witz thut, für den Verſtand Stoff zu geben, um ſeine Begriffe allgemein zu machen. Urtheilskraft dagegen, welche die Begriffe einſchränkt und mehr zur Berichtigung als zur Erweiterung derſelben beiträgt, wird zwar in allen Ehren genannt und empfohlen, iſt aber ernſthaft, ſtrenge und in Anſehung der Freiheit zu denken, einſchränkend, eben darum aber unbeliebt. Des vergleichenden Witzes Thun und Laſſen iſt mehr Spiel; das der Urtheilskraft aber mehr Geſchäft. — Jener iſt eher eine Blüthe der Jugend, dieſe mehr eine reife Frucht des Alters. — Der im höheren

genſtand), welcher ihn gegen alle Eindrücke von außen unempfindlich macht, iſt nur eine Spielart der Störung, die öfters ſchreckhafter ausſieht, als ſie in ihren Folgen iſt, welche, wie der Paroxysm in einer hitzigen Krankheit, nicht ſowohl im Gemüth gewurzelt, als vielmehr durch materielle Urſachen erregt wird, und oft durch den Arzt mit Einer Gabe gehoben werden kann.

Von den Talenten im Erkenntnisvermögen.

§. 52.

Unter Talent (Naturgabe) verſteht man diejenige Vorzüglichkeit des Erkenntnißvermögens, welche nicht von der Unterweiſung, ſondern der natürlichen Anlage des Subjects abhängt. Sie ſind der productive Witz (ingenium strictius s. materialiter dictum), die Sagacität und die Originalität im Denken (das Genie).

Der Witz iſt entweder der vergleichende (ingenium comparans), oder der vernünftelnde Witz (ingenium argutans). Der Witz paart (aſſimilirt) heterogene Vorſtellungen, die oft nach dem Geſetze der Einbildungskraft (der Aſſociation) weit auseinander liegen, und iſt ein eigenthümliches Verähnlichungsvermögen, welches dem Verſtande (als dem Vermögen der Erkenntniß des Allgemeinen), ſo fern er die Gegenſtände unter Gattungen bringt, angehört. Er bedarf nachher der Urtheilskraft, um das Beſondere unter dem Allgemeinen zu beſtimmen, und das Denkungsvermögen zum Erkennen anzuwenden. — Witzig (im Reden oder Schreiben) zu ſein, kann durch den Mechanism der Schule und ihren Zwang nicht erlernt werden,

ſondern gehört, als ein beſonderes Talent, zur Liberalität der Sinnesart in der wechſelſeitigen Gedankenmittheilung (veniam damus petimusque vicissim); einer ſchwer zu erklärenden Eigenſchaft des Verſtandes überhaupt — gleichſam ſeiner Gefälligkeit — die mit der Strenge der Urtheilskraft (judicium discretivum) in der Anwendung des Allgemeinen auf das Beſondere (der Gattungsbegriffe auf die der Species) contraſtirt, als welche das Aſſimilationsvermögen ſowohl, als auch den Hang dazu, einſchränkt.

Von dem ſpecifiſchen Unterſchiede des vergleichenden und des vernünftelnden Witzes.

A.

Von dem productiven Witze.

§. 53.

Es iſt angenehm, beliebt und aufmunternd, Aehnlichkeiten unter ungleichartigen Dingen aufzufinden und ſo, was der Witz thut, für den Verſtand Stoff zu geben, um ſeine Begriffe allgemein zu machen. Urtheilskraft dagegen, welche die Begriffe einſchränkt und mehr zur Berichtigung als zur Erweiterung derſelben beiträgt, wird zwar in allen Ehren genannt und empfohlen, iſt aber ernſthaft, ſtrenge und in Anſehung der Freiheit zu denken, einſchränkend, eben darum aber unbeliebt. Des vergleichenden Witzes Thun und Laſſen iſt mehr Spiel; das der Urtheilskraft aber mehr Geſchäft. — Jener iſt eher eine Blüthe der Jugend, dieſe mehr eine reife Frucht des Alters. — Der im höheren

Grade in einem Geistesproduct beide verbindet, ist sinnreich (perspicax).

Witz hascht nach Einfällen; Urtheilskraft strebt nach Einsichten. Bedachtsamkeit ist eine Burgermeistertugend (die Stadt, unter dem Oberbefehl der Burg, nach gegebenen Gesetzen zu schützen und zu verwalten). Dagegen kühn (hardi), mit Beiseitesetzung der Bedenklichkeiten der Urtheilskraft, absprechen, wurde dem großen Verfasser des Natursystems Büffon von seinen Landsleuten zum Verdienst angerechnet, ob es zwar als Wagstück ziemlich nach Unbescheidenheit (Frivolität) aussieht. — Der Witz geht mehr nach der Brühe, die Urtheilskraft nach der Nahrung. Die Jagd auf Witzwörter (bons mots), wie sie der Abt Trüblet reichlich aufstellte, und den Witz dabei auf die Folter spannte, macht seichte Köpfe, oder ekelt den gründlichen nach gerade an. Er ist erfinderisch in Moden, d. i. den angenommenen Verhaltungsregeln, die nur durch die Neuheit gefallen, und ehe sie Gebrauch werden, gegen andere Formen, die eben so vorübergehend sind, ausgetauscht werden müssen.

Der Witz mit Wortspielen ist schal; leere Grübelei (Mikrologie) der Urtheilskraft aber pedantisch. Launiger Witz heißt ein solcher, der aus der Stimmung des Kopfs zum Paradoxen hervorgeht, wo hinter dem treuherzigen Ton der Einfalt doch der (durchtriebene) Schalk hervorblickt, Jemanden (oder auch seine Meinung) zum Gelächter aufzustellen; indem das Gegentheil des Beifallswürdigen mit scheinbaren Lobsprüchen erhoben wird (Persiflage): z. B. „Swift's Kunst in der Poesie zu kriechen" oder Buttler's Hudibras; ein solcher Witz, das Verächtliche durch den

Contraſt noch verächtlicher zu machen, iſt durch die Ueberraſchung des Unerwarteten ſehr aufmunternd; aber doch immer nur ein Spiel und leichter Witz (wie der des Voltaire); dagegen der, welcher wahre und wichtige Grundſätze in der Einkleidung aufſtellt (wie Young in ſeinen Satiren) ein zentnerſchwerer Witz genannt werden kann, weil es ein Geſchäft iſt und mehr Bewunderung als Beluſtigung erregt.

Ein Sprichwort (proverbium) iſt kein Witzwort (bon mot): denn es iſt eine gemein gewordene Formel, welche einen Gedanken ausdrückt, der durch Nachahmung fortgepflanzt wird, und im Munde des Erſten wohl ein Witzwort geweſen ſein kann. Durch Sprichwörter reden iſt daher die Sprache des Pöbels, und beweiſet den gänzlichen Mangel des Witzes im Umgange mit der feineren Welt.

Gründlichkeit iſt zwar nicht eine Sache des Witzes; aber ſofern dieſer durch das Bildliche, was er den Gedanken anhängt, ein Vehikel oder eine Hülle für die Vernunft und deren Handhabung für ihre moraliſch-praktiſchen Ideen ſein kann, läßt ſich ein gründlicher Witz (zum Unterſchiede des ſeichten) denken. Als eine von den, wie es heißt, bewunderungswürdigen Sentenzen Samuel Johnſon's über Weiber, wird die in Walker's Leben angeführt: „er lobte ohne Zweifel viele, die er zu heirathen ſich würde geſcheut haben, und heirathete vielleicht eine, die er ſich geſchämt haben würde, zu loben.“ Das Spielende der Antitheſe macht hier das ganze Bewundernswürdige aus; die Vernunft gewinnt dadurch nichts. — Wo es aber auf ſtreitige Fragen für die Vernunft ankam, da konnte ſein Freund Boswell keinen von ihm ſo unabläſſig geſuchten Ora-

kelsspruch herauslocken, der den mindesten Witz verrathen hätte; sondern Alles, was er über die Zweifler im Punkte der Religion, oder des Rechts einer Regierung, oder auch nur die menschliche Freiheit überhaupt herausbrachte, fiel, bei seinem natürlichen und durch Verwöhnung von Schmeichlern eingewurzelten Despotism des Absprechens, auf plumpe Grobheit hinaus, die seine Verehrer Rauhigkeit*) zu nennen beliebten; die aber sein großes Unvermögen eines in demselben Gedanken mit Gründlichkeit vereinigten Witzes bewies. — Auch scheinen die Männer von Einflusse, die seinen Freunden kein Gehör gaben, welche ihn als ein für's Parlament ausnehmend taugliches Glied vorschlugen, sein Talent wohl gewürdigt zu haben. — Denn der Witz, der zur Abfassung des Wörterbuchs einer Sprache zureicht, langt darum noch nicht zu, Vernunftideen, die zur Einsicht in wichtigen Geschäften erforderlich sind, zu erwecken und zu beleben. — — Bescheidenheit tritt von selbst in das Gemüth dessen ein, der sich hiezu berufen sieht, und Mißtrauen in seine Talente, für sich allein nicht zu entscheiden, sondern Anderer Urtheile (allenfalls unbemerkt) auch mit in Anschlag zu bringen, war eine Eigenschaft, die Johnson nie anwandelte.

---

*) Boswell erzählt, daß, da ein gewisser Lord in seiner Gegenwart sein Bedauern äußerte, daß Johnson nicht eine feinere Erziehung gehabt hätte, Baretti gesagt habe: „Nein, nein, Mylord! Sie hätten mit ihm machen mögen, was sie gewollt, er wäre immer ein Bär geblieben. Doch wohl ein Tanzbär? sagte der Andere, welches ein Dritter, sein Freund, dadurch zu mildern vermeinte, daß er sagte: „Er hat nichts vom Bären als das Fell.“

B.

Von der Sagacität oder der Nachforschungsgabe.

§. 54.

Um etwas zu *entdecken* (was entweder in uns selbst oder anderwärts verborgen liegt), dazu gehört in vielen Fällen ein besonderes Talent, Bescheid zu wissen, wie man gut suchen soll: eine Naturgabe *vorläufig zu urtheilen* (judicii praevii), wo die Wahrheit wohl zu finden sein möchte; den Dingen auf die Spur zu kommen, und die kleinsten Anlässe der Verwandtschaft zu benutzen, um das Gesuchte zu entdekken oder zu erfinden. Die Logik der Schulen lehrt uns nichts hierüber. Aber ein Baco von Verulam gab ein glänzendes Beispiel an seinem Organon von der Methode, wie durch Experimente die verborgene Beschaffenheit der Naturdinge könne aufgedeckt werden. Aber selbst dieses Beispiel reicht nicht zu, eine Belehrung nach bestimmten Regeln zu geben, wie man mit Glück suchen solle, denn man muß immer hiebei etwas zuerst voraussetzen (von einer Hypothese anfangen), von da man seinen Gang antreten will, und das muß nach Principien, gewissen Anzeigen zu Folge, geschehen, und daran liegt's eben, wie man diese auswittern soll. Denn blind, auf gut Glück, da man über einen Stein stolpert und eine Erzstufe findet, hiemit auch einen Erzgang entdeckt, es zu wagen, ist wohl eine schlechte Anweisung zum Nachforschen. Dennoch giebt es Leute von einem Talent, gleichsam mit der Wünschelruthe in der Hand den Schätzen der Erkennt-

niß auf die Spur zu kommen, ohne daß sie es gelernt haben; was sie denn auch Andere nicht lehren, sondern es ihnen nur vormachen können; weil es eine Naturgabe ist.

C.

Von der Originalität des Erkenntnisvermögens oder dem Genie.

§. 55.

Etwas erfinden ist ganz was Anderes als etwas entdecken. Denn die Sache, welche man entdeckt, wird als vorher schon existirend angenommen, nur daß sie noch nicht bekannt war, z. B. Amerika vor dem Columbus; was man aber erfindet, z. B. das Schießpulver, war vor dem Künstler*), der es machte, noch gar nicht bekannt. Beides kann Verdienst sein. Man kann aber etwas finden, was man gar nicht sucht, (wie der Goldkoch den Phosphor), und da ist es auch gar kein Verdienst. — Nun heißt das Talent zum Erfinden das Genie. Man legt aber diesen Namen immer nur einem Künstler bei, also dem, der etwas zu machen versteht, nicht dem, der

*) Das Schießpulver war lange vor des Mönchs Schwarz Zeit schon in der Belagerung von Algeziras gebraucht worden und die Erfindung desselben scheint den Chinesen anzugehören. Es kann aber doch sein, daß jener Deutsche, der dieses Pulver in seine Hände bekam, Versuche zur Zergliederung desselben (z. B. durch Auslaugen des darin befindlichen Salpeters, Abschwemmung der Kohle und Verbrennung des Schwefels) machte, und so es entdeckt, obgleich nicht erfunden hat.

bloß Vieles kennt und weiß; aber auch nicht einem bloß nachahmenden, sondern einem seine Werke ursprünglich hervorzubringen aufgelegten Künstler; endlich auch diesen nur, wenn sein Product musterhaft ist, d. i. wenn es verdient als Beispiel (exemplar), nachgeahmt zu werden. — Also ist das Genie eines Menschen „die musterhafte Originalität seines Talents" (in Ansehung dieser oder jener Art von Kunstproducten). Man nennt aber auch einen Kopf, der die Anlage dazu hat, ein Genie; da alsdann dieses Wort nicht bloß die Naturgabe einer Person, sondern auch die Person selbst bedeuten soll. — In vielen Fächern Genie zu sein, ist ein vastes Genie (wie Leonardo da Vinci).

Das eigentliche Feld für das Genie ist das der Einbildungskraft; weil diese schöpferisch ist, und weniger, als andere Vermögen, unter dem Zwange der Regeln steht, dadurch aber der Originalität desto fähiger ist. — Der Mechanism der Unterweisung, weil diese jederzeit den Schüler zur Nachahmung nöthigt, ist dem Aufkeimen eines Genies, nämlich was seine Originalität betrifft, zwar allerdings nachtheilig. Aber jede Kunst bedarf doch gewisser mechanischer Grundregeln, nämlich der Angemessenheit des Products zur untergelegten Idee, d. i. Wahrheit in der Darstellung des Gegenstandes, der gedacht wird. Das muß nun mit Schulstrenge gelernt werden, und ist allerdings eine Wirkung der Nachahmung. Die Einbildungskraft aber auch von diesem Zwange zu befreien, und das eigenthümliche Talent, sogar der Natur zuwider, regellos verfahren und schwärmen zu lassen, würde vielleicht originale Tollheit abgeben; die aber freilich nicht musterhaft sein, und also auch nicht zum Genie gezählt werden würde.

Geist ist das belebende Princip im Menschen. In der französischen Sprache führen Geist und Witz einerlei Namen, Esprit. Im Deutschen ist es anders. Man sagt: eine Rede, eine Schrift, eine Dame in Gesellschaft, u. s. w. ist schön; aber ohne Geist. Der Vorrath von Witz macht es hier nicht aus; denn man kann sich auch diesen verekeln, weil seine Wirkung nichts Bleibendes hinterläßt. Wenn alle jene obgenannte Sachen und Personen geistvoll heißen sollen, so müssen sie ein Interesse erregen und zwar durch Ideen. Denn das setzt die Einbildungskraft in Bewegung, welche für dergleichen Begriffe einen großen Spielraum vor sich sieht. Wie wäre es also: wenn wir das französische Wort genie mit dem deutschen eigenthümlicher Geist ausdrückten; denn unsere Nation läßt sich bereden, die Franzosen hätten ein Wort dafür aus ihrer eigenen Sprache, dergleichen wir in der unsrigen nicht hätten, sondern von ihnen borgen müßten, da sie es doch selbst aus dem lateinischen (genius) geborgt haben, welches nichts Anderes als einen eigenthümlichen Geist bedeutet.

Die Ursache aber, weswegen die musterhafte Originalität des Talents mit diesem mystischen Namen benennt wird, ist, weil der, welcher dieses hat, die Ausbrüche desselben sich nicht erklären, oder auch, wie er zu einer Kunst komme, die er nicht hat erlernen können, sich selbst nicht begreiflich machen kann. Denn Unsichtbarkeit (der Ursache zu einer Wirkung) ist ein Nebenbegriff vom Geiste (einem genius, der dem Talentvollen schon in seiner Geburt beigesellet worden), dessen Eingebung gleichsam er nur folgt. Die Gemüthskräfte aber müssen hiebei vermittelst der Einbildungskraft harmonisch bewegt werden; weil sie sonst nicht beleben,

sondern sich einander stören würden, und das muß durch die Natur des Subjects geschehen: weshalb man Genie auch das Talent nennen kann, „durch welches die Natur der Kunst die Regel giebt.“

§. 56.

Ob der Welt durch große Genies im Ganzen sonderlich gedient sei, weil sie doch oft neue Wege einschlagen und neue Aussichten eröffnen, oder ob mechanische Köpfe, wenn sie gleich nicht Epoche machten, mit ihrem alltäglichen, langsam am Stecken und Stabe der Erfahrung fortschreitenden Verstande, nicht das Meiste zum Wachsthum der Künste und Wissenschaften beigetragen haben, indem sie, wenn gleich keiner von ihnen Bewunderung erregte, doch auch keine Unordnung stifteten, mag hier unerörtert bleiben. — Aber ein Schlag von ihnen, Genies männer (besser Genieaffen) genannt, hat sich unter jenem Aushängeschilde mit eingedrängt, welcher die Sprache außerordentlich von der Natur begünstigter Köpfe führt, das mühsame Lernen und Forschen für stümperhaft erklärt, und den Geist aller Wissenschaft mit einem Griffe gehascht zu haben, ihn aber in kleinen Gaben concentrirt und kraftvoll zu reichen, vorgiebt. Dieser Schlag ist, wie der der Quacksalber und Marktschreier, den Fortschritten in wissenschaftlicher und sittlicher Bildung sehr nachtheilig, wenn er über Religion, Staatsverhältnisse und Moral, gleich dem Eingeweiheten, oder Machthaber, vom Weisheitssitze herab im entscheidenden Tone abspricht und so die Armseligkeit des Geistes zu verdecken weiß. Was ist hiewieder anders zu thun, als zu lachen, und seinen Gang mit Fleiß, Ordnung und

Klarheit geduldig fortzusetzen, ohne auf jene Gaukler Rücksicht zu nehmen?

§. 57.

Das Genie scheint auch, nach der Verschiedenheit des Nationalschlages und des Bodens, dem es angeboren ist, verschiedene ursprüngliche Keime in sich zu haben, und sie verschiedentlich zu entwickeln. Es schlägt bei den Deutschen mehr in die Wurzel, bei den Italiänern in die Krone, bei den Franzosen in die Blüthe, und bei den Engländern in die Frucht.

Noch ist der allgemeine Kopf (der alle verschiedenartige Wissenschaften befaßt) vom Genie, als dem erfinderischen, unterschieden. Der Erstere kann es in demjenigen sein, was gelernt werden kann; nämlich der die historische Erkenntniß von dem, was in Ansehung aller Wissenschaften bisher gethan ist, besitzt (Polyhistor), wie Jul. Cäs. Scaliger. Der Letztere ist der Mann, nicht sowohl von großem Umfange des Geistes, als intensiver Größe desselben in Allem Epoche zu machen, was er unternimmt, (wie Newton, Leibnitz). Der architektonische, der den Zusammenhang aller Wissenschaften, und wie sie einander unterstützen, methodisch einsieht, ist ein nur subalternes, aber doch nicht gemeines Genie. — Es giebt aber auch gigantische Gelehrsamkeit, die doch oft cyklopisch ist, der nämlich ein Auge fehlt: nämlich das der wahren Philosophie, um diese Menge des historischen Wissens, die Fracht von hundert Kamelen, durch die Vernunft zweckmäßig zu benutzen.

Die bloßen Naturalisten des Kopfs (élèves de la nature, Autodidacti) können in manchen Fällen auch für

Genie's gelten, weil ſie, ob ſie zwar Manches, was ſie wiſſen, von Anderen hätten lernen können, für ſich ſelbſt ausgedacht haben, und in dem, was an ſich keine Sache des Genie's iſt, doch Genie's ſind: wie es, was mechaniſche Künſte betrifft, in der Schweiz Manche giebt, welche in dieſen Künſten Erfinder ſind; aber ein frühkluges Wunderkind (ingenium praecox) wie in Lübeck Heinecke, oder in Halle Baratier, von ephemeriſcher Exiſtenz, ſind Abſchweifungen der Natur von ihrer Regel, Raritäten für's Naturaliencabinet, und laſſen ihre überfrühe Zeitigung zwar bewundern, aber oft auch von denen, die ſie beförderten, im Grund bereuen.

* * *

Weil am Ende der ganze Gebrauch des Erkenntnißvermögens, zu ſeiner eigenen Beförderung, ſelbſt im theoretiſchen Erkenntniſſe, doch der Vernunft bedarf, welche die Regel giebt, nach welcher es allein befördert werden kann: ſo kann man den Anſpruch, den die Vernunft an da[illegible]be macht, in die drei Fragen zuſammenfaſſen, welche nach den drei Facultäten deſſelben geſtellt ſind:

Was will ich? (frägt der Verſtand) *)

Worauf kommts an? (frägt die Urtheilskraft)

Was kommt heraus? (frägt die Vernunft).

Die Köpfe ſind in der Fähigkeit der Beantwortung aller dieſer drei Fragen ſehr verſchieden. — Die erſte erfordert nur einen klaren Kopf ſich ſelbſt zu verſtehen; und dieſe Naturgabe iſt, bei einiger Cultur, ziemlich ge-

*) Das Wollen wird hier bloß im theoretiſchen Sinn verſtanden: Was will ich als wahr behaupten?

mein; vornehmlich wenn man darauf aufmerksam macht. — Die zweite treffend zu beantworten, ist weit seltener; denn es bieten sich vielerlei Arten der Bestimmung des vorliegenden Begriffs und der scheinbaren Auflösung der Aufgabe dar: welche ist nun die einzige, die dieser genau angemessen ist? (z. B. in Prozessen oder im Beginnen gewisser Handlungsplane zu demselben Zwecke). Hiezu giebt es ein Talent der Auswahl des in einem gewissen Falle gerade Zutreffenden (judicium discretivum), welches sehr erwünscht, aber auch sehr selten ist. Der Advocat, der mit viel Gründen angezogen kommt, die seine Behauptung bewahren sollen, erschwert dem Richter sehr seine Sentenz, weil er selbst nur herumtappt; weiß er aber, nach der Erklärung dessen, was er will, den Punkt zu treffen (denn der ist nur ein einziger), worauf es ankommt, so ist es kurz abgemacht und der Spruch der Vernunft folgt von selbst.

Der Verstand ist positiv und vertreibt die Finsterniß der Unwissenheit — die Urtheilskraft mehr negativ zu Verhütung der Irrthümer aus dem dämmernden Lichte, darin die Gegenstände erscheinen. — Die Vernunft verstopft die Quelle der Irrthümer (die Vorurtheile) und sichert hiemit den Verstand durch die Allgemeinheit der Principien. — Büchergelehrsamkeit vermehrt zwar die Kenntnisse, aber erweitert nicht den Begriff und die Einsicht, wo nicht Vernunft dazu kommt. Diese ist aber noch vom Vernünfteln, dem Spiel mit bloßen Versuchen im Gebrauche der Vernunft, ohne ein Gesetz derselben, unterschieden. Wenn die Frage ist: ob ich Gespenster glauben soll? so kann ich über die

Möglichkeit derſelben auf allerlei Art vernünfteln; aber die Vernunft verbietet, abergläubiſch, d. i. ohne ein Princip der Erklärung des Phänomens nach Erfahrungsgeſetzen, die Möglichkeit deſſelben anzunehmen.

Durch die große Verſchiedenheit der Köpfe, in der Art wie ſie eben dieſelben Gegenſtände, ingleichen ſich untereinander anſehen; durch das Reiben derſelben an einander und die Verbindung derſelben ſowohl als ihre Trennung, bewirkt die Natur ein ſehenswürdiges Schauſpiel auf der Bühne der Beobachter und Denker von unendlich verſchiedener Art. Für die Klaſſe der Denker können folgende Maximen (die als zur Weisheit führend bereits oben erwähnt worden) zu unwandelbaren Geboten gemacht werden:

1) Selbſt denken.
2) Sich (in der Mittheilung mit Menſchen) in die Stelle jedes Anderen zu denken.
3) Jederzeit mit ſich ſelbſt einſtimmig zu denken.

Das erſte Princip iſt negativ (nullius addictus jurare in verba magistri), das der zwangsfreien; das zweite poſitiv, der liberalen, ſich den Begriffen Anderer bequemenden; das dritte der conſequenten (folgerechten) Denkungsart; von deren jeder, noch mehr aber von ihrem Gegentheil, die Anthropologie Beiſpiele aufſtellen kann.

Die wichtigſte Revolution in dem Innern des Menſchen iſt: „der Ausgang deſſelben aus ſeiner ſelbſtverſchuldeten Unmündigkeit.“ Statt deſſen, daß

bis dahin Andere für ihn dachten und er bloß nachahmte, oder am Gängelbande ſich leiten ließ, wagt er es jetzt, mit eigenen Füßen auf dem Boden der Erfahrung, wenn gleich noch wackelnd, fortzuſchreiten.

Zweites Buch.

Das Gefühl der Luſt und Unluſt.

Eintheilung.

1) Die ſinnliche, 2) die intellectuelle Luſt. Die erſtere entweder A) durch den Sinn (das Vergnügen), oder B) durch die Einbildungskraft (der Geſchmack); die zweite (nämlich intellectuelle) entweder a) durch darſtellbare Begriffe oder b) durch Ideen, — — und ſo wird auch das Gegentheil die Unluſt vorgeſtellt.

Von der sinnlichen Lust.

A.

Vom Gefühl für das Angenehme oder der sinnlichen Lust in der Empfindung eines Gegenstandes.

§. 58.

Vergnügen ist eine Lust durch den Sinn, und was diesen belustigt, heißt angenehm. Schmerz ist die Unlust durch den Sinn, und was jenen hervorbringt, ist unangenehm. — Sie sind einander nicht wie Erwerb und Mangel (+ und 0), sondern wie Erwerb und Verlust (+ und —) d. i. eines dem anderen nicht bloß als Gegentheil (contradictorie, s. logice oppositnm), sondern auch als Widerspiel (contrarie s. realiter oppositum) entgegengesetzt. — — Die Ausdrücke von dem, was gefällt und mißfällt und dem, was dazwischen ist, dem Gleichgültigen, sind zu weit; denn sie können auch auf's Intellectuelle gehen: wo sie dann mit Vergnügen und Schmerz nicht zusammentreffen würden.

Man kann diese Gefühle auch durch die Wirkung erklären, die die Empfindung unseres Zustandes auf das Gemüth macht. Was unmittelbar (durch den Sinn) mich antreibt, meinen Zustand zu verlassen (aus ihm herauszugehen): ist mir unangenehm — es schmerzt

mich; was eben so mich antreibt, ihn zu erhalten (in ihm zu bleiben): ist mir angenehm, es vergnügt mich. Wir sind aber unaufhaltsam im Strome der Zeit und dem damit verbundenen Wechsel der Empfindungen fortgeführt. Ob nun gleich das Verlassen des einen Zeitpunkts und das Eintreten in den anderen ein und derselbe Act (des Wechsels) ist, so ist doch in unserem Gedanken und dem Bewußtsein dieses Wechsels eine Zeitfolge; dem Verhältniß der Ursache und Wirkung gemäß. — Es frägt sich nun: ob das Bewußtsein des Verlassens des gegenwärtigen Zustandes, oder ob der Prospect des Eintretens in einen künftigen in uns die Empfindung des Vergnügens erwecke? Im ersten Falle ist das Vergnügen nichts Anderes als Aufhebung eines Schmerzes und etwas Negatives; im zweiten würde es Vorempfindung einer Annehmlichkeit, also Vermehrung des Zustandes der Lust, mithin etwas Positives sein. Es läßt sich aber auch schon zum Voraus errathen, daß das erstere allein Statt finden werde; denn die Zeit schleppt uns vom Gegenwärtigen zum Künftigen (nicht umgekehrt), und daß wir zuerst genöthigt werden aus dem Gegenwärtigen herauszugehen, unbestimmt in welchen Anderen wir treten werden, nur so, daß er doch ein Anderer ist, das kann allein die Ursache des angenehmen Gefühls sein.

Vergnügen ist das Gefühl der Beförderung; Schmerz das einer Hinderniß des Lebens. Leben aber (des Thiers) ist, wie auch schon die Aerzte angemerkt haben, ein continuirliches Spiel des Antagonismus von beiden.

Also muß vor jedem Vergnügen der Schmerz vorhergehen; der Schmerz ist immer das Erste. Denn was würde aus einer continuirlichen

Beförderung der Lebenskraft, die über einen gewiſſen Grad ſich doch nicht ſteigern läßt, anders folgen, als ein ſchneller Tod vor Freude?

Auch kann kein Vergnügen unmittelbar auf das andere folgen; ſondern zwiſchen einem und dem andern muß ſich der Schmerz einfinden. Es ſind kleine Hemmungen der Lebenskraft, mit dazwiſchen gemengten Beförderungen derſelben, welche den Zuſtand der Geſundheit ausmachen, den wir irriger Weiſe für ein continuirlich gefühltes Wohlbefinden halten; da er doch nur aus ruckweiſe (mit immer dazwiſchen eintretendem Schmerz) einander folgenden angenehmen Gefühlen beſteht. Der Schmerz iſt der Stachel der Thätigkeit und in dieſer fühlen wir allererſt unſer Leben; ohne dieſen würde Lebloſigkeit eintreten.

Die Schmerzen, die langſam vergehen (wie das allmälige Geneſen von einer Krankheit oder der langſame Wiedererwerb eines verlornen Kapitals), haben kein lebhaftes Vergnügen zur Folge, weil der Uebergang unmerklich iſt. — Dieſe Sätze des Grafen Veri unterſchreibe ich mit voller Ueberzeugung.

Erläuterung durch Beispiele.

Warum iſt das Spiel (vornehmlich um Geld) ſo anziehend, und wenn es nicht gar zu eigennützig iſt, die beſte Zerſtreuung und Erholung nach einer langen Anſtrengung der Gedanken; denn durch Nichts-thun erholt man ſich nur langſam? Weil es der Zuſtand eines unabläſſig wechſelnden Fürchtens und Hoffens iſt. Die Abendmahlzeit nach demſelben ſchmeckt und bekommt auch

besser. — Wodurch sind Schauspiele (es mögen Trauer- oder Lustspiele sein) so anlockend? Weil in allen gewisse Schwierigkeiten, — Aengstlichkeit und Verlegenheit, zwischen Hoffnung und Freude, — eintreten und so das Spiel einander widriger Affecten beim Schlusse des Stücks dem Zuschauer Beförderung des Lebens ist, indem es ihn innerlich in Motion versetzt hat. — Warum schließt ein Liebesroman mit der Trauung, und weswegen ist ein ihm angehängter Supplement-Band (wie im Fielding), der ihn, von der Hand eines Stümpers, noch in der Ehe fortsetzt, widrig und abgeschmackt? Weil Eifersucht, als Schmerz der Verliebten, zwischen ihre Freuden und Hoffnungen, vor der Ehe Würze für den Leser, in der Ehe aber Gift ist; denn, um in der Romanensprache zu reden, ist „das Ende der Liebesschmerzen zugleich das Ende der Liebe" (versteht sich mit Affect). — Warum ist Arbeit die beste Art sein Leben zu genießen? Weil sie beschwerliche (an sich unangenehme und nur durch den Erfolg ergötzende) Beschäftigung ist, und die Ruhe, durch das bloße Verschwinden einer langen Beschwerde, zur fühlbaren Lust, dem Frohsein, wird; da sie sonst nichts Genießbares sein würde. — — Der Tabak (er werde geraucht oder geschnupft) ist zunächst mit einer unangenehmen Empfindung verbunden. Aber gerade dadurch, daß die Natur (durch Absonderung eines Schleims der Gaumen oder der Nase) diesen Schmerz augenblicklich aufhebt, wird er (vornehmlich der erstere) zu einer Art von Gesellschaft, durch Unterhaltung und immer neue Erweckung der Empfindungen und selbst der Gedanken; wenn diese gleich hiebei nur herumschweifend sind. — Wen endlich auch kein positiver Schmerz zur Thätigkeit anreizt, den wird al-

mein; vornehmlich wenn man darauf aufmerksam macht. — Die zweite treffend zu beantworten, ist weit seltener; denn es bieten sich vielerlei Arten der Bestimmung des vorliegenden Begriffs und der scheinbaren Auflösung der Aufgabe dar: welche ist nun die einzige, die dieser genau angemessen ist? (z. B. in Prozessen oder im Beginnen gewisser Handlungsplane zu demselben Zwecke). Hiezu giebt es ein Talent der Auswahl des in einem gewissen Falle gerade Zutreffenden (judicium discretivum), welches sehr erwünscht, aber auch sehr selten ist. Der Advocat, der mit viel Gründen angezogen kommt, die seine Behauptung bewahren sollen, erschwert dem Richter sehr seine Sentenz, weil er selbst nur herumtappt; weiß er aber, nach der Erklärung dessen, was er will, den Punkt zu treffen (denn der ist nur ein einziger), worauf es ankommt, so ist es kurz abgemacht und der Spruch der Vernunft folgt von selbst.

Der Verstand ist positiv und vertreibt die Finsterniß der Unwissenheit — die Urtheilskraft mehr negativ zu Verhütung der Irrthümer aus dem dämmernden Lichte, darin die Gegenstände erscheinen. — Die Vernunft verstopft die Quelle der Irrthümer (die Vorurtheile) und sichert hiemit den Verstand durch die Allgemeinheit der Principien. — Bücher-gelehrsamkeit vermehrt zwar die Kenntnisse, aber erweitert nicht den Begriff und die Einsicht, wo nicht Vernunft dazu kommt. Diese ist aber noch vom Vernünfteln, dem Spiel mit bloßen Versuchen im Gebrauche der Vernunft, ohne ein Gesetz derselben, unterschieden. Wenn die Frage ist: ob ich Gespenster glauben soll? so kann ich über die

Möglichkeit derſelben auf allerlei Art vernünfteln; aber die Vernunft verbietet, abergläubiſch, d. i. ohne ein Princip der Erklärung des Phänomens nach Erfahrungsgeſetzen, die Möglichkeit deſſelben anzunehmen.

Durch die große Verſchiedenheit der Köpfe, in der Art wie ſie eben dieſelben Gegenſtände, ingleichen ſich untereinander anſehen; durch das Reiben derſelben an einander und die Verbindung derſelben ſowohl als ihre Trennung, bewirkt die Natur ein ſehenswürdiges Schauſpiel auf der Bühne der Beobachter und Denker von unendlich verſchiedener Art. Für die Klaſſe der Denker können folgende Maximen (die als zur Weisheit führend bereits oben erwähnt worden) zu unwandelbaren Geboten gemacht werden:

1) Selbſt denken.
2) Sich (in der Mittheilung mit Menſchen) in die Stelle jedes Anderen zu denken.
3) Jederzeit mit ſich ſelbſt einſtimmig zu denken.

Das erſte Princip iſt negativ (nullius addictus jurare in verba magistri), das der zwangsfreien; das zweite poſitiv, der liberalen, ſich den Begriffen Anderer bequemenden; das dritte der conſequenten (folgerechten) Denkungsart; von deren jeder, noch mehr aber von ihrem Gegentheil, die Anthropologie Beiſpiele aufſtellen kann.

Die wichtigſte Revolution in dem Innern des Menſchen iſt: „der Ausgang deſſelben aus ſeiner ſelbſtverſchuldeten Unmündigkeit.“ Statt deſſen, daß

bis dahin Andere für ihn dachten und er bloß nachahmte, oder am Gängelbande ſich leiten ließ, wagt er es jetzt, mit eigenen Füßen auf dem Boden der Erfahrung, wenn gleich noch wackelnd, fortzuſchreiten.

Zweites Buch.

Das Gefühl der Luſt und Unluſt.

Eintheilung.

1) Die ſinnliche, 2) die intellectuelle Luſt. Die erſtere entweder A) durch den Sinn (das Vergnügen), oder B) durch die Einbildungskraft (der Geſchmack); die zweite (nämlich intellectuelle) entweder a) durch darſtellbare Begriffe oder b) durch Ideen, — — und ſo wird auch das Gegentheil die Unluſt vorgeſtellt.

Von der sinnlichen Lust.

A.

Vom Gefühl für das Angenehme oder der sinnlichen Lust in der Empfindung eines Gegenstandes.

§. 58.

Vergnügen ist eine Lust durch den Sinn, und was diesen belustigt, heißt angenehm. Schmerz ist die Unlust durch den Sinn, und was jenen hervorbringt, ist unangenehm. — Sie sind einander nicht wie Erwerb und Mangel (+ und 0), sondern wie Erwerb und Verlust (+ und —) d. i. eines dem anderen nicht bloß als Gegentheil (contradictorie, s. logice oppositum), sondern auch als Widerspiel (contrarie s. realiter oppositum) entgegengesetzt. — — Die Ausdrücke von dem, was gefällt und mißfällt und dem, was dazwischen ist, dem Gleichgültigen, sind zu weit; denn sie können auch auf's Intellectuelle gehen: wo sie dann mit Vergnügen und Schmerz nicht zusammentreffen würden.

Man kann diese Gefühle auch durch die Wirkung erklären, die die Empfindung unseres Zustandes auf das Gemüth macht. Was unmittelbar (durch den Sinn) mich antreibt, meinen Zustand zu verlassen (aus ihm herauszugehen): ist mir unangenehm — es schmerzt

mich; was eben so mich antreibt, ihn zu erhalten (in ihm zu bleiben): ist mir angenehm, es vergnügt mich. Wir sind aber unaufhaltsam im Strome der Zeit und dem damit verbundenen Wechsel der Empfindungen fortgeführt. Ob nun gleich das Verlassen des einen Zeitpunkts und das Eintreten in den anderen ein und derselbe Act (des Wechsels) ist, so ist doch in unserem Gedanken und dem Bewußtsein dieses Wechsels eine Zeitfolge; dem Verhältniß der Ursache und Wirkung gemäß. — Es frägt sich nun: ob das Bewußtsein des Verlassens des gegenwärtigen Zustandes, oder ob der Prospect des Eintretens in einen künftigen in uns die Empfindung des Vergnügens erwecke? Im ersten Falle ist das Vergnügen nichts Anderes als Aufhebung eines Schmerzes und etwas Negatives; im zweiten würde es Vorempfindung einer Annehmlichkeit, also Vermehrung des Zustandes der Lust, mithin etwas Positives sein. Es läßt sich aber auch schon zum Voraus errathen, daß das erstere allein Statt finden werde; denn die Zeit schleppt uns vom Gegenwärtigen zum Künftigen (nicht umgekehrt), und daß wir zuerst genöthigt werden aus dem Gegenwärtigen herauszugehen, unbestimmt in welchen Anderen wir treten werden, nur so, daß er doch ein Anderer ist, das kann allein die Ursache des angenehmen Gefühls sein.

Vergnügen ist das Gefühl der Beförderung; Schmerz das einer Hinderniß des Lebens. Leben aber (des Thiers) ist, wie auch schon die Aerzte angemerkt haben, ein continuirliches Spiel des Antagonismus von beiden.

Also muß vor jedem Vergnügen der Schmerz vorhergehen; der Schmerz ist immer das Erste. Denn was würde aus einer continuirlichen

Beförderung der Lebenskraft, die über einen gewissen Grad sich doch nicht steigern läßt, anders folgen, als ein schneller Tod vor Freude?

Auch kann kein Vergnügen unmittelbar auf das andere folgen; sondern zwischen einem und dem andern muß sich der Schmerz einfinden. Es sind kleine Hemmungen der Lebenskraft, mit dazwischen gemengten Beförderungen derselben, welche den Zustand der Gesundheit ausmachen; den wir irriger Weise für ein continuirlich gefühltes Wohlbefinden halten; da er doch nur aus ruckweise (mit immer dazwischen eintretendem Schmerz) einander folgenden angenehmen Gefühlen besteht. Der Schmerz ist der Stachel der Thätigkeit und in dieser fühlen wir allererst unser Leben; ohne diesen würde Lebloſigkeit eintreten.

Die Schmerzen, die langsam vergehen (wie das allmälige Genesen von einer Krankheit oder der langsame Wiedererwerb eines verlornen Kapitals), haben kein lebhaftes Vergnügen zur Folge, weil der Uebergang unmerklich ist. — Diese Sätze des Grafen Veri unterschreibe ich mit voller Ueberzeugung.

Erläuterung durch Beispiele.

Warum ist das Spiel (vornehmlich um Geld) so anziehend, und wenn es nicht gar zu eigennützig ist, die beste Zerstreuung und Erholung nach einer langen Anstrengung der Gedanken; denn durch Nichts-thun erholt man sich nur langsam? Weil es der Zustand eines unabläſſig wechselnden Fürchtens und Hoffens ist. Die Abendmahlzeit nach demselben schmeckt und bekommt auch

besser. — Wodurch sind Schauspiele (es mögen Trauer- oder Lustspiele sein) so anlockend? Weil in allen gewisse Schwierigkeiten, — Aengstlichkeit und Verlegenheit, zwischen Hoffnung und Freude, — eintreten und so das Spiel einander widriger Affecten beim Schlusse des Stücks dem Zuschauer Beförderung des Lebens ist, indem es ihn innerlich in Motion versetzt hat. — Warum schließt ein Liebesroman mit der Trauung, und weswegen ist ein ihm angehängter Supplement-Band (wie im Fielding), der ihn, von der Hand eines Stümpers, noch in der Ehe fortsetzt, widrig und abgeschmackt? Weil Eifersucht, als Schmerz der Verliebten, zwischen ihre Freuden und Hoffnungen, vor der Ehe Würze für den Leser, in der Ehe aber Gift ist; denn, um in der Romanensprache zu reden, ist „das Ende der Liebesschmerzen zugleich das Ende der Liebe" (versteht sich mit Affect). — Warum ist Arbeit die beste Art sein Leben zu genießen? Weil sie beschwerliche (an sich unangenehme und nur durch den Erfolg ergötzende) Beschäftigung ist, und die Ruhe, durch das bloße Verschwinden einer langen Beschwerde, zur fühlbaren Lust, dem Frohsein, wird; da sie sonst nichts Genießbares sein würde. — — Der Tabak (er werde geraucht oder geschnupft) ist zunächst mit einer unangenehmen Empfindung verbunden. Aber gerade dadurch, daß die Natur (durch Absonderung eines Schleims der Gaumen oder der Nase) diesen Schmerz augenblicklich aufhebt, wird er (vornehmlich der erstere) zu einer Art von Gesellschaft, durch Unterhaltung und immer neue Erweckung der Empfindungen und selbst der Gedanken; wenn diese gleich hiebei nur herumschweifend sind. — Wen endlich auch kein positiver Schmerz zur Thätigkeit anreizt, den wird al-

lenfalls ein negativer, die lange Weile, als Leere an Empfindung, die der an den Wechsel derselben gewöhnte Mensch in sich wahrnimmt, indem er den Lebenstrieb doch womit auszufüllen bestrebt ist, oft dermaßen afficiren, daß er eher Etwas zu seinem Schaden, als gar Nichts zu thun sich angetrieben fühlt.

Von der langen Weile und dem Kurzweil.

§. 59.

Sein Leben fühlen, sich vergnügen, ist also nichts Anderes als: sich continuirlich getrieben fühlen, aus dem gegenwärtigen Zustande herauszugehen, (der also ein eben so oft wiederkommender Schmerz sein muß). Hieraus erklärt sich auch die drückende, ja ängstliche Beschwerlichkeit der langen Weile, für Alle, welche auf ihr Leben und auf die Zeit aufmerksam sind (cultivirte Menschen).*) Dieser Druck oder Antrieb, jeden Zeit-

*) Der Karaibe ist durch seine angeborne Leblosigkeit von dieser Beschwerlichkeit frei. Er kann Stunden lang mit seiner Angelruthe sitzen, ohne Etwas zu fangen; die Gedankenlosigkeit ist ein Mangel des Stachels der Thätigkeit, der immer einen Schmerz bei sich führt, und dessen jener überhoben ist. — Unsere Lesewelt von verfeinertem Geschmack wird durch ephemerische Schriften immer im Appetit, selbst im Heißhunger zur Leserei (eine Art von Nichtsthun) erhalten, nicht um sich zu cultiviren, sondern zu genießen; so, daß die Köpfe dabei immer leer bleiben und keine Uebersättigung zu besorgen ist; indem sie ihrem geschäftigen Müßiggange den Anstrich einer Arbeit geben, und sich in demselben einen würdigen Zeitaufwand vorspiegeln, der doch um nichts besser ist als jener, welchen das Journal des Luxus und der Moden dem Publikum anbietet.

punkt, darin wir ſind, zu verlaſſen und in den folgenden überzugehen, iſt accelerirend und kann bis zur Entſchließung wachſen, ſeinem Leben ein Ende zu machen, weil der üppige Menſch den Genuß aller Art verſucht hat, und keiner für ihn mehr neu iſt: wie man in Paris vom Lord Mordaunt ſagte: „die Engländer erhenken ſich, um ſich die Zeit zu paſſiren.“ — — Die in ſich wahrgenommene Leere an Empfindungen erregt ein Grauen (horror vacui), und gleichſam das Vorgefühl eines langſamen Todes, der für peinlicher gehalten wird, als wenn das Schickſal den Lebensfaden ſchnell abreißt.

Hieraus erklärt ſich auch, warum Zeitverkürzungen mit Vergnügen für einerlei genommen werden; weil, je ſchneller wir über die Zeit wegkommen, wir uns deſto erquickter fühlen; wie eine Geſellſchaft, die ſich auf einer Luſtreiſe im Wagen drei Stunden lang mit Geſprächen wohl unterhalten hat, beim Ausſteigen, wenn Einer von ihnen nach der Uhr ſieht, fröhlich ſagt: wo iſt die Zeit geblieben? oder wie kurz iſt uns die Zeit geworden? Da im Gegentheil, wenn die Aufmerkſamkeit auf die Zeit nicht Aufmerkſamkeit auf einen Schmerz, über den wir wegzuſein uns beſtreben, ſondern auf ein Vergnügen wäre, man wie billig jeden Verluſt der Zeit bedauern würde. — Unterredungen, die wenig Wechſel der Vorſtellungen enthalten, heißen langweilig, ſind eben hiemit auch beſchwerlich, und ein kurzweiliger Mann wird, wenn gleich nicht für einen wichtigen, doch für einen angenehmen Mann gehalten, der, ſobald er nur in's Zimmer tritt, gleich aller Mitgäſte Geſichter erheitert; wie durch ein Frohſein wegen Befreiung von einer Beſchwerde.

Wie ist aber das Phänomen zu erklären, daß ein Mensch, der sich den größten Theil seines Lebens hindurch mit langer Weile gequält hat, so daß ihm jeder Tag lang wurde, doch am Ende des Lebens über die Kürze des Lebens klagt? — Die Ursache hievon ist in der Analogie mit einer ähnlichen Beobachtung zu suchen: woher die deutschen (nicht gemessenen oder mit Meilenzeiger, wie die russischen Werste, versehenen) Meilen, je näher zur Hauptstadt (z. B. Berlin), immer desto kleiner, je weiter aber davon (in Pommern) desto größer werden; nämlich die Fülle der gesehenen Gegenstände (Dörfer und Landhäuser) bewirkt in der Erinnerung den täuschenden Schluß auf einen großen zurückgelegten Raum, folglich auch auf eine längere, dazu erforderlich gewesene Zeit; das Leere aber im letzteren Fall wenig Erinnerung des Gesehenen, und also den Schluß auf einen kürzeren Weg und folglich kürzere Zeit, als sich nach der Uhr ergeben würde. — — Eben so wird die Menge der Abschnitte, die den letzten Theil des Lebens mit mannichfaltigen veränderten Arbeiten auszeichnen, dem Alten die Einbildung von einer längeren zurückgelegten Lebenszeit erregen, als er nach der Zahl der Jahre geglaubt hatte, und das Ausfüllen der Zeit durch planmäßig fortschreitende Beschäftigungen, die einen großen beabsichtigten Zweck zur Folge haben (vitam extendere factis), ist das einzige Mittel seines Lebens froh und dabei doch auch lebenssatt zu werden. „Je mehr du gedacht, je mehr du gethan hast, desto länger hast du (selbst in deiner eigenen Einbildung) gelebt." — — Ein solcher Beschluß des Lebens geschieht nun mit Zufriedenheit.

Wie steht es aber mit der Zufriedenheit,

(acquiescentia) während dem Leben? — Sie ist dem Menschen unerreichbar: weder in moralischer (mit sich selbst, im Wohlverhalten zufrieden zu sein) noch in pragmatischer Hinsicht (mit seinem Wohlbefinden, was er sich durch Geschicklichkeit und Klugheit zu verschaffen denkt). Die Natur hat den Schmerz zum Stachel der Thätigkeit in ihn gelegt, dem er nicht entgehen kann: um immer zum Bessern fortzuschreiten, und auch im letzten Augenblicke des Lebens ist die Zufriedenheit mit dem letzten Abschnitte desselben nur comparativ (theils indem wir uns mit dem Loose Anderer, theils auch mit uns selbst vergleichen) so zu nennen; nie aber ist sie rein und vollständig. — Im Leben (absolut) zufrieden zu sein, wäre thatlose Ruhe und Stillstand der Triebfedern, oder Abstumpfung der Empfindungen und der damit verknüpften Thätigkeit. Eine solche aber kann eben so wenig mit dem intellectuellen Leben des Menschen zusammen bestehen, als der Stillstand des Herzens in einem thierischen Körper, auf den, wenn nicht (durch den Schmerz) ein neuer Anreiz ergeht, unvermeidlich der Tod erfolgt.

Anmerkung. In diesem Abschnitte sollte nun auch von Affecten, als Gefühlen der Lust und Unlust, welche die Schranken der innern Freiheit im Menschen überschreiten, gehandelt werden. Allein da diese mit den Leidenschaften, welche in einem anderen Abschnitte, nämlich dem des Begehrungsvermögen, vorkommen, oft vermengt zu werden pflegen, und doch auch damit in naher Verwandtschaft stehen: so werde ich ihre Erörterung bei Gelegenheit dieses dritten Abschnittes vornehmen.

§. 60.

Habituell zur Fröhlichkeit gestimmt zu sein, ist zwar mehrentheils eine Temperamentseigenschaft, kann aber auch oft eine Wirkung von Grundsätzen sein; wie Epicur's von Anderen so genanntes und darum verschrieenes Wohllustprincip, was eigentlich das stets fröhliche Herz des Weisen bedeuten sollte. — Gleichmüthig ist der, welcher sich weder erfreut noch betrübt, und von dem, der gegen die Zufälle des Lebens gleichgiltig, mithin von stumpfem Gefühl ist, sehr unterschieden. — Von der Gleichmüthigkeit unterscheidet sich die launische Sinnesart (vermuthlich hat sie anfänglich lunatisch geheißen), welche eine Disposition zu Anwandlungen eines Subjects zur Freude oder Traurigkeit ist, von denen dieses sich selbst keinen Grund angeben kann, und die vornehmlich den Hypochondristen anhängt. Sie ist von dem launichten Talent (eines Buttler oder Sterne) ganz unterschieden; welches durch die absichtlich-verkehrte Stellung, in die der witzige Kopf die Gegenstände setzt, (gleichsam sie auf den Kopf stellt), mit schalkhafter Einfalt dem Zuhörer oder Leser das Vergnügen macht, sie selbst zurecht zu stellen. — Empfindsamkeit ist jener Gleichmüthigkeit nicht entgegen. Denn sie ist ein Vermögen und eine Stärke, den Zustand sowohl der Lust als Unlust zuzulassen, oder auch vom Gemüth abzuhalten, und hat also eine Wahl. Dagegen ist Empfindelei eine Schwäche, durch Theilnehmung an dem Zustande Anderer, die gleichsam auf dem Organ des Empfindelnden nach Belieben spielen können, sich auch wider Willen afficiren zu lassen. Die erstere ist männlich; denn der

Mann, welcher einem Weibe oder Kinde Beschwerlichkeiten oder Schmerz ersparen will, muß so viel feines Gefühl haben, als nöthig ist, um die Empfindung Anderer, nicht nach seiner Stärke, sondern nach ihrer Schwäche zu beurtheilen; und die Zartheit seiner Empfindung ist zur Großmuth nothwendig. Dagegen ist die thatleere Theilnehmung seines Gefühls, sympathetisch zu den Gefühlen Anderer das seine mittönen, und sich so bloß leidend afficiren zu lassen, läppisch und kindisch. — So kann und sollte es Frömmigkeit in guter Laune geben; so kann und soll man beschwerliche, aber nothwendige, Arbeit in guter Laune verrichten; ja selbst sterben in guter Laune: denn Alles dieses verliert seinen Werth dadurch, daß es in übler Laune oder mürrischer Stimmung begangen oder erlitten wird.

Von dem Schmerz, über dem man vorsetzlich als einem, der nie anders als mit dem Leben aufhören soll, brütet, sagt man, daß Jemand sich etwas (ein Uebel) zu Gemüthe ziehe. — Man muß sich aber nichts zu Gemüthe ziehen; denn was sich nicht ändern läßt, muß aus dem Sinn geschlagen werden: weil es Unsinn wäre, das Geschehene ungeschehen machen zu wollen. Sich selbst bessern geht wohl an, und ist auch Pflicht; an dem aber, was schon außer meiner Gewalt ist, noch bessern zu wollen, ist ungereimt. Aber etwas zu Herzen nehmen, worunter jeder gute Rath, oder jede gute Lehre verstanden wird, die man sich angelegen sein zu lassen den festen Vorsatz faßt, ist eine überlegte Gedankenrichtung, seinen Willen mit genugsam starkem Gefühl zur Ausübung desselben zu verknüpfen. — Die Buße des Selbstpeinigers, statt der schnellen Verwendung seiner Gesinnung auf einen besseren Lebens-

wandel, ist rein verlorene Mühe, und hat noch wohl die schlimme Folge, bloß dadurch (durch die Reue) sein Schuldregister für getilgt zu halten, und so sich die, vernünftiger Weise jetzt noch zu verdoppelnde, Bestrebung zum Besseren, zu ersparen.

§. 61.

Eine Art sich zu vergnügen ist zugleich Cultur: nämlich Vergrößerung der Fähigkeit, noch mehr Vergnügen dieser Art zu genießen; dergleichen das mit Wissenschaften und schönen Künsten ist. Eine andere Art aber ist Abnutzung: welche uns des ferneren Genusses immer weniger fähig macht. Auf welchem Wege man aber auch immer Vergnügen suchen mag: so ist es, wie bereits oben gesagt, eine Hauptmaxime, es sich so zuzumessen, daß man noch immer damit steigen kann; denn damit gesättigt zu sein, bewirkt denjenigen ekelnden Zustand, der dem verwöhnten Menschen das Leben selbst zur Last macht und Weiber, unter dem Namen der Vapeurs, verzehrt. —— Junger Mensch! (ich wiederhole es) gewinne die Arbeit lieb; versage dir Vergnügen, nicht um ihnen zu entsagen, sondern, so viel als möglich, immer nur in Prospect zu behalten. Stumpfe die Empfänglichkeit für dieselbe nicht durch Genuß frühzeitig ab. Die Reife des Alters, welche die Entbehrung eines jeden physischen Genusses nie bedauern läßt, wird selbst in dieser Aufopferung dir ein Kapital zur Zufriedenheit zusichern, welches vom Zufall oder dem Naturgesetz unabhängig ist.

§. 62.

Wir urtheilen aber auch über Vergnügen und Schmerz durch ein höheres Wohlgefallen oder Miß-

fallen an uns selbst (nämlich das moralische): ob wir uns demselben weigern oder überlassen sollen.

1) Der Gegenstand kann angenehm sein, aber das Vergnügen an demselben mißfallen. Daher der Ausdruck von einer bitteren Freude. — Der, welcher in mißlichen Glücksumständen ist und nun seine Aeltern, oder einen würdigen und wohlthätigen Anverwandten beerbt, kann nicht vermeiden, sich über ihr Absterben zu freuen; aber auch nicht, sich diese Freude zu verweisen. Eben das geschieht im Gemüthe eines Adjuncts, der einem von ihm verehrten Vorgänger mit ungeheuchelter Traurigkeit im Leichenbegängnisse folgt.

2) Der Gegenstand kann unangenehm seyn; aber der Schmerz über ihn gefällt. Daher der Ausdruck süßer Schmerz: z. B. einer sonst wohlhabend hinterlassenen Witwe, die sich nicht will trösten lassen; welches oft ungebührlicher Weise für Affectation ausgelegt wird.

Dagegen kann das Vergnügen überdies noch gefallen, nämlich dadurch, daß der Mensch an solchen Gegenständen, mit denen sich zu beschäftigen ihm Ehre macht, ein Vergnügen findet: z. B. die Unterhaltung mit schönen Künsten, statt des bloßen Sinnengenusses, und dazu noch das Wohlgefallen daran, daß er als ein feiner Mann eines solchen Vergnügens fähig ist. — Eben so kann der Schmerz eines Menschen obenein ihm noch mißfallen. Jeder Haß eines Beleidigten ist Schmerz; aber der Wohldenkende kann doch nicht umhin, es sich zu verweisen, daß, selbst nach der Genugthuung, er noch immer einen Groll gegen ihn übrig behält.

§. 63.

Vergnügen, was man *selbst* (*gesetzmäßig*) erwirbt, wird verdoppelt gefühlt; einmal als *Gewinn* und dann noch obenein als *Verdienst* (die innere Zurechnung selbst Urheber desselben zu sein). — Erarbeitetes Geld vergnügt, wenigstens *dauerhafter*, als im Glücksspiel gewonnenes, und, wenn man auch über das Allgemeinschädliche der Lotterie wegsieht, so liegt doch im Gewinn durch dieselbe etwas, dessen sich ein wohldenkender Mensch schämen muß. — Ein Uebel, woran eine fremde Ursache schuld ist, *schmerzt*; aber woran man selbst schuld ist, *betrübt* und schlägt nieder.

Wie ist es aber zu erklären oder zu vereinigen: daß bei einem Uebel, was Jemanden von Anderen widerfährt, zweierlei Sprache geführt wird? — So sagt z. B. Einer der Leidenden: „ich wollte mich zufrieden geben, wenn ich nur die mindeste Schuld daran hätte;" ein Zweiter aber: „es ist mein Trost, daß ich daran ganz unschuldig bin". — Unschuldig leiden *entrüstet*; weil es Beleidigung von einem Anderen ist. — Schuldig leiden *schlägt nieder*; weil es innerer Vorwurf ist. — Man sieht leicht, daß von jenen Beiden der Zweite der *bessere* Mensch sei.

§. 64.

Es ist eben nicht die lieblichste Bemerkung an Menschen: daß ihr Vergnügen durch Vergleichung mit dem Schmerze Anderer erhöhet, der eigene Schmerz aber durch die Vergleichung mit Anderer ähnlichen, oder noch größeren Leiden, vermindert wird. Diese Wirkung ist

aber bloß psychologisch (nach dem Satze des Contrastes: opposita juxta se posita magis elucescunt) und hat keine Beziehung auf's Moralische: etwa Anderen Leiden zu wünschen, damit man die Behaglichkeit seines eigenen Zustandes desto inniglicher fühlen möge. Man leidet vermittelst der Einbildungskraft mit dem Anderen mit, (so wie, wenn man Jemanden, der aus dem Gleichgewicht gekommen, dem Fallen nahe sieht, man unwillkürlich und vergeblich sich auf die Gegenseite hinbeugt, um ihn gleichsam gerade zu stellen) und ist nur froh in dasselbe Schicksal nicht auch verflochten zu sein.*) Daher läuft das Volk mit heftiger Begierde, die Hinführung eines Delinquenten und dessen Hinrichtung anzusehen, als zu einem Schauspiel. Denn die Gemüthsbewegungen und Gefühle, die sich an seinem Gesicht und Betragen äußern, wirken sympathetisch auf den Zuschauer und hinterlassen, nach der Beängstigung desselben durch die Einbildungskraft, (deren Stärke durch die Feierlichkeit noch erhöhet wird) das sanfte, aber doch ernste Gefühl einer Abspannung, welche den darauf folgenden Lebensgenuß desto fühlbarer macht.

Auch wenn man seinen Schmerz mit andern möglichen an seiner eigenen Person vergleicht, wird er dadurch doch erträglicher. Dem, welcher ein Bein gebrochen hat, kann man dadurch sein Unglück doch erträglicher machen, wenn man ihm zeigt, daß es leicht hätte das Genick treffen können.

*) Suave, mari magno, turbantibus aequora ventis,
E terra alterius magnum spectare laborem.
Non quia vexari quenquam est jucunda voluptas,
Sed quibus ipse malis careas, quia cernere suave est.

Lucret.

Das gründlichste und leichteste Besänftigungsmittel aller Schmerzen ist der Gedanke, den man einem vernünftigen Menschen wohl anmuthen kann: daß das Leben überhaupt, was den Genuß desselben betrifft, der von Glücksumständen abhängt, gar keinen eigenen Werth, und nur was den Gebrauch desselben anlangt, zu welchen Zwecken es gerichtet ist, einen Werth habe, den nicht das Glück, sondern allein die Weisheit dem Menschen verschaffen kann; der also in seiner Gewalt ist. Wer ängstlich wegen des Verlustes desselben bekümmert ist, wird des Lebens nie froh werden.

B.

Vom Gefühl für das Schöne,

d. i.

der theils sinnlichen theils intellectuellen Lust in der reflectirten Anschauung

oder

dem Geschmack.

---

§. 65.

Geschmack, in der eigentlichen Bedeutung des Worts, ist, wie schon oben gesagt, die Eigenschaft eines Organs (der Zunge, des Gaumens und des Schlundes), von gewissen aufgelöseten Materien im Essen oder Trinken specifisch afficirt zu werden. Er ist in seinem Gebrauche entweder bloß als Unterscheidungs- oder auch zugleich als Wohlgeschmack zu verstehen (z. B. ob etwas süß oder bitter sei, oder ob das Gekostete [süße oder bittere] angenehm sei). Der Erstere kann allgemeine Uebereinstimmung in der Art, wie gewisse Materien zu benennen sind, der Letztere aber kann niemals ein allgemeingiltiges Urtheil abgeben: daß nämlich (z. B. das Bittere) was mir angenehm ist, auch Jedermann angenehm sein werde. Der Grund davon ist klar: weil Lust oder Unlust nicht zum Erkenntnißvermögen in Ansehung der Objecte gehören, sondern Bestimmungen des Subjects sind, also äußeren Gegenständen nicht beigelegt werden können. — Der Wohlge-

ſchmack enthält alſo zugleich den Begriff von einer Unterſcheidung durch Wohlgefallen oder Mißfallen, welche ich mit der Vorſtellung des Gegenſtandes in der Wahrnehmung oder Einbildung verbinde.

Nun wird aber auch das Wort Geſchmack für ein ſinnliches Beurtheilungsvermögen genommen, nicht bloß, nach der Sinnesempfindung, für mich ſelbſt, ſondern auch, nach einer gewiſſen Regel zu wählen, die als für Jedermann geltend vorgeſtellt wird. Dieſe Regel kann empiriſch ſein; wo ſie aber alsdann auf keine wahre Allgemeinheit, folglich auch nicht auf Nothwendigkeit (es müſſe im Wohlgeſchmack jedes Anderen Urtheil mit dem meinigen übereinſtimmen) — Anſpruch machen kann. So gilt nämlich die Geſchmacksregel in Anſehung der Mahlzeiten, für die Deutſchen mit einer Suppe, für Engländer aber mit derber Koſt anzufangen; weil eine durch Nachahmung allmälig verbreitete Gewohnheit es zur Regel der Anordnung einer Tafel gemacht hat.

Aber es giebt auch einen Wohlgeſchmack, deſſen Regel a priori begründet ſein muß, weil ſie Nothwendigkeit, folglich auch Giltigkeit für Jedermann, ankündigt, wie die Vorſtellung eines Gegenſtandes in Beziehung auf das Gefühl der Luſt oder Unluſt zu beurtheilen ſei; (wo alſo die Vernunft ingeheim mit im Spiel iſt, ob man zwar das Urtheil derſelben nicht aus Vernunftprincipien ableiten und es darnach beweiſen kann) und dieſen Geſchmack könnte man den vernünftelnden, zum Unterſchiede vom empiriſchen als dem Sinnengeſchmack (jenen gustus reflectens, dieſen reflexus) nennen.

Alle Darſtellung ſeiner eigenen Perſon oder ſei-

ner Kunst mit Geschmack setzt einen gesellschaftlichen Zustand (sich mitzutheilen) voraus, der nicht immer gesellig, theilnehmend an der Lust Anderer, sondern im Anfange gemeiniglich barbarisch, ungesellig und bloß wetteifernd ist. — In völliger Einsamkeit wird Niemand sich sein Haus schmücken oder ausputzen; er wird es auch nicht gegen die Seinigen (Weib und Kinder), sondern nur gegen Fremde thun; um sich vortheilhaft zu zeigen. Im Geschmack (der Auswahl) aber, d. i. in der ästhetischen Urtheilskraft, ist es nicht unmittelbar die Empfindung (das Materiale der Vorstellung des Gegenstandes), sondern wie es die freie (productive) Einbildungskraft durch Dichtung zusammenpaart, d. i. die Form, was das Wohlgefallen an demselben hervorbringt: denn nur die Form ist es, was des Ausspruchs auf eine allgemeine Regel für das Gefühl der Lust fähig ist. Von der Sinnenempfindung, die, nach Verschiedenheit der Sinnesfähigkeit der Subjecte, sehr verschieden sein kann, darf man eine solche allgemeine Regel nicht erwarten. — Man kann also den Geschmack so erklären: „Geschmack ist das Vermögen der ästhetischen Urtheilskraft, allgemeingiltig zu wählen."

Er ist also ein Vermögen der gesellschaftlichen Beurtheilung äußerer Gegenstände in der Einbildungskraft. — Hier fühlt das Gemüth seine Freiheit im Spiele der Einbildungen (also der Sinnlichkeit); denn die Socialität mit andern Menschen setzt Freiheit voraus, — und dieses Gefühl ist Lust. — Aber die Allgemeingiltigkeit dieser Lust für Jedermann, durch welche die Wahl mit Geschmack (des Schönen) sich von der Wahl durch bloße Sinnenempfindung (des bloß sub-

jectiv Gefallenden) d. i. des Angenehmen, unterscheidet, führt den Begriff eines Gesetzes bei sich; denn nur nach diesem kann die Giltigkeit des Wohlgefallens für den Beurtheilenden allgemein sein. Das Vermögen der Vorstellung des Allgemeinen aber ist der Verstand. Also ist das Geschmacksurtheil sowohl ein ästhetisches, als ein Verstandesurtheil, aber in beider Vereinigung (mithin das Letztere nicht als rein) gedacht. — Die Beurtheilung eines Gegenstandes durch Geschmack ist ein Urtheil über die Einstimmung oder den Widerstreit der Freiheit im Spiele der Einbildungskraft und der Gesetzmäßigkeit des Verstandes und geht also nur die Form (diese Vereinbarkeit der Sinnenvorstellungen) ästhetisch zu beurtheilen, nicht Producte, in welchen jene wahrgenommen wird, hervorzubringen, an; denn das wäre Genie, dessen aufbrausende Lebhaftigkeit durch die Sittsamkeit des Geschmacks gemäßigt und eingeschränkt zu werden, oft bedarf.

Schönheit ist allein das, was für den Geschmack gehört; das Erhabene gehört zwar auch zur ästhetischen Beurtheilung, aber nicht für den Geschmack. Aber es kann und soll die Vorstellung des Erhabenen doch an sich schön sein; sonst ist sie rauh, barbarisch und geschmackwidrig. Selbst die Darstellung des Bösen oder Häßlichen (z. B. der Gestalt des personificirten Todes bei Milton) kann und muß schön sein, wenn einmal ein Gegenstand ästhetisch vorgestellt werden soll, und wenn es auch ein Thersites wäre; denn sonst bewirkt sie entweder Unschmackhaftigkeit oder Ekel: welche beide das Bestreben enthalten, eine Vorstellung, die zum Genuß dargeboten wird, von sich zu stoßen, da hingegen Schönheit den Begriff der Einladung zur

innigsten Vereinigung mit dem Gegenstande, d. i. zum unmittelbaren Genuß, bei sich führt. — Mit dem Ausdruck einer schönen Seele sagt man Alles, was sich, sie zum Zweck der innersten Vereinigung mit ihr zu machen, sagen läßt; denn Seelengröße und Seelenstärke betreffen die Materie (die Werkzeuge zu gewissen Zwecken); aber die Seelengüte, die reine Form, unter der alle Zwecke sich vereinigen lassen müssen, und die daher, wo sie angetroffen wird, gleich dem Eros der Fabelwelt, urschöpferisch, aber auch überirdisch ist, — diese Seelengüte ist doch der Mittelpunkt, um welchen das Geschmacksurtheil alle seine Urtheile der mit der Freiheit des Verstandes vereinbaren sinnlichen Lust, versammelt.

Anmerkung. Wie mag es doch gekommen sein, daß vornehmlich die neueren Sprachen, das ästhetische Beurtheilungsvermögen mit einem Ausdruck (gustus, sapor), der bloß auf ein gewisses Sinnenwerkzeug (das Innere des Mundes) und die Unterscheidung sowohl als die Wahl genießbarer Dinge durch dasselbe hinweiset, bezeichnet haben? — Es ist keine Lage, wo Sinnlichkeit und Verstand in einem Genusse vereinigt so lange fortgesetzt, und so oft mit Wohlgefallen wiederholt werden können, — als eine gute Mahlzeit in guter Gesellschaft. — Die erstere wird aber hiebei nur als Vehikel der Unterhaltung der letzteren angesehen. Der ästhetische Geschmack des Wirths zeigt sich nun in der Geschicklichkeit allgemeingiltig zu wählen; welches er aber durch seinen eigenen Sinn nicht bewerkstelligen kann: weil seine Gäste sich vielleicht andere Speisen oder Getränke, Jeder nach seinem Privatsinn, auswählen würden. Er setzt also seine Veranstaltung in der

Mannichfaltigkeit: daß nämlich für Jeden nach seinem Sinn Einiges angetroffen werde; welches eine comparative Allgemeingiltigkeit abgiebt. Von seiner Geschicklichkeit, die Gäste selbst zur wechselseitigen allgemeinen Unterhaltung zu wählen (welche auch wohl Geschmack genannt wird, eigentlich aber Vernunft in ihrer Anwendung auf den Geschmack, und von diesem noch verschieden ist), kann in der gegenwärtigen Frage nicht die Rede sein. Und so hat das Organgefühl durch einen besondern Sinn den Namen für ein ideales, nämlich einer sinnlich-allgemeingiltigen Wahl überhaupt, hergeben können. — Noch sonderbarer ist es: daß die Geschicklichkeit der Erprobung durch den Sinn, ob etwas ein Gegenstand des Genusses, eines und desselben Subjects (nicht ob dessen Wahl allgemeingiltig) sei (sapor), sogar zur Benennung der Weisheit (sapientia) hinaufgeschroben worden; vermuthlich deswegen, weil ein unbedingt nothwendiger Zweck keines Ueberlegens und Versuchens bedarf, sondern unmittelbar gleichsam durch Schmecken des Zuträglichen in die Seele kommt.

§. 66.

Das Erhabene (sublime) ist die ehrfurchterregende Großheit (magnitudo reverenda), dem Umfange oder dem Grade nach, zu dem die Annäherung (um ihm mit seinen Kräften angemessen zu sein) einladend, die Furcht aber, in der Vergleichung mit demselben in seiner eigenen Schätzung zu verschwinden, zugleich abschreckend ist (z. B. der Donner über unserem Haupte, oder ein hohes wildes Gebirge); wobei, wenn man selbst in Sicherheit ist, Sammlung seiner Kräfte, um die Erscheinung zu fassen, und dabei Besorgniß, ihre

Größe nicht erreichen zu können, Verwunderung (ein angenehmes Gefühl durch continuirliche Ueberwindung des Schmerzens) erregt wird.

Das Erhabene ist zwar das Gegengewicht, aber nicht das Widerspiel vom Schönen; weil die Bestrebung und der Versuch, sich zu der Fassung (apprehensio) des Gegenstandes zu erheben, dem Subject ein Gefühl seiner eigenen Größe und Kraft erweckt; aber die Gedankenvorstellung desselben in der Beschreibung oder Darstellung kann und muß immer schön sein. Denn sonst wird die Verwunderung Abschreckung, welche von Bewunderung, als einer Beurtheilung, wobei man des Verwunderns nicht satt wird, sehr unterschieden ist.

Die Großheit, die zweckwidrig ist (magnitudo monstrosa), ist das Ungeheuere. Daher haben die Schriftsteller, welche die weitläufige Größe des russischen Reichs erheben wollten, es schlecht getroffen, daß sie es als ungeheuer betitelten; denn hierin liegt ein Tadel: als ob es, für einen einzigen Beherrscher, zu groß sei. — Abenteuerlich ist ein Mensch, der den Hang hat, sich in Begebenheiten zu verflechten, deren wahre Erzählung einem Roman ähnlich ist.

Das Erhabene ist also zwar nicht ein Gegenstand für den Geschmack, sondern für das Gefühl der Rührung; aber die künstliche Darstellung desselben in der Beschreibung und Bekleidung (bei Nebenwerken, parerga) kann und soll schön sein; weil es sonst wild, rauh und abstoßend und so dem Geschmack zuwider ist.

Der Geschmack enthält eine Tendenz zur äusseren Beförderung der Moralität.

§. 67.

Der Geschmack (gleichsam als formaler Sinn) geht auf Mittheilung seines Gefühls der Lust oder Unlust an Andere und enthält eine Empfänglichkeit, durch diese Mittheilung selbst mit Lust afficirt, ein Wohlgefallen (complacentia) daran gemeinschaftlich mit Anderen (gesellschaftlich) zu empfinden. Nun ist das Wohlgefallen, was nicht bloß als für das empfindende Subject, sondern auch für jeden Anderen, d. i. als allgemeingiltig betrachtet werden kann, weil es Nothwendigkeit (dieses Wohlgefallens), mithin ein Princip desselben a priori enthalten muß, um als ein solches gedacht werden zu können, ein Wohlgefallen an der Uebereinstimmung der Lust des Subjects mit dem Gefühl jedes Anderen, nach einem allgemeinen Gesetz, welches aus der allgemeinen Gesetzgebung des Fühlenden, mithin aus der Vernunft, entspringen muß: d. i. die Wahl nach diesem Wohlgefallen steht der Form nach unter dem Princip der Pflicht. Also hat der ideale Geschmack eine Tendenz zur äußeren Beförderung der Moralität. — Den Menschen für seine gesellschaftliche Lage gesittet zu machen, will zwar nicht ganz so viel sagen, als ihn sittlich-gut (moralisch) zu bilden, aber bereitet doch, durch die Bestrebung in dieser Lage Anderen wohlzugefallen (beliebt oder bewundert zu werden), dazu vor. — Auf diese Weise könnte man den Geschmack Moralität in der äußeren Erscheinung nennen; ob zwar dieser Ausdruck, nach dem Buchstaben genommen, einen Wi-

derspruch enthält; denn Gesittetsein enthält doch den Anschein oder Anstand vom Sittlichguten und selbst einen Grad davon, nämlich die Neigung auch schon in dem Schein desselben einen Werth zu setzen.

§. 68.

Gesittet, wohlanständig, manierlich, geschliffen (mit Abstoßung der Rauhigkeit) zu sein, ist doch nur die negative Bedingung des Geschmacks. Die Vorstellung dieser Eigenschaften in der Einbildungskraft kann eine äußerlich intuitive Vorstellungsart eines Gegenstandes oder seiner eigenen Person mit Geschmack sein, aber nur für zwei Sinne, für das Gehör und Gesicht. Musik und bildende Kunst (Malerei, Bildhauer-, Bau- und Gartenkunst) machen Ansprüche auf Geschmack, als Empfänglichkeit eines Gefühls der Lust für die bloßen Formen äußerer Anschauung, erstere in Ansehung des Gehörs, die andere des Gesichts. Dagegen enthält die discursive Vorstellungsart, durch laute Sprache oder durch Schrift, zwei Künste, darin der Geschmack sich zeigen kann: die Beredsamkeit und Dichtkunst.

Anthropologische Bemerkungen über den Geschmack.

A.

Vom Modegeschmack.

§. 69.

Es ist ein natürlicher Hang des Menschen, in seinem Betragen sich mit einem Bedeutendern (des Kindes mit den Erwachsenen, des Geringeren mit den Vor-

nehmeren) in Vergleichung zu ſtellen und ſeine Weiſe nachzuahmen. Ein Geſetz dieſer Nachahmung, um bloß nicht geringer zu erſcheinen als Andere, und zwar in dem, wobei übrigens auf keinen Nutzen Rückſicht genommen wird, heißt Mode. Dieſe gehört alſo unter den Titel der Eitelkeit, weil in der Abſicht kein innerer Werth iſt; imgleichen der Thorheit, weil dabei doch ein Zwang iſt, ſich durch bloßes Beiſpiel, das uns Viele in der Geſellſchaft geben, knechtiſch leiten zu laſſen. In der Mode ſein, iſt eine Sache des Geſchmacks; der außer der Mode einem vorigen Gebrauch anhängt, heißt altväteriſch; der gar einen Werth darin ſetzt, außer der Mode zu ſein, iſt ein Sonderling. Beſſer iſt es aber doch immer, ein Narr in der Mode als ein Narr außer der Mode zu ſein; wenn man jene Eitelkeit überhaupt mit dieſem harten Namen belegen will: welchen Titel doch die Modeſucht wirklich verdient, wenn ſie jener Eitelkeit wahren Nutzen oder gar Pflichten aufopfert. — Alle Moden ſind ſchon ihrem Begriffe nach veränderliche Lebensweiſen. Denn, wenn das Spiel der Nachahmung fixirt wird, ſo wird dieſe zum Gebrauch; wobei dann auf den Geſchmack gar nicht mehr geſehen wird. Die Neuigkeit iſt es alſo, was die Mode beliebt macht, und erfinderiſch in allerlei äußeren Formen zu ſein, wenn dieſe auch öfters in's Abenteuerliche und zum Theil Häßliche ausarten, gehört zum Ton der Hofleute, vornehmlich der Damen, denen dann Andere begierig nachfolgen, und ſich in niedrigen Ständen noch lange damit ſchleppen, wenn jene ſie ſchon abgelegt haben. — Alſo iſt die Mode eigentlich nicht eine Sache des Geſchmacks (denn ſie kann äußerſt geſchmackwidrig ſein), ſondern der

bloßen Eitelkeit vornehm zu thun, und des Wetteifers einander dadurch zu übertreffen. (Die élégants de la cour ſonſt petits-maîtres genannt, ſind Windbeutel.)

Mit dem wahren, idealen Geſchmack, läßt ſich Pracht, mithin etwas Erhabenes, was zugleich ſchön iſt, verbinden (wie ein prachtvoller beſtirnter Himmel, oder, wenn es nicht zu widrig klingt, eine St. Peterskirche in Rom). Aber Pomp, eine prahleriſche Ausſtellung zur Schau, kann zwar auch mit Geſchmack verbunden werden, aber nicht ohne Weigerung des Letzteren; weil der Pomp für den großen Haufen, der viel Pöbel in ſich faßt, berechnet iſt, deſſen Geſchmack, als ſtumpf, mehr Sinnenempfindung als Beurtheilungsfähigkeit erfordert.

B.

Vom Kunstgeschmack.

Ich ziehe hier nur die redenden Künſte: Beredſamkeit und Dichtkunſt, in Betrachtung, weil dieſe auf eine Stimmung des Gemüths angelegt ſind, wodurch dieſes unmittelbar zur Thätigkeit aufgeweckt wird, und ſo in einer pragmatiſchen Anthropologie, wo man den Menſchen nach dem zu kennen ſucht, was aus ihm zu machen iſt, ihren Platz hat.

Man nennt das durch Ideen belebende Princip des Gemüths Geiſt. — Geſchmack iſt ein bloßes regulatives Beurtheilungsvermögen der Form in der Verbindung des Mannichfaltigen in der Einbildungskraft; Geiſt aber das productive Vermögen der Vernunft, ein Muſter für jene Form a priori der Ein-

bildungskraft unterzulegen. Geist und Geschmack: der erste, um Ideen zu schaffen, der zweite, um sie für die, den Gesetzen der productiven Einbildungskraft angemessene Form, zu beschränken, und so ursprünglich (nicht nachahmend) zu bilden (fingendi). Ein mit Geist und Geschmack abgefaßtes Product kann überhaupt Poesie genannt werden und ist ein Werk der schönen Kunst: es mag den Sinnen vermittelst der Augen oder der Ohren unmittelbar vorgelegt werden, welche auch Dichtkunst (poetica in sensu lato) genannt werden kann: sie mag Maler-, Garten-, Baukunst oder Ton- und Versmacherkunst (poetica in sensu stricto) sein. Dichtkunst aber, im Gegensatz mit der Beredsamkeit, ist von dieser nur der wechselseitigen Unterordnung des Verstandes und der Sinnlichkeit nach unterschieden, so, daß die erstere ein Spiel der Sinnlichkeit durch den Verstand geordnet, die zweite aber ein Geschäft des Verstandes durch Sinnlichkeit belebt, beide aber, der Redner sowohl als der Poet (in weitem Sinne), Dichter sind, und aus sich selbst neue Gestalten (Zusammenstellungen des Sinnlichen) in ihrer Einbildungskraft hervorbringen.*)

*) Die Neuigkeit der Darstellung eines Begriffs ist eine Hauptforderung der schönen Kunst an den Dichter, wenn gleich der Begriff selbst auch nicht neu sein sollte. — Für den Verstand aber (abgesehen vom Geschmack) hat man folgende Ausdrücke für die Vermehrung unserer Kenntnisse durch neue Wahrnehmung. — Etwas entdecken, zuerst wahrnehmen was schon da war, z. B. Amerika, die magnetische, nach den Polen sich richtende Kraft, die Luftelektricität. — Etwas erfinden (was noch nicht da war, zur Wirklichkeit

Weil die Dichtergabe ein Kunstgeschick, und, mit Geschmack verbunden, ein Talent für schöne Kunst ist, die zum Theil auf (obzwar süße, oft auch indirect heilsame) Täuschung ausgeht, so kann es nicht fehlen, daß von ihr nicht großer (oft auch nachtheiliger) Gebrauch im Leben gemacht werde. — Ueber den Charakter des Dichters also, oder auch, über den Einfluß, den sein Geschäft auf ihn und Andere hat, und die Würdigung desselben, verlohnt es wohl einige Fragen und Bemerkungen aufzustellen.

Warum gewinnt unter den schönen (redenden) Künsten die Poesie den Preis über die Beredsamkeit bei eben denselben Zwecken? — Weil sie zugleich Musik (singbar) und Ton, ein für sich allein angenehmer Laut ist, dergleichen die bloße Sprache nicht ist. Selbst die Beredsamkeit borgt von der Poesie einen dem Ton nahe kommenden Laut, den Accent, ohne welchen die Rede der nöthigen dazwischen kommenden Augenblicke der Ruhe und der Belebung entbehrte. Die Poesie gewinnt aber nicht bloß den Preiß über die Beredsamkeit, sondern auch über jede andere schöne Kunst: über die Malerei (wozu die Bildhauerkunst

---

bringen) z. B. den Compas, den Aëroſtat. — Etwas ausfindig machen, das Verlorne durch Nachſuchen wiederfinden. — Erſinnen und ausdenken (z. B. von Werkzeugen für Künſtler, oder Maſchinen). — Erdichten, mit dem Bewußtſein das Unwahre als wahr vorſtellig machen, wie in Romanen, wenn es nur zur Unterhaltung geſchieht. — Eine für Wahrheit ausgegebene Erdichtung aber iſt Lüge.

(— — Turpiter atrum
definit in piscem mulier formosa superne.)
Horat.

gehört) und selbst über die Musik. Denn die letztere ist nur darum schöne (nicht bloß angenehme) Kunst, weil sie der Poesie zum Vehikel dient. Auch giebt es unter den Poeten nicht so viel seichte (zu Geschäften untaugliche) Köpfe, als unter den Tonkünstlern; weil Jene doch auch zum Verstande, Diese aber bloß zu den Sinnen reden. — Ein gutes Gedicht ist das eindringendste Mittel der Belebung des Gemüths. — — Es gilt aber nicht bloß vom Poeten, sondern von jedem Besitzer der schönen Kunst: man müsse dazu geboren sein und könne nicht durch Fleiß und Nachahmung dazu gelangen; imgleichen, daß der Künstler zum Gelingen seiner Arbeit, noch einer ihn anwandelnden glücklichen Laune, gleich als dem Augenblicke einer Eingebung, bedürfe (daher er auch vates genannt wird), weil, was nach Vorschrift und Regeln gemacht wird, geistlos (sclavisch) ausfällt, ein Product der schönen Kunst aber nicht bloß Geschmack, der auf Nachahmung gegründet sein kann, sondern auch Originalität des Gedanken erfordert, die als aus sich selbst belebend, Geist genannt wird. — Der Naturmaler mit dem Pinsel oder der Feder (das letztere sei in Prose oder in Versen) ist nicht der schöne Geist, weil er nur nachahmt; der Ideenmaler ist allein der Meister der schönen Kunst.

Warum versteht man unter dem Poeten gewöhnlich einen Dichter in Versen d. i. in einer Rede, die scandirt (der Musik ähnlich, tactmäßig gesprochen) wird? Weil er, ein Werk der schönen Kunst ankündigend, mit einer Feierlichkeit auftritt, die dem feinsten Geschmack (der Form nach) genügen muß; denn sonst wäre es nicht schön. — Weil diese Feier-

lichkeit aber am meiſten zur ſchönen Vorſtellung des Erhabenen erfordert wird, ſo wird dergleichen affectirte Feierlichkeit ohne Vers (von Hugo Blair) „tollgewordene Proſe" genannt. — Versmacherei iſt anderſeits auch nicht Poeſie, wenn ſie ohne Geiſt iſt.

Warum iſt der Reim in den Verſen der Dichter neuerer Zeiten, wenn er glücklich den Gedanken ſchließt, ein großes Erforderniß des Geſchmacks in unſerem Welttheil? dagegen ein widriger Verſtoß gegen den Vers in Gedichten der alten Zeiten, ſo daß z. B. im Deutſchen reimfreie Verſe wenig gefallen, ein in Reim gebrachter lateiniſcher Virgil aber noch weniger behagen kann? Vermuthlich weil bei den alten claſſiſchen Dichtern die Prosodie beſtimmt war, den neuern Sprachen aber großentheils mangelt, und dann doch das Ohr, durch den Reim, der den Vers gleichtönend mit dem vorigen ſchließt, dafür ſchadlos gehalten wird. In einer proſaiſchen feierlichen Rede wird ein von ungefähr zwiſchen andere Sätze einfallender Reim lächerlich.

Woher ſchreibt ſich die poetiſche Freiheit, die doch dem Redner nicht zuſteht, dann und wann wider die Sprachgeſetze zu verſtoßen? Vermuthlich davon, daß er durch das Geſetz der Form nicht gar zu ſehr beenget werde, einen großen Gedanken auszudrücken.

Warum iſt ein mittelmäßiges Gedicht unleidlich, eine mittelmäßige Rede aber noch wohl erträglich? Die Urſache ſcheint darin zu liegen, daß die Feierlichkeit des Tons in jedem poetiſchen Product große Erwartung erregt und eben dadurch, daß dieſe nicht befriedigt wird, wie gewöhnlich, noch tiefer ſinkt, als

der prosaische Werthe desselben es etwa noch verdienen würde. — Die Endigung eines Gedichts mit einem Verse, der als Sentenz aufbehalten werden kann, wirkt ein Vergnügen im Nachschmacke, und macht dadurch manches Schale wieder gut; gehört also auch zur Kunst des Dichters.

Daß im Alter die poetische Ader vertrocknet, zu einer Zeit, da Wissenschaften dem guten Kopf noch immer gute Gesundheit und Thätigkeit in Geschäften ankündigen, kommt wohl daher: daß Schönheit eine Blüthe, Wissenschaft aber Frucht ist, d. i. die Poesie eine freie Kunst sein muß, welche der Mannichfaltigkeit halber, Leichtigkeit erfordert, im Alter aber dieser leichte Sinn (und das mit Recht) schwindet; weil ferner Gewohnheit, in derselben Bahn der Wissenschaften nur fortzuschreiten, zugleich Leichtigkeit bei sich führt, Poesie also, welche zu jedem ihrer Producte Originalität und Neuigkeit (und hiezu Gewandtheit) erfordert, mit dem Alter nicht wohl zusammenstimmt; außer etwa in Sachen des kaustischen Witzes, in Epigrammen und Xenien, wo sie aber auch mehr Ernst als Spiel ist.

Daß Poeten kein solches Glück machen, als Advocaten und andere Professionsgelehrte, liegt schon in der Anlage des Temperaments, welches überhaupt zum gebornen Poeten erforderlich ist: nämlich, die Sorgen durch das gesellige Spiel mit Gedanken zu verjagen. — Eine Eigenheit aber, die den Charakter betrifft, nämlich die, keinen Charakter zu haben, sondern wetterwendisch, launisch und (ohne Bosheit) unzuverlässig zu sein, sich muthwillig Feinde zu machen, ohne doch eben Jemand zu hassen, und sei-

nen Freund beißend zu bespötteln, ohne ihm wehe thun zu wollen, liegt in einer über die praktische Urtheilskraft herrschenden, zum Theil angebornen, Anlage des verschrobenen Witzes.

Von der Ueppigkeit.

§. 70.

Ueppigkeit (luxus) ist das Uebermaß des gesellschaftlichen Wohllebens mit Geschmack in einem gemeinen Wesen (der also der Wohlfahrt desselben zuwider ist). Jenes Uebermaß, aber ohne Geschmack, ist die öffentliche Schwelgerei (luxuries). — Wenn man beiderlei Wirkungen auf die Wohlfahrt in Betrachtung zieht, so ist Ueppigkeit ein entbehrlicher Aufwand, der arm macht, Schwelgerei aber ein solcher, der krank macht. Die erste ist doch noch mit der fortschreitenden Kultur des Volks (in Kunst und Wissenschaft) vereinbar; die zweite aber überfüllt mit Genuß und bewirkt endlich Ekel. Beide sind mehr prahlerisch (von außen zu glänzen), als selbstgenießend; die erstere durch Eleganz (wie auf Bällen und in Schauspielen) für den idealen Geschmack; die zweite durch Ueberfluß und Mannichfaltigkeit für den Sinn des Schmeckens (den physischen, wie z. B. ein Lordmaireschmaus). — Ob die Regierung befugt sei, beide durch Aufwandsgesetze einzuschränken, ist eine Frage, deren Beantwortung hieher nicht gehört. Die schönen aber sowohl, als die angenehmen Künste, welche das Volk zum Theil schwächen, um es besser regieren zu können, würden mit Eintretung eines rauhen Lakonicisms der Absicht der Regierung gerade zuwider wirken.

Gute Lebensart ist die Angemessenheit des Wohllebens zur Geselligkeit (also mit Geschmack). Man sieht hieraus, daß der Luxus der guten Lebensart Abbruch thut und der Ausdruck „er weiß zu leben," der von einem begüterten oder vornehmen Mann gebraucht wird, bedeutet die Geschicklichkeit seiner Wahl im gesellichen Genuß, der Nüchternheit (Sobrietät) enthält, beiderseitig den Genuß gedeihlich macht, und für die Dauer berechnet ist.

Man sieht hieraus, daß, da Ueppigkeit eigentlich nicht dem häuslichen, sondern nur dem öffentlichen Leben vorgerückt werden kann, das Verhältniß des Staatsbürgers zum gemeinen Wesen, was die Freiheit im Wetteifer betrifft, um in Verschönerung seiner Person oder Sachen (in Festen, Hochzeiten und Leichenbegängnissen und so herab bis zu dem guten Ton des gemeinen Umgangs), dem Nutzen allenfalls vorzugreifen, schwerlich mit Aufwandsverboten beläſtigt werden dürfe; weil sie doch den Vortheil schafft, die Künste zu beleben und so dem gemeinen Wesen die Kosten wieder erstattet, welche ihm ein solcher Aufwand verursacht haben möchte.

Drittes Buch.

Vom Begehrungsvermögen.

§. 71.

Begierde (appetitio) ist die Selbstbestimmung der Kraft eines Subjects durch die Vorstellung von etwas Künftigem, als einer Wirkung derselben. Die habituelle sinnliche Begierde heißt **Neigung**. Das Begehren ohne Kraftanwendung zur Hervorbringung des Objects, ist der **Wunsch**. Dieser kann auf Gegenstände gerichtet sein, zu deren Herbeischaffung das Subject sich selbst unvermögend fühlt, und ist dann ein **leerer** (müßiger) Wunsch. Der leere Wunsch, die Zeit zwischen dem Begehren und Erwerben des Begehrten vernichten zu können, ist **Sehnsucht**. Die in Ansehung des Objects unbestimmte Begierde (appetitio vaga), welche das Subject nur antreibt, aus seinem gegenwärtigen Zustande herauszugehen, ohne zu wissen, in welchen es dann eintreten will, kann der **launische** Wunsch genannt werden (den nichts befriedigt).

Die durch die Vernunft des Subjects schwer oder gar nicht bezwingliche Neigung ist **Leidenschaft**. Dagegen ist das Gefühl einer Lust oder Unlust im gegenwärtigen Zustande, welches im Subject die **Ueberle-**

gung (die Vernunftvorstellung, ob man sich ihm überlassen oder weigern solle) nicht aufkommen läßt, der Affect.

Affecten und Leidenschaften unterworfen zu seyn, ist wohl immer Krankheit des Gemüths; weil Beides die Herrschaft der Vernunft ausschließt. Beide sind auch gleich heftig dem Grade nach; was aber ihre Qualität betrifft: so sind sie wesentlich von einander unterschieden, sowohl in der Vorbeugungs- als in der Heilmethode, die der Seelenarzt dabei anzuwenden hätte.

Von den Affecten in Gegeneinanderstellung derselben mit der Leidenschaft.

§. 72.

Der Affect ist Ueberraschung durch Empfindung, wodurch die Fassung des Gemüths (animus sui compos) aufgehoben wird. Er ist also übereilt, d. i. er wächst geschwinde zu einem Grade des Gefühls, der die Ueberlegung unmöglich macht (ist unbesonnen). — Die Affectlosigkeit, ohne Verminderung der Stärke der Triebfedern zum Handeln, ist das Phlegma im guten Verstande: eine Eigenschaft des wackeren Mannes (animi strenui), sich durch die Stärke jener nicht aus der ruhigen Ueberlegung bringen zu lassen. Was der Affect des Zorns nicht in der Geschwindigkeit thut, das thut er gar nicht; und er vergißt leicht. Die Leidenschaft des Hasses aber nimmt sich Zeit, um sich tief einzuwurzeln und es seinem Gegner zu denken. — Ein Vater, ein Schulmeister, können nicht strafen, wenn sie die Abbitte (nicht die Rechtfertigung) anzuhören nur die Geduld gehabt haben. — Nöthigt Einen, der im Zorn zu euch

in's Zimmer tritt, um euch in heftiger Entrüstung harte Worte zu sagen, höflich, sich zu setzen; wenn es euch hiemit gelingt, so wird sein Schelten schon gelinder; weil die Gemächlichkeit des Sitzens eine Abspannung ist, welche mit den drohenden Gebehrdungen und dem Schreien im Stehen sich nicht wohl vereinigen läßt. Die Leidenschaft hingegen (als zum Begehrungsvermögen gehörige Gemüthsstimmung) läßt sich Zeit, und ist überlegen, so heftig sie auch sein mag, um ihren Zweck zu erreichen. — Der Affect wirkt wie ein Wasser, was den Damm durchbricht; die Leidenschaft wie ein Strom, der sich in seinem Bette immer tiefer eingräbt. Der Affect wirkt auf die Gesundheit, wie ein Schlagfluß; die Leidenschaft wie eine Schwindsucht, oder Abzehrung. — Er ist wie ein Rausch, den man ausschläft, obgleich Kopfweh darauf folgt; die Leidenschaft aber wie eine Krankheit aus verschlucktem Gift oder Verkrüppelung anzusehen, die einen innern oder äußern Seelenarzt bedarf, der doch mehrentheils keine radicale, sondern fast immer nur palliativheilende Mittel zu verschreiben weiß.

Wo viel Affect ist, da ist gemeiniglich wenig Leidenschaft; wie bei den Franzosen, welche durch ihre Lebhaftigkeit veränderlich sind, in Vergleichung mit Italienern und Spaniern (auch Indiern und Chinesen), die in ihrem Groll über Rache brüten, oder in ihrer Liebe bis zum Wahnsinn beharrlich sind. — Affecten sind ehrlich und offen, Leidenschaften dagegen hinterlistig und versteckt. Die Chinesen werfen den Engländern vor, daß sie ungestüm und hitzig wären „wie die Tatarn," diese aber jenen, daß sie ausgemachte (aber gelassene) Betrüger sind, die sich durch diesen Vorwurf

in ihrer Leidenschaft gar nicht irre machen lassen. — — Affect ist wie ein Rausch, der sich ausschläft; Leidenschaft als ein Wahnsinn anzusehen, der über einer Vorstellung brütet, die sich immer tiefer einnistelt. — Wer liebt, kann dabei doch noch sehend bleiben; der sich aber verliebt, wird gegen die Fehler des geliebten Gegenstandes unvermeidlich blind; wiewohl der Letztere acht Tage nach der Hochzeit sein Gesicht wieder zu erlangen pflegt. — Wen der Affect wie ein Raptus anzuwandeln pflegt, der ist, so gutartig jener auch sein mag, doch einem Gestörten ähnlich; weil es ihn aber schnell darauf reuet, so ist es nur ein Paroxysm, den man Unbesonnenheit betitelt. Mancher wünscht wohl sogar, daß er zürnen könne, und Sokrates war im Zweifel, ob es nicht auch manchmal gut wäre zu zürnen; aber den Affect so in seiner Gewalt zu haben, daß man kaltblütig überlegen kann, ob man zürnen solle oder nicht, scheint etwas Widersprechendes zu sein. — Leidenschaft dagegen wünscht sich kein Mensch. Denn wer will sich in Ketten legen lassen, wenn er frei sein kann?

Von den Affecten insbesondere.

A.

Von der Regierung des Gemüths in Ansehung der Affecten.

§. 73.

Das Princip der Apathie: daß nämlich der Weise niemals im Affect, selbst nicht in dem des Mitleids mit

den Uebeln seines besten Freundes, sein müsse, ist ein ganz richtiger und erhabener moralischer Grundsatz der stoischen Schule: denn der Affect macht (mehr oder weniger) blind. — Daß gleichwohl die Natur in uns die Anlage dazu eingepflanzt hat, war Weisheit der Natur, um provisorisch, ehe die Vernunft noch zu der gehörigen Stärke gelangt ist, den Zügel zu führen, nämlich den moralischen Triebfedern zum Guten noch die des pathologischen (sinnlichen) Anreizes, als einstweiliges Surrogat der Vernunft, zur Belebung beizufügen. Denn übrigens ist Affect für sich allein betrachtet jederzeit unklug; er macht sich selbst unfähig, seinen eigenen Zweck zu verfolgen, und es ist also unweise, ihn in sich vorsetzlich entstehen zu lassen. — Gleichwohl kann die Vernunft in Vorstellung des Moralisch-Guten durch Verknüpfung ihrer Ideen mit Anschauungen (Beispielen), die ihnen untergelegt werden, eine Belebung des Willens hervorbringen (in geistlichen oder auch politischen Reden an's Volk, oder auch einsam an sich selbst), und also nicht als Wirkung, sondern als Ursache eines Affects in Ansehung des Guten seelenbelebend sein, wobei diese Vernunft doch immer noch den Zügel führt, und ein Enthusiasm des guten Vorsatzes bewirkt wird, der aber eigentlich zum Begehrungsvermögen und nicht zum Affect, als einem stärkeren sinnlichen Gefühl, gerechnet werden muß. —

Die Naturgabe einer Apathie, bei hinreichender Seelenstärke, ist wie gesagt, das glückliche Phlegma (im moralischen Sinne). Wer damit begabt ist, der ist zwar darum eben noch nicht ein Weiser, hat aber doch die Begünstigung von der Natur, daß es ihm leichter wird, als Anderen, es zu werden.

Ueberhaupt ist es nicht die Stärke eines gewissen Gefühls, welche den Zustand des Affects ausmacht, sondern der Mangel der Ueberlegung, dieses Gefühl mit der Summe aller Gefühle (der Lust oder Unlust) in seinem Zustande zu vergleichen. Der Reiche, welchem sein Bedienter bei einem Feste einen schönen und seltenen gläsernen Pokal im Herumtragen ungeschickter Weise zerbricht, würde diesen Zufall für nichts halten, wenn er in demselben Augenblicke diesen Verlust *eines* Vergnügens mit der Menge *aller* Vergnügen, die ihm sein glücklicher Zustand als eines reichen Mannes darbietet, vergliche. Nun überläßt er sich aber ganz allein diesem einen Gefühl des Schmerzes (ohne jene Berechnung in Gedanken schnell zu machen); kein Wunder also, daß ihm dabei so zu Muthe wird, als ob seine ganze Glückseligkeit verloren wäre.

B.

Von den verschiedenen Affecten selbst.

§. 74.

Das Gefühl, welches das Subject antreibt in dem Zustande, darin es ist, zu *bleiben*, ist *angenehm*; das aber, was antreibt, ihn zu *verlassen*, *unangenehm*. Mit Bewußtsein verbunden, heißt das erstere *Vergnügen* (voluptas), das zweite *Mißvergnügen* (taedium). Als Affect heißt jenes *Freude*, dieses *Traurigkeit*. — *Die ausgelassene Freude* (die durch keine Besorgniß eines Schmerzes gemäßigt wird) und die versinkende Traurigkeit (die

durch keine Hoffnung gelindert wird), der Gram, sind Affecten, die dem Leben drohen. Doch hat man aus den Sterblisten ersehen, daß doch mehr Menschen durch die erstere als durch die letztere das Leben plötzlich verloren haben; weil der Hoffnung, als Affect, durch die unerwartete Eröffnung der Aussicht in ein nicht auszumessendes Glück, das Gemüth sich ganz überläßt und so der Affect, bis zum Ersticken, steigend ist; dagegen dem immer fürchtenden Grame doch natürlicher Weise vom Gemüth auch immer noch widerstritten wird und er also nur langsam tödtend ist.

Der Schreck ist die plötzlich erregte Furcht, welche das Gemüth außer Fassung bringt. Einem Schreck ähnlich ist das Auffallende, was stutzig (noch nicht bestürzt) macht und was das Gemüth erweckt, sich zur Ueberlegung zu sammeln; es ist der Anreiz zur Verwunderung (welche schon Ueberlegung in sich enthält). Erfahrenen widerfährt das nicht so leicht; aber zur Kunst gehört es, das Gewöhnliche von einer Seite, da es auffallend wird, vorzustellen. Der Zorn ist ein Schreck, der zugleich die Kräfte zum Widerstande gegen das Uebel schnell rege macht. Furcht über einen unbestimmtes Uebel drohenden Gegenstand ist Bangigkeit. Es kann einem Bangigkeit anhängen, ohne ein besonderes Object dazu zu wissen: eine Beklommenheit aus bloß subjectiven Ursachen (einem krankhaften Zustande). Scham ist Angst aus der besorgten Verachtung einer gegenwärtigen Person und, als solche, ein Affect. Sonst kann Einer sich auch empfindlich schämen ohne Gegenwart dessen, vor dem er sich schämt; aber dann ist es kein Affect, sondern, wie der Gram, eine Leidenschaft, sich selbst mit Verachtung anhaltend, aber

Ueberhaupt ist es nicht die Stärke eines gewissen Gefühls, welche den Zustand des Affects ausmacht, sondern der Mangel der Ueberlegung, dieses Gefühl mit der Summe aller Gefühle (der Lust oder Unlust) in seinem Zustande zu vergleichen. Der Reiche, welchem sein Bedienter bei einem Feste einen schönen und seltenen gläsernen Pokal im Herumtragen ungeschickter Weise zerbricht, würde diesen Zufall für nichts halten, wenn er in demselben Augenblicke diesen Verlust *eines* Vergnügens mit der Menge *aller* Vergnügen, die ihm sein glücklicher Zustand als eines reichen Mannes darbietet, vergliche. Nun überläßt er sich aber ganz allein diesem einen Gefühl des Schmerzes (ohne jene Berechnung in Gedanken schnell zu machen); kein Wunder also, daß ihm dabei so zu Muthe wird, als ob seine ganze Glückseligkeit verloren wäre.

B.

Von den verschiedenen Affecten selbst.

§. 74.

Das Gefühl, welches das Subject antreibt in dem Zustande, darin es ist, zu *bleiben*, ist *angenehm*; das aber, was antreibt, ihn zu *verlassen*, *unangenehm*. Mit Bewußtsein verbunden, heißt das erstere *Vergnügen* (voluptas), das zweite *Mißvergnügen* (taedium). Als Affect heißt jenes *Freude*, dieses *Traurigkeit*. — *Die ausgelassene Freude* (die durch keine Besorgniß eines Schmerzes gemäßigt wird) und die versinkende Traurigkeit (die

durch keine Hoffnung gelindert wird), der Gram, sind Affecten, die dem Leben drohen. Doch hat man aus den Sterbelisten ersehen, daß doch mehr Menschen durch die erstere als durch die letztere das Leben plötzlich verloren haben; weil der Hoffnung, als Affect, durch die unerwartete Eröffnung der Aussicht in ein nicht auszumessendes Glück, das Gemüth sich ganz überläßt und so der Affect, bis zum Ersticken, steigend ist; dagegen dem immer fürchtenden Grame doch natürlicher Weise vom Gemüth auch immer noch widerstritten wird und er also nur langsam tödtend ist.

Der Schreck ist die plötzlich erregte Furcht, welche das Gemüth außer Fassung bringt. Einem Schreck ähnlich ist das Auffallende, was stutzig (noch nicht bestürzt) macht und was das Gemüth erweckt, sich zur Ueberlegung zu sammeln; es ist der Anreiz zur Verwunderung (welche schon Ueberlegung in sich enthält). Erfahrenen widerfährt das nicht so leicht; aber zur Kunst gehört es, das Gewöhnliche von einer Seite, da es auffallend wird, vorzustellen. Der Zorn ist ein Schreck, der zugleich die Kräfte zum Widerstande gegen das Uebel schnell rege macht. Furcht über einen unbestimmtes Uebel drohenden Gegenstand ist Bangigkeit. Es kann einem Bangigkeit anhängen, ohne ein besonderes Object dazu zu wissen: eine Beklommenheit aus bloß subjectiven Ursachen (einem krankhaften Zustande). Scham ist Angst aus der besorgten Verachtung einer gegenwärtigen Person und, als solche, ein Affect. Sonst kann Einer sich auch empfindlich schämen ohne Gegenwart dessen, vor dem er sich schämt; aber dann ist es kein Affect, sondern, wie der Gram, eine Leidenschaft, sich selbst mit Verachtung anhaltend, aber

vergeblich zu quälen; die Scham dagegen, als Affect, muß plötzlich eintreten.

Affecten sind überhaupt krankhafte Zufälle (Symptomen), und können (nach einer Analogie mit Brow'ns System) in sthenische, aus Stärke, und asthenische, aus Schwäche, eingetheilt werden. Jene sind von der erregenden, dadurch aber oft auch erschöpfenden, diese von einer die Lebenskraft abspannenden, aber oft dadurch auch Erholung vorbereitenden Beschaffenheit. — Lachen mit Affect ist eine convulsivische Fröhlichkeit. Weinen begleitet die schmelzende Empfindung eines ohnmächtigen Zürnens mit dem Schicksal, oder mit andern Menschen, gleich einer von ihnen erlittenen Beleidigung; und diese Empfindung ist Wehmuth. Beide aber, das Lachen und das Weinen, heitern auf; denn es sind Befreiungen von einem Hinderniß der Lebenskraft durch Ergießungen (man kann nämlich auch bis zu Thränen lachen, wenn man bis zur Erschöpfung lacht). Lachen ist männlich, weinen dagegen weiblich (beim Manne weibisch), und nur die Anwandlung zu Thränen und zwar aus großmüthiger, aber ohnmächtiger Theilnehmung am Leiden Anderer, kann dem Mann verziehen werden, dem die Thräne im Auge glänzt, ohne sie in Tropfen fallen zu lassen, noch weniger sie mit Schluchzen zu begleiten und so eine widerwärtige Musik zu machen.

Von der Furchtsamkeit und der Tapferkeit.

§. 75.

Bangigkeit, Angst, Grauen und Entsetzen sind Grade der Furcht, d. i. des Abscheues vor Gefahr. Die

Fassung des Gemüths, die letztere mit Ueberlegung zu übernehmen, ist der Muth; die Stärke des innern Sinnes (Ataraxia), nicht leicht wodurch in Furcht gesetzt zu werden, ist Unerschrockenheit. Der Mangel des ersteren ist Feigheit*), des zweiten Schüchternheit.

Herzhaft ist der, welcher nicht erschrickt; Muth hat der, welcher mit Ueberlegung der Gefahr nicht weicht; tapfer ist der, dessen Muth in Gefahren anhaltend ist. Wagehalsig ist der Leichtsinnige, der sich in Gefahren wagt, weil er sie nicht kennt. Kühn, der sie wagt, ob er sie gleich kennt; tollkühn, der, bei sichtbarer Unmöglichkeit seinen Zweck zu erreichen, sich in die größte Gefahr setzt (wie Karl XII. bei Bender). Die Türken nennen ihre Braven (vielleicht durch Opium) Tolle. — Feigheit ist also ehrlose Verzagtheit.

Erschrockenheit ist nicht eine habituelle Beschaffenheit, leicht in Furcht zu gerathen; denn diese heißt Schüchternheit; sondern bloß ein Zustand und zufällige Disposition, mehrentheils bloß von körperlichen Ursachen abhängend, sich gegen eine plötzlich aufstoßende Gefahr nicht gefaßt genug zu fühlen. Einem Feldherrn, der im Schlafrock ist, indem ihm die unerwartete Annäherung des Feindes angekündigt wird, kann wohl das Blut einen Augenblick in den Herzkammern stocken und an einem gewissen General bemerkte sein Arzt, daß,

*) Das Wort Poltron (von pollex truncatus hergenommen) wurde im späteren Lateinischen mit murcus gegeben, und bedeutete einen Menschen, der sich den Daumen abhackt, um nicht in den Krieg ziehen zu dürfen.

wenn er Säure im Magen hatte, er kleinmüthig und schüchtern war. Herzhaftigkeit aber ist bloß Temperamentseigenschaft. Der Muth dagegen beruht auf Grundsätzen, und ist eine Tugend. Die Vernunft reicht dem entschlossenen Mann alsdann Stärke, die ihm die Natur bisweilen versagt. Das Erschrecken in Gefechten bringt sogar wohlthätige Ausleerungen hervor, welche einen Spott (das Herz nicht am rechten Ort zu haben) sprichwörtlich gemacht haben; man will aber bemerkt haben, daß diejenigen Matrosen, welche, bei dem Aufrufe zum Schlagen, zum Orte ihrer Entledigung eilen, hernach die muthigsten im Gefechte sind. Eben das bemerkt man doch auch an dem Reiher, wenn der Stoßfalk über ihm schwebt und jener sich zum Gefecht gegen ihn anschickt.

Geduld ist demnach nicht Muth. Sie ist eine weibliche Tugend; weil sie nicht Kraft zum Widerstande aufbietet, sondern das Leiden (Dulden) durch Gewohnheit unmerklich zu machen hofft. Der unter dem chirurgischen Messer, oder bei Gicht- und Steinschmerzen schreit, ist darum in diesem Zustande nicht feig oder weichlich; es ist so wie das Fluchen, wenn man im Gehen an einen frei liegenden Straßenstein (mit dem großen Zeh, davon das Wort hallucinari hergenommen) stößt, vielmehr ein Ausbruch des Zorns, in welchem die Natur durch Geschrei das Stocken des Bluts am Herzen zu zerstreuen, bestrebt ist. — Geduld aber von besonderer Art beweisen die Indianer in Amerika, welche, wenn sie umzingelt sind, ihre Waffen wegwerfen, und, ohne um Pardon zu bitten, sich ruhig niedermachen lassen. Ist nun hiebei mehr Muth, als die Europäer zeigen, die sich in diesem Fall bis auf den letzten Mann

wehren? Mir ſcheint es bloß eine barbariſche Eitelkeit zu ſein: ihrem Stamme dadurch die Ehre zu erhalten, daß ihr Feind ſie zu Klagen und Seufzern, als Beweisthümer ihrer Unterwerfung, nicht ſollte zwingen können.

Der Muth als Affect (mithin einerſeits zur Sinnlichkeit gehörend), kann aber auch durch Vernunft erweckt und ſo wahre Tapferkeit (Tugendſtärke) ſein. Sich durch Sticheleien und mit Witz geſchärfte, eben dadurch aber nur deſto gefährlichere, ſpöttiſche Verhöhnungen deſſen, was ehrwürdig iſt, nicht abſchrecken zu laſſen, ſondern ſeinen Gang ſtandhaft zu verfolgen, iſt ein moraliſcher Muth, den Mancher nicht beſitzt, welcher in der Feldſchlacht, oder dem Duell, ſich als einen Braven beweiſet. Es gehört nämlich zur Entſchloſſenheit etwas, was die Pflicht gebietet, ſelbſt auf die Gefahr der Verſpottung von Anderen, zu wagen, ſogar ein hoher Grad von Muth, weil Ehrliebe die beſtändige Begleiterin der Tugend iſt, und der, welcher ſonſt wider Gewalt hinreichend gefaßt iſt, doch der Verhöhnung ſich ſelten gewachſen fühlt, wenn man ihm dieſen Anſpruch auf Ehre mit Hohnlachen verweigert.

Der Anſtand, der einen äußeren Anſchein von Muth giebt, ſich in Vergleichung mit Anderen in der Achtung nichts zu vergeben, heißt Dreiſtigkeit; im Gegenſatz der Blödigkeit, einer Art von Schüchternheit und Beſorgniß, Anderen nicht vortheilhaft in die Augen zu fallen. — Jene kann, als billiges Vertrauen zu ſich ſelbſt, nicht getadelt werden. Diejenige Dreiſtigkeit*) aber im Anſtande, welche Jemanden den

*) Dieſes Wort ſollte eigentlich Dräuſtigkeit (von Dräuen oder Drohen), nicht Dreiſtigkeit geſchrieben werden; weil der

Anſchein giebt, ſich aus dem Urtheil Anderer über ihn nichts zu machen, iſt Dummdreiſtigkeit, Unverſchämtheit; im gemilderten Ausdruck aber Unbeſcheidenheit; dieſe gehört alſo nicht zum Muthe, in der ſittlichen Bedeutung des Worts.

Ob Selbſtmord auch Muth, oder immer nur Verzagtheit vorausſetze, iſt nicht eine moraliſche, ſondern bloß pſychologiſche Frage. Wenn er verübt wird, bloß um ſeine Ehre nicht zu überleben, alſo aus Zorn, ſo ſcheint er Muth; iſt es aber die Erſchöpfung der Geduld im Leiden durch Traurigkeit, welche alle Geduld langſam erſchöpft, ſo iſt es ein Verzagen. Es ſcheint dem Menſchen eine Art von Heroism zu ſein, dem Tode gerade in's Auge zu ſehen und ihn nicht zu fürchten, wenn er das Leben nicht länger lieben kann. Wenn er aber, ob er gleich den Tod fürchtet, doch das Leben auf jede Bedingung zu lieben immer nicht aufhören kann, und ſo eine Gemüthsverwirrung aus Angſt vorhergehen muß, um zum Selbſtmorde zu ſchreiten, ſo ſtirbt er aus Feigheit, weil er die Qualen des Lebens nicht länger ertragen kann. — Die Art der Vollführung des Selbſtmordes giebt dieſen Unterſchied der Gemüthsſtimmung gewiſſermaßen zu erkennen. Wenn das dazu gewählte Mittel plötzlich und ohne mögliche Rettung tödtend iſt; wie z. B. der Piſtolenſchuß oder (wie es ein großer Monarch, auf den Fall, daß er in Ge-

---

Ton, oder auch die Miene eines ſolchen Menſchen Andere beſorgen läßt, er könne auch wohl grob ſein. Eben ſo ſchreibt man liederlich für lüderlich, da doch das erſte einen leichtfertigen, muthwilligen, ſonſt nicht unbrauchbaren und gutmüthigen, das zweite aber einen Verworfenen, jeden Anderen anekelnden Menſchen (vom Wort Luder) bedeutet.

fangenſchaft geriethe, im Kriege bei ſich führte) ein geſchärftes Sublimat, oder tiefes Waſſer und mit Steinen angefüllete Taſchen: ſo kann man dem Selbſtmörder den Muth nicht ſtreiten. Iſt es aber der Strang, der noch von Anderen abgeſchnitten, oder gemeines Gift, das durch den Arzt noch aus dem Körper geſchafft, oder ein Schnitt in den Hals, der wieder zugenäht und geheilt werden kann; bei welchen Attentaten der Selbſtmörder, wenn er noch gerettet wird, gemeiniglich ſelbſt froh wird und es nie mehr verſucht: ſo iſt es feige Verzweiflung aus Schwäche, nicht rüſtige, welche noch Stärke der Gemüthsverfaſſung zu einer ſolchen That erfordert.

Es ſind nicht immer bloß verworfene, nichtswürdige Seelen, die auf ſolche Weiſe der Laſt des Lebens loszuwerden beſchließen; vielmehr hat man von ſolchen, die für wahre Ehre kein Gefühl haben, dergleichen That nicht leicht zu beſorgen. — Indeſſen da ſie doch immer gräßlich bleibt, und der Menſch ſich ſelbſt dadurch zum Scheuſal macht, iſt es doch merkwürdig, daß, in Zeitläufen der öffentlichen und für geſetzmäßig erklärten Ungerechtigkeit eines revolutionären Zuſtandes (z. B. des Wohlfahrtsausſchuſſes der franzöſiſchen Republik), ehrliebende Männer (z. B. Rolland) der Hinrichtung nach dem Geſetz durch Selbſtmord zuvorzukommen geſucht haben, den ſie in einer conſtitutionellen ſelbſt für verwerflich erklärt haben würden. Der Grund davon iſt dieſer. Es liegt in jeder Hinrichtung nach einem *Geſetz* etwas Beſchimpfendes; weil ſie *Strafe* iſt, und wenn jene ungerecht iſt, ſo kann der, welcher das Opfer des Geſetzes wird, dieſe nicht für eine *verdiente* anerkennen. Dieſes aber beweiſet er da-

durch: daß, wenn er dem Tode einmal geweihet worden, er ihn nun lieber wie ein freier Mensch wählt und ihn sich selbst anthut. Daher auch Tyrannen (wie Nero) es für eine Gunstbezeigung ausgaben, zu erlauben, daß der Verurtheilte sich selbst umbrächte; weil es dann mit mehr Ehre geschah. — — Die Moralität aber hievon verlange ich nicht zu vertheidigen.

Der Muth des Kriegers aber ist von dem des Duellanten noch sehr verschieden, wenn gleich das Duell von der Regierung Nachsicht erhält, und gewissermaßen Selbsthilfe wider Beleidigung zur Ehrensache in der Armee gemacht wird, in die sich das Oberhaupt derselben nicht mischt; ohne sie doch durch's Gesetz öffentlich erlaubt zu machen. — Dem Duell durch die Finger zu sehen, ist ein vom Staatsoberhaupt nicht wohl überdachtes schreckliches Princip; denn es giebt auch Nichtswürdige, die ihr Leben auf's Spiel setzen, um Etwas zu gelten, und die, für die Erhaltung des Staats Etwas mit ihrer eigenen Gefahr zu thun, gar nicht gemeint sind.

Tapferkeit ist gesetzmäßiger Muth, in dem, was Pflicht gebietet, selbst den Verlust des Lebens nicht zu scheuen. Die Furchtlosigkeit macht's allein nicht aus, sondern die moralische Untadelhaftigkeit (mens conscia recti) muß damit verbunden sein, wie beim Ritter Bayard (chevalier sans peur et sans reproche).

Von Affecten, die sich selbst in Ansehung ihres Zwecks schwächen.

(Impotentes animi motus.)

§. 76.

Die Affecten des Zorns und der Schâam haben das Eigne, daß sie selbst in Ansehung ihres Zweckes schwächen. Es sind plötzlich erregte Gefühle eines Uebels als Beleidigung, die aber durch ihre Heftigkeit zugleich unvermögend machen, es abzuwehren.

Wer ist mehr zu fürchten: der, welcher im heftigen Zorn erblaßt oder der hiebei erröthet? Der Erstere ist auf der Stelle zu fürchten; der Zweite desto mehr hinter her (der Rachgier halber). Im ersteren Zustande erschrickt der aus der Fassung gebrachte Mensch vor sich selbst, zu einer Heftigkeit im Gebrauche seiner Gewalt hingerissen zu werden, die ihn nachher reuen möchte. Im zweiten geht der Schreck plötzlich in die Furcht über, daß das Bewußtsein seines Unvermögens der Selbstvertheidigung sichtbar werden möchte. — Beide, wenn sie sich durch die behende Fassung des Gemüths Luft machen können, sind der Gesundheit nicht nachtheilig; wo aber nicht, so sind sie theils dem Leben selbst gefährlich, theils, wenn ihr Ausbruch zurückgehalten wird, hinterlassen sie einen Groll, d. i. eine Kränkung darüber, sich gegen Beleidigung nicht mit Anstand genommen zu haben; welche aber vermieden wird, wenn sie nur zu Worten kommen können. So aber sind beide Affecten von der Art, daß sie stumm machen,

und ſich dadurch in einem unvortheilhaften Lichte darſtellen.

Der Jachzorn kann durch innere Disciplin des Gemüths noch wohl abgewendet werden; aber die Schwäche eines überzarten Ehrgefühls in der Scham [redacted] ſich nicht ſo leicht wegkünſteln. Denn, wie Hume ſagt (der ſelbſt mit dieſer Schwäche, — der Blödigkeit öffentlich zu reden, — behaftet war), macht der erſte Verſuch zur Dreiſtigkeit, wenn er fehlſchlägt, nur noch ſchüchterner, und es iſt kein anderes Mittel, als von ſeinem Umgange mit Perſonen, aus deren Urtheil über den Anſtand man ſich wenig macht, anhebend, allmälig von der vermeinten Wichtigkeit des Urtheils Anderer über uns abzukommen und ſich hierin innerlich auf den Fuß der Gleichheit mit ihnen zu ſchätzen. Die Gewohnheit hierin bewirkt die Freimüthigkeit, welche von der Blödigkeit und beleidigenden Dreiſtigkeit gleichweit entfernt iſt.

Wir ſympathiſiren zwar mit der Scham des Anderen, als einem Schmerz, aber nicht mit dem Zorn deſſelben, wenn er uns die Anreizung zu demſelben in dieſem Affect gegenwärtig erzählt; denn vor dem, der in dieſem Zuſtande iſt, iſt der, welcher ſeine Erzählung (von einer erlittenen Beleidigung) anhört, ſelbſt nicht ſicher.

Verwunderung (Verlegenheit ſich in das Unerwartete zu finden) iſt eine das natürliche Gedankenſpiel zuerſt hemmende, mithin unangenehme, dann aber, das Zuſtrömen der Gedanken zu der unerwarteten Vorſtellung deſto mehr befördernde und daher angenehme Erregung des Gefühls; Erſtaunen heißt aber dieſer Affect eigentlich alsdann nur, wenn man dabei gar un-

gewiß wird, ob die Wahrnehmung wachend oder träumend geſchehe. Ein Neuling in der Welt verwundert ſich über Alles; wer aber mit dem Lauf der Dinge durch vielfältige Erfahrung bekannt geworden, macht es ſich zum Grundſatze, ſich über Nichts zu verwundern (nihil admirari). Wer hingegen mit forſchendem Blicke die Ordnung der Natur, in der großen Mannichfaltigkeit derſelben, nachdenkend verfolgt, geräth über eine Weisheit, deren er ſich nicht gewärtig war, in Erſtaunen: eine Bewunderung, von der man ſich nicht losreißen (ſich nicht genug verwundern) kann; welcher Affect aber alsdann nur durch die Vernunft angeregt wird, und eine Art von heiligem Schauer iſt, den Abgrund des Ueberſinnlichen ſich vor ſeinen Füßen eröffnen zu ſehen.

Von den Affecten, durch welche die Natur die Geſundheit mechaniſch befördert.

§. 77.

Durch einige Affecten wird die Geſundheit von der Natur mechaniſch befördert. Dahin gehört vornehmlich das Lachen und das Weinen. Der Zorn, wenn man (doch ohne Widerſtand zu beſorgen) brav ſchelten darf, iſt zwar auch ein ziemlich ſicheres Mittel zur Verdauung, und manche Hausfrau hat keine andere innigliche Motion, als das Ausſchelten der Kinder und des Geſindes, wie dann auch, wenn ſich Kinder und Geſinde nur hiebei geduldig betragen, eine angenehme Müdigkeit der Lebenskraft durch die Maſchine ſich gleichförmig verbreitet; aber ohne Gefahr iſt dieſes Mittel doch auch

nicht wegen des beſorglichen Widerſtandes jener Hausgenoſſen.

Das gutmüthige (nicht hämiſche, mit Bitterkeit verbundene) Lachen iſt dagegen beliebter und gedeihlicher; nämlich das, was man jenem perſiſchen König hätte empfehlen ſollen, der einen Preis für den ausſetzte, „welcher ein neues Vergnügen erfinden würde.“ — Die dabei ſtoßweiſe (gleichſam convulſiviſch) geſchehende Ausathmung der Luft, (von welcher das Nieſen nur ein kleiner, doch auch belebender Effect iſt, wenn ihr Schall unverhalten ertönen darf), ſtärkt durch die heilſame Bewegung des Zwerchfells das Gefühl der Lebenskraft. Es mag nun ein gedungener Poſſenreißer (Harlekin) ſein, der uns zu lachen macht, oder ein zur Geſellſchaft der Freunde gehörender durchtriebener Schalk, der nichts Arges im Sinn zu haben ſcheint, „der es hinter den Ohren hat“ und nicht mitlacht, ſondern mit ſcheinbarer Einfalt eine geſpannte Erwartung (wie eine geſpannte Saite) plötzlich losläßt: ſo iſt das Lachen immer Schwingung der Muskeln, die zur Verdauung gehören, welche dieſes weit beſſer befördert, als es die Weisheit des Arztes thun würde. Auch eine große Albernheit einer fehlgreifenden Urtheilskraft kann — freilich aber auf Koſten des vermeintlich klügern — eben dieſelbe Wirkung thun.*)

*) Beiſpiele vom Letzteren kann man in Menge geben. Ich will aber nur eines anführen, was ich aus dem Munde der verſtorbenen Frau Gräfinn von K—g habe; einer Dame, die die Zierde ihres Geſchlechts war. Bei ihr hatte der Graf Sagramoſo, der damals die Einrichtung des Maltheſerritterordens in Polen (aus der Ordination Oſtrog) zu beſorgen den Auftrag hatte, den Verſuch gemacht und zufäl-

Das Weinen, ein mit Schluchzen geſchehenes (convulſiviſches) Einathmen, wenn es mit Thränenguß verbunden iſt, iſt, als ein ſchmerzlinderndes Mittel, gleichfalls eine Vorſorge der Natur für die Geſundheit, und eine Witwe, die, wie man ſagt, ſich nicht will tröſten laſſen, d. i. die Ergießung der Thränen nicht gehindert wiſſen will, ſorgt, ohne es zu wiſſen oder eigentlich zu wollen, für ihre Geſundheit. Ein Zorn, der in dieſem Zuſtande einträte, würde dieſen Erguß, aber zu ihrem Schaden, bald hemmen; obzwar nicht immer Wehmuth, ſondern auch Zorn Weiber und Kinder in Thränen verſetzen kann. — Denn das Gefühl ſeiner Ohnmacht gegen ein Uebel, bei einem ſtarken Affect (es ſei des Zorns oder der Traurigkeit), ruft die äußern natürlichen Zeichen zum Beiſtande auf, die dann auch (nach dem Recht des Schwächern), eine männliche Seele wenigſtens, entwaffnen. Dieſer Ausdruck der Zärtlichkeit als

---

liger Weiſe war ein aus Königsberg gebürtiger, aber in Hamburg für die Liebhaberei einiger reichen Kaufleute zum Naturalienſammler und Aufſeher dieſer ihrer Cabinetter angenommener Magiſter, der ſeine Verwandten in Preußen beſuchte, hinzugekommen, zu welchem der Graf, um doch etwas mit ihm zu reden, im gebrochenen Deutſch ſprach, „ick abe in Amburg eine Ant geabt (ich habe in Hamburg eine Tante gehabt): aber die iſt mir geſtorben.“ Flugs ergriff der Magiſter das Wort und fragte: „warum ließen Sie ſie nicht abziehen und ausſtopfen?“ Er nahm das engliſche Wort Ant, welches Tante bedeutet, für Ente, und weil er gleich darauf fiel, ſie müſſe ſehr rar geweſen ſein, bedauerte er den großen Schaden. Man kann ſich vorſtellen, welches Lachen dieſes Mißverſtehen erregen mußte.

Schwäche des Geschlechts aber darf den theilnehmenden Mann nicht bis zum Weinen, aber doch wohl bis zur Thräne im Auge rühren; weil er im ersteren Falle sich an seinem eigenen Geschlecht vergreifen und so mit seiner Weiblichkeit dem schwächern Theil nicht zum Schutze dienen, im zweiten aber gegen das andere Geschlecht nicht die Theilnehmung beweisen würde, welche ihm seine Männlichkeit zur Pflicht macht, nämlich dieses in Schutz zu nehmen: wie es der Charakter, den die Ritterbücher dem tapfern Mann zueignen, mit sich bringt, der gerade in dieser Beschützung gesetzt wird.

Warum aber lieben junge Leute mehr das tragische Schauspiel und führen dieses auch lieber auf, wenn sie ihren Aeltern etwa ein Fest geben wollen; Alte aber lieber das Komische, bis zum Burlesken? Die Ursache des Ersteren ist zum Theil eben dieselbe, als die, welche die Kinder treibt, das Gefährliche zu wagen: vermuthlich durch einen Instinct der Natur, um ihre Kräfte zu versuchen, zum Theil aber auch, weil bei dem Leichtsinn der Jugend, von den herzbeklemmenden oder schreckenden Eindrücken, sobald das Stück geendigt ist, keine Schwermuth übrig bleibt, sondern nur eine angenehme Müdigkeit, nach einer starken inneren Motion, welche aufs Neue zur Fröhlichkeit stimmt. Dagegen verwischt sich bei Alten dieser Eindruck nicht so leicht und sie können die Stimmung zum Frohsinn nicht so leicht wieder in sich hervorbringen. Ein Harlekin, der behenden Witz hat, bewirkt durch seine Einfälle eine wohlthätige Erschütterung ihres Zwerchfells und der Eingeweide: wodurch der Appetit für die darauf folgende gesellschaftliche

Abendmahlzeit geschärft und durch Gesprächigkeit gedeihlich wird.

Allgemeine Anmerkung.

Gewisse innere körperliche Gefühle sind mit Affecten *verwandt*, sind es aber doch nicht selbst: weil sie nur augenblicklich, vorübergehend sind und von sich keine Spur hinterlassen; dergleichen das *Gräuseln* ist, welches die Kinder anwandelt, wenn sie von Ammen des Abends Gespenstererzählungen anhören. — Das *Schauern*, gleichsam mit kaltem Wasser Uebergossenwerden (wie beim Regenschauer), gehört auch dahin. Nicht die Wahrnehmung der Gefahr, sondern der bloße Gedanke von Gefahr — obgleich man weiß, daß keine da ist, — bringt diese Empfindung hervor, die, wenn sie bloße Anwandlung, nicht Ausbruch des Schrecks ist, eben nicht unangenehm zu sein scheint.

Der Schwindel und selbst die *Seekrankheit* scheint ihrer Ursache nach in die Klasse solcher idealen Gefahren zu gehören. — Auf einem Bret, was auf der Erde liegt, kann man ohne Wanken fortschreiten; liegt es aber über einem Abgrunde, oder, für den, der nervenschwach ist, auch nur über einem Graben: so wird oft die leere Besorgniß der Gefahr wirklich gefährlich. Das Schwanken eines Schiffs selbst bei gelindem Winde ist ein wechselndes Sinken und Gehobenwerden. Bei dem Sinken ist die Bestrebung der Natur sich zu heben, (weil alles Sinken überhaupt Vorstellung von Gefahr bei sich führt), mithin die Bewegung des Magens und der Eingeweide von unten nach oben zu mit einem Anreiz zum Erbrechen me-

chaniſch verbunden, welcher alsdann noch vergrößert wird, wenn der Patient in der Kajüte zum Fenſter derſelben hinausſchaut und wechſelsweiſe bald den Himmel bald die See in die Augen bekommt, wodurch die Täuſchung eines unter ihm weichenden Sitzes noch mehr gehoben wird.

Ein Acteur, der ſelbſt kalt iſt, übrigens aber nur Verſtand und ſtarkes Vermögen der Einbildungskraft beſitzt, kann durch einen affectirten (gekünſtelten) Affect oft mehr rühren, als durch den wahren. Ein ernſtlich Verliebter iſt in Gegenwart ſeiner Geliebten verlegen, ungeſchickt und wenig einnehmend. Einer aber, der bloß den Verliebten macht und ſonſt Talent hat, kann ſeine Rolle ſo natürlich ſpielen, daß er die arme Betrogene in ſeine Schlingen bringt; gerade darum, weil ſein Herz unbefangen, ſein Kopf klar und er alſo im ganzen Beſitze des freien Gebrauchs ſeiner Geſchicklichkeit und Kräfte iſt, den Schein des Liebenden ſehr natürlich nachzumachen.

Das gutmüthige (offenherzige) Lachen iſt, (als zum Affect der Fröhlichkeit gehörend) geſellig; das hämiſche (Grinſen) feindſelig. Der Zerſtreuete (wie Terraſſon mit der Nachtmütze ſtatt der Perüke auf dem Kopf und dem Hute unter dem Arm, voll von dem Streit über den Vorzug der Alten und der Neuen in Anſehung der Wiſſenſchaften, gravitätiſch einhertretend) giebt oft zum erſteren Anlaß; er wird belacht, darum aber doch nicht ausgelacht. Der nicht unverſtändige Sonderling wird belächelt, ohne daß es ihn was koſtet; er lacht mit. — Ein mechaniſcher (geiſtloſer) Lacher iſt ſchal und macht die Geſellſchaft ſchmacklos. Der darin gar nicht lacht, iſt entweder grämlich oder pedantiſch.

Kinder, vornehmlich Mädchen müssen früh zum freimüthigen ungezwungenen Lächeln gewöhnt werden; denn die Erheiterung der Gesichtszüge hiebei drückt sich nach und nach auch im Innern ab und begründet eine Dispositon zur Fröhlichkeit, Freundlichkeit und Geselligkeit, welche diese Annäherung zur Tugend des Wohlwollens frühzeitig vorbereitet.

Einen in der Gesellschaft zum Stichblatt des Witzes (zum Besten) zu haben, ohne doch stachlicht zu sein (Spott ohne Anzüglichkeit), gegen den der Andere mit dem seinigen zu ähnlicher Erwiederung gerüstet, und so ein fröhliches Lachen in sie zu bringen bereit ist, ist eine gutmüthige und zugleich kultivirende Belebung derselben. Geschieht dieses aber auf Kosten eines Einfaltspinsels, den man, wie einen Ball, dem Anderen zuschlägt, so ist das Lachen, als schadenfroh, wenigstens unfein, und geschieht es an einem Schmarotzer, der sich Schwelgenshalber zum muthwilligen Spiele hingiebt oder zum Narren machen läßt, ein Beweis vom schlechten Geschmack sowohl, als stumpfen moralischen Gefühl derer, die darüber aus vollem Halse lachen können. Die Stelle eines Hofnarren aber, der zur wohlthätigen Erschütterung des Zwerchfells der höchsten Person durch Anstichelung ihrer vornehmen Diener die Mahlzeit durch Lachen würzen soll, ist, wie man es nimmt, über und unter aller Kritik.

Von den Leidenschaften.

§. 78.

Die subjective Möglichkeit der Entstehung einer gewissen Begierde, die vor der Vorstellung ihres

Schwäche des Geschlechts aber darf den theilnehmenden Mann nicht bis zum Weinen, aber doch wohl bis zur Thräne im Auge rühren; weil er im ersteren Falle sich an seinem eigenen Geschlecht vergreifen und so mit seiner Weiblichkeit dem schwächern Theil nicht zum Schutze dienen, im zweiten aber gegen das andere Geschlecht nicht die Theilnehmung beweisen würde, welche ihm seine Männlichkeit zur Pflicht macht, nämlich dieses in Schutz zu nehmen: wie es der Charakter, den die Ritterbücher dem tapfern Mann zueignen, mit sich bringt, der gerade in dieser Beschützung gesetzt wird.

Warum aber lieben junge Leute mehr das tragische Schauspiel und führen dieses auch lieber auf, wenn sie ihren Aeltern etwa ein Fest geben wollen; Alte aber lieber das Komische, bis zum Burlesken? Die Ursache des Ersteren ist zum Theil eben dieselbe, als die, welche die Kinder treibt, das Gefährliche zu wagen: vermuthlich durch einen Instinct der Natur, um ihre Kräfte zu versuchen, zum Theil aber auch, weil bei dem Leichtsinn der Jugend, von den herzbeklemmenden oder schreckenden Eindrücken, sobald das Stück geendigt ist, keine Schwermuth übrig bleibt, sondern nur eine angenehme Müdigkeit, nach einer starken inneren Motion, welche aufs Neue zur Fröhlichkeit stimmt. Dagegen verwischt sich bei Alten dieser Eindruck nicht so leicht und sie können die Stimmung zum Frohsinn nicht so leicht wieder in sich hervorbringen. Ein Harlekin, der behenden Witz hat, bewirkt durch seine Einfälle eine wohlthätige Erschütterung ihres Zwerchfells und der Eingeweide: wodurch der Appetit für die darauf folgende gesellschaftliche

Abendmahlzeit geschärft und durch Gesprächigkeit gedeihlich wird.

Allgemeine Anmerkung.

Gewisse innere körperliche Gefühle sind mit Affecten verwandt, sind es aber doch nicht selbst: weil sie nur augenblicklich, vorübergehend sind und von sich keine Spur hinterlassen; dergleichen das Gräuseln ist, welches die Kinder anwandelt, wenn sie von Ammen des Abends Gespenstererzählungen anhören. — Das Schauern, gleichsam mit kaltem Wasser Uebergossenwerden (wie beim Regenschauer), gehört auch dahin. Nicht die Wahrnehmung der Gefahr, sondern der bloße Gedanke von Gefahr — obgleich man weiß, daß keine da ist, — bringt diese Empfindung hervor, die, wenn sie bloße Anwandlung, nicht Ausbruch des Schrecks ist, eben nicht unangenehm zu sein scheint.

Der Schwindel und selbst die Seekrankheit scheint ihrer Ursache nach in die Klasse solcher idealen Gefahren zu gehören. — Auf einem Bret, was auf der Erde liegt, kann man ohne Wanken fortschreiten; liegt es aber über einem Abgrunde, oder, für den, der nervenschwach ist, auch nur über einem Graben: so wird oft die leere Besorgniß der Gefahr wirklich gefährlich. Das Schwanken eines Schiffs selbst bei gelindem Winde ist ein wechselndes Sinken und Gehobenwerden. Bei dem Sinken ist die Bestrebung der Natur sich zu heben, (weil alles Sinken überhaupt Vorstellung von Gefahr bei sich führt), mithin die Bewegung des Magens und der Eingeweide von unten nach oben zu mit einem Anreiz zum Erbrechen me-

chaniſch verbunden, welcher alsdann noch vergrößert wird, wenn der Patient in der Kajüte zum Fenſter derſelben hinausſchaut und wechſelsweiſe bald den Himmel bald die See in die Augen bekommt, wodurch die Täuſchung eines unter ihm weichenden Sitzes noch mehr gehoben wird.

Ein Acteur, der ſelbſt kalt iſt, übrigens aber nur Verſtand und ſtarkes Vermögen der Einbildungskraft beſitzt, kann durch einen affectirten (gekünſtelten) Affect oft mehr rühren, als durch den wahren. Ein ernſtlich Verliebter iſt in Gegenwart ſeiner Geliebten verlegen, ungeſchickt und wenig einnehmend. Einer aber, der bloß den Verliebten macht und ſonſt Talent hat, kann ſeine Rolle ſo natürlich ſpielen, daß er die arme Betrogene in ſeine Schlingen bringt; gerade darum, weil ſein Herz unbefangen, ſein Kopf klar und er alſo im ganzen Beſitze des freien Gebrauchs ſeiner Geſchicklichkeit und Kräfte iſt, den Schein des Liebenden ſehr natürlich nachzumachen.

Das gutmüthige (offenherzige) Lachen iſt, (als zum Affect der Fröhlichkeit gehörend) geſellig; das hämiſche (Grinſen) feindſelig. Der Zerſtreuete (wie Terraſſon mit der Nachtmütze ſtatt der Perüke auf dem Kopf und dem Hute unter dem Arm, voll von dem Streit über den Vorzug der Alten und der Neuen in Anſehung der Wiſſenſchaften, gravitätiſch einhertretend) giebt oft zum erſteren Anlaß; er wird belacht, darum aber doch nicht ausgelacht. Der nicht unverſtändige Sonderling wird belächelt, ohne daß es ihn was koſtet; er lacht mit. — Ein mechaniſcher (geiſtloſer) Lacher iſt ſchal und macht die Geſellſchaft ſchmacklos. Der darin gar nicht lacht, iſt entweder grämlich oder pedantiſch.

Kinder, vornehmlich Mädchen müſſen früh zum freimüthigen ungezwungenen Lächeln gewöhnt werden; denn die Erheiterung der Geſichtszüge hiebei drückt ſich nach und nach auch im Innern ab und begründet eine Dispoſition zur Fröhlichkeit, Freundlichkeit und Geſelligkeit, welche dieſe Annäherung zur Tugend des Wohlwollens frühzeitig vorbereitet.

Einen in der Geſellſchaft zum Stichblatt des Witzes (zum Beſten) zu haben, ohne doch ſtachlicht zu ſein (Spott ohne Anzüglichkeit), gegen den der Andere mit dem ſeinigen zu ähnlicher Erwiederung gerüſtet, und ſo ein fröhliches Lachen in ſie zu bringen bereit iſt, iſt eine gutmüthige und zugleich kultivirende Belebung derſelben. Geſchieht dieſes aber auf Koſten eines Einfaltspinſels, den man, wie einen Ball, dem Anderen zuſchlägt, ſo iſt das Lachen, als ſchadenfroh, wenigſtens unfein, und geſchieht es an einem Schmarotzer, der ſich Schwelgenshalber zum muthwilligen Spiele hingiebt oder zum Narren machen läßt, ein Beweis vom ſchlechten Geſchmack ſowohl, als ſtumpfen moraliſchen Gefühl derer, die darüber aus vollem Halſe lachen können. Die Stelle eines Hofnarren aber, der zur wohlthätigen Erſchütterung des Zwerchfells der höchſten Perſon durch Anſtichelung ihrer vornehmen Diener die Mahlzeit durch Lachen würzen ſoll, iſt, wie man es nimmt, über und unter aller Kritik.

Von den Leidenſchaften.

§. 78.

Die ſubjective Möglichkeit der Entſtehung einer gewiſſen Begierde, die vor der Vorſtellung ihres

Gegenstandes vorhergeht, ist der Hang (propensio). Die innere Nöthigung des Begehrungsvermögens zur Besitznehmung dieses Gegenstandes, ehe man ihn noch kennt, der Instinkt (wie der Begattungstrieb, oder der Aelterntrieb des Thiers seine Junge zu schützen u. drgl.). — Die dem Subject zur Regel (Gewohnheit) dienende sinnliche Begierde heißt Neigung (inclinatio). — Die Neigung, durch welche die Vernunft verhindert wird, sie, in Ansehung einer gewissen Wahl, mit der Summe aller Neigungen zu vergleichen, ist die Leidenschaft (passio animi).

Man sieht leicht ein, daß Leidenschaften, weil sie sich mit der ruhigsten Ueberlegung zusammenpaaren lassen, mithin nicht unbesonnen sein dürfen, wie der Affect, daher auch nicht stürmisch und vorübergehend, sondern sich einwurzelnd, selbst mit dem Vernünfteln zusammen bestehen können, — der Freiheit den größten Abbruch thun, und wenn der Affect ein Rausch ist, die Leidenschaft eine Krankheit sei, welche alle Arzneimittel verabscheut und daher weit schlimmer ist, als alle jene vorübergehende Gemüthsbewegungen, die doch wenigstens den Vorsatz rege machen, sich zu bessern; statt dessen die letztere eine Bezauberung ist, die auch die Besserung ausschlägt.

Man benennt die Leidenschaft mit dem Worte Sucht (Ehrsucht, Rachsucht, Herrschsucht u. drgl.), außer die der Liebe nicht, in dem Verliebtsein. Die Ursache ist, weil wenn die letztere Begierde (durch den Genuß) befriedigt worden, die Begierde, wenigstens in Ansehung eben derselben Person, zugleich aufhört, mithin man wohl ein leidenschaftliches Verliebtsein (so lange der andere Theil in der Weigerung be-

harrt), aber keine physische Liebe als Leidenschaft, aufführen kann; weil sie in Ansehung des Objects nicht ein beharrliches Princip enthält. Leidenschaft setzt immer eine Maxime des Subjects voraus, nach einem, von der Neigung ihm vorgeschriebenen, Zwecke zu handeln. Sie ist also jederzeit mit der Vernunft desselben verbunden und bloßen Thieren kann man keine Leidenschaften beilegen; so wenig wie reinen Vernunftwesen. Ehrsucht, Rachsucht u. s. w., weil sie nie vollkommen befriedigt sind, werden eben darum unter die Leidenschaften gezählt, als Krankheiten, wider die es nur Palliativmittel giebt.

§. 79.

Leidenschaften sind Krebsschäden für die praktische Vernunft und mehrentheils unheilbar; weil der Kranke nicht geheilt sein will und sich der Herrschaft des Grundsatzes entzieht, durch den dieses allein geschehen könnte. Die Vernunft geht auch im Sinnlichpraktischen vom Allgemeinen zum Besondern nach dem Grundsatze: nicht Einer Neigung zu gefallen die übrigen alle in Schatten oder in den Winkel zu stellen, sondern darauf zu sehen, daß jene mit der Summe aller Neigungen zusammen bestehen könne. — Die Ehrbegierde eines Menschen mag immer eine durch die Vernunft gebilligte Richtung seiner Neigung sein; aber der Ehrbegierige will doch auch von Andern geliebt sein, er bedarf gefälligen Umgang mit Anderen, Erhaltung seines Vermögenzustandes u. drgl. mehr. Ist er nun aber leidenschaftlich-ehrbegierig, so ist er blind für diese Zwecke, wozu ihn doch seine Neigungen gleichfalls einladen, und daß er von Andern ge-

haßt, oder im Umgange geflohen zu werden, oder durch Aufwand zu verarmen Gefahr läuft, — das überſieht er Alles. Es iſt Thorheit (den Theil ſeines Zwecks zum Ganzen zu machen), die der Vernunft, ſelbſt in ihrem formalen Princip, gerade widerſpricht.

Daher ſind Leidenſchaften nicht bloß, wie die Affecten, unglückliche Gemüthsſtimmungen, die mit vielen Uebeln ſchwanger gehen, ſondern auch ohne Ausnahme böſe, und die gutartigſte Begierde, wenn ſie auch auf das geht, was (der Materie nach) zur Tugend z. B. der Wohlthätigkeit gehörte, iſt doch (der Form nach), ſo bald ſie in Leidenſchaft ausſchlägt, nicht bloß pragmatiſch verderblich, ſondern auch moraliſch verwerflich.

Der Affect thut einen augenblicklichen Abbruch an der Freiheit und der Herrſchaft über ſich ſelbſt. Die Leidenſchaft giebt ſie auf und findet ihre Luſt und Befriedigung am Sclavenſinne. Weil indeſſen die Vernunft mit ihrem Aufruf zur inneren Freiheit doch nicht nachläßt, ſo ſeufzt der Unglückliche unter ſeinen Ketten, von denen er ſich gleichwohl nicht losreißen kann: weil ſie gleichſam ſchon mit ſeinen Gliedmaßen verwachſen ſind.

Gleichwohl haben die Leidenſchaften auch ihre Lobredner gefunden (denn wo finden die ſich nicht, wenn einmal Bösartigkeit in Grundſätzen Platz genommen hat?) und es heißt: „daß nie etwas Großes in der Welt ohne heftige Leidenſchaften ausgerichtet worden, und die Vorſehung ſelbſt habe ſie weislich gleich als Springfedern in die menſchliche Natur gepflanzt.“ — Von den mancherlei Neigungen mag man wohl dieſes zugeſtehen, derer, als eines natürlichen und thieri-

ſchen Bedürfniſſes, die lebende Natur (ſelbſt die des Menſchen) nicht entbehren kann. Aber daß ſie Leidenſchaften werden dürften, ja wohl gar ſollten, hat die Vorſehung nicht gewollt und ſie in dieſem Geſichtspunkt vorſtellig zu machen, mag einem Dichter verziehen werden (nämlich mit Pope zu ſagen: „iſt die Vernunft nun ein Magnet, ſo ſind die Leidenſchaften Winde"); aber der Philoſoph darf dieſen Grundſatz nicht an ſich kommen laſſen, ſelbſt nicht um ſie als eine proviſoriſche Veranſtaltung der Vorſehung zu preiſen, welche abſichtlich, ehe das menſchliche Geſchlecht zum gehörigen Grade der Kultur gelangt wäre, ſie in die menſchliche Natur gelegt hätte.

Eintheilung der Leidenſchaften.

Sie werden in die Leidenſchaften der natürlichen (angebornen) und die der aus der Kultur der Menſchen hervorgehenden (erworbenen) Neigung eingetheilt.

Die Leidenſchaften der erſteren Gattung ſind die Freiheits- und Geſchlechtsneigung, beide mit Affect verbunden. Die der zweiten Gattung ſind Ehrſucht, Herrſchſucht und Habſucht, welche nicht mit dem Ungeſtüm eines Affects, ſondern mit der Beharrlichkeit einer auf gewiſſe Zwecke angelegten Maxime verbunden ſind. Jene können erhitzte (passiones ardentes), dieſe, wie der Geiz, kalte Leidenſchaften (frigidae) genannt werden. Alle Leidenſchaften aber ſind immer nur von Menſchen auf Menſchen, nicht auf Sachen, gerichtete Begierden und man kann zu einem fruchtbaren Acker, oder dergleichen Kuh, zwar zur Benutzung derſelben viel Neigung, aber keine Affection (welche in der Neigung zur Ge-

meinschaft mit Anderen besteht) haben; viel weniger eine Leidenschaft.

A.

Von der Freiheitsneigung als Leidenschaft.

§. 80.

Sie ist die heftigste unter allen am Naturmenschen, in einem Zustande, da er es nicht vermeiden kann, mit Anderen in wechselseitige Ansprüche zu kommen.

Wer nur nach eines Anderen Wahl glücklich sein kann, (dieser mag nun so wohlwollend sein, als man immer will,) fühlt sich mit Recht unglücklich. Denn welche Gewährleistung hat er, daß sein mächtiger Nebenmensch in dem Urtheile über das Wohl mit dem seinen zusammenstimmen werde? — Der Wilde (noch nicht an Unterwürfigkeit Gewöhnte) kennt kein größeres Unglück, als in diese zu gerathen und das mit Recht, so lange noch kein öffentliches Gesetz ihn sichert: bis ihn Disciplin allmälig dazu geduldig gemacht hat. Daher sein Zustand des beständigen Krieges, in der Absicht Andere so weit wie möglich von sich entfernt zu halten und in Wüsteneien zerstreut zu leben. Ja das Kind, welches sich nur eben dem mütterlichen Schooße entwunden hat, scheint, zum Unterschiede von allen andern Thieren, bloß deßwegen mit lautem Geschrei in die Welt zu treten, weil es sein Unvermögen, sich seiner Gliedmaßen zu bedienen, für Zwang ansieht und so seinen Anspruch auf Freiheit (wovon kein anderes Thier eine Vorstellung hat) so-

fort ankündigt.*) — Nomadiſche Völker, die, indem ſie (als Hirtenvölker) an keinen Boden geheftet ſind, z. B. die Araber, hängen ſo ſtark an ihrer, obgleich nicht völlig zwangsfreien Lebensart und haben dabei einen ſo hohen Geiſt, mit Verachtung auf die ſich anbauenden Völker herabzuſehen, daß die davon unzertrennliche Mühſeligkeit in Jahrtauſenden ſie davon nicht hat abwendig machen können. Bloße Jagdvölker (Olenni-Tunguſi) haben ſich gar durch dieſes Freiheitsgefühl (von den andern mit ihnen verwandten

*) Lucrez, als Dichter, wendet dieſes in der That merkwürdige Phänomen im Thierreiche anders:

Vagituque locum lugubri complet ut aequom 'st
Quoi tantum'n vita restet transire malorum!

Dieſen Proſpect kann das neugeborne Kind nun wohl nicht haben; aber daß das Gefühl der Unbehaglichkeit in ihm nicht vom körperlichen Schmerz, ſondern von einer dunkeln Idee (oder dieſer analogen Vorſtellung) von Freiheit und der Hinderniß derſelben, dem Unrecht, herrühre, entdeckt ſich durch die, ein paar Monate nach der Geburt, ſich mit ſeinem Geſchrei verbindenden Thränen: welches eine Art von Erbitterung anzeigt, wenn es ſich gewiſſen Gegenſtänden zu nähern, oder überhaupt nur ſeinen Zuſtand zu verändern beſtrebt iſt und daran ſich gehindert fühlt. — Dieſer Trieb, ſeinen Willen zu haben und die Verhinderung daran als eine Beleidigung aufzunehmen, zeichnet ſich durch ſeinen Ton auch beſonders aus und läßt eine Bösartigkeit hervorſcheinen, welche die Mutter zu beſtrafen ſich genöthiget ſieht, aber gewöhnlich durch noch heftigeres Schreien erwiedert wird. Eben daſſelbe geſchieht, wenn es durch ſeine eigene Schuld fällt. Die Jungen anderer Thiere ſpielen, die des Menſchen zanken frühzeitig unter einander und es iſt, als ob ein gewiſſer Rechtsbegriff (der ſich auf die äußere Freiheit bezieht) ſich mit der Thierheit zugleich entwickele und nicht etwa allmälig erlernt werde.

Stämmen getrennt) wirklich veredelt. — So erweckt nicht allein der Freiheitsbegriff unter moralischen Gesetzen einen Affect, der Enthusiasm genannt wird, sondern die bloß sinnliche Vorstellung der äußeren Freiheit erhebt die Neigung darin zu beharren oder sie zu erweitern durch die Analogie mit dem Rechtsbegriffe bis zur heftigen Leidenschaft.

Man nennt bei bloßen Thieren auch die heftigste Neigung (z. B. der Geschlechtsvermischung) nicht Leidenschaft; weil sie keine Vernunft haben, die allein den Begriff der Freiheit begründet und womit die Leidenschaft in Collision kommt; deren Ausbruch also dem Menschen zugerechnet werden kann. — Man sagt zwar von Menschen, daß sie gewisse Dinge leidenschaftlich lieben (den Trunk, das Spiel, die Jagd) oder hassen (z. B. den Biesam, den Brantwein): aber man nennt diese verschiedenen Neigungen oder Abneigungen nicht eben so viel Leidenschaften, weil es nur so viel verschiedene Instincte, d. i. so vielerlei bloß-Leidendes im Begehrungsvermögen sind und daher nicht nach den Objecten des Begehrungsvermögens als Sachen (deren es unzählige giebt), sondern nach dem Princip des Gebrauchs oder Mißbrauchs, den Menschen von ihrer Person und Freiheit unter einander machen, da ein Mensch den Andern bloß zum Mittel seiner Zwecke macht, classificirt zu werden verdienen. — Leidenschaften gehen eigentlich nur auf Menschen und können auch nur durch sie befriedigt werden.

Diese Leidenschaften sind Ehrsucht, Herrschsucht, Habsucht.

Da sie Neigungen sind, welche bloß auf den Besitz der Mittel gehen, um alle Neigungen, welche un-

mittelbar den Zweck betreffen, zu befriedigen, so haben sie in so fern den Anstrich der Vernunft: nämlich der Idee eines mit der Freiheit verbundenen Vermögens, durch welches allein Zwecke überhaupt erreicht werden können, nachzustreben. Der Besitz der Mittel zu beliebigen Absichten reicht allerdings viel weiter, als die auf eine einzelne Neigung und deren Befriedigung gerichtete Neigung. — Sie können auch daher Neigungen des Wahnes genannt werden, welcher darin besteht: die bloße Meinung Anderer vom Werthe der Dinge dem wirklichen Werthe gleich zu schätzen.

B.

Von der Rachbegierde als Leidenschaft.

§. 81.

Da Leidenschaften nur von Menschen auf Menschen gerichtete Neigungen sein können, so fern diese auf, mit einander zusammenstimmende oder einander widerstreitende, Zwecke gerichtet, d. i. Liebe oder Haß sind; der Rechtsbegriff aber, weil er unmittelbar aus dem Begriff der äußern Freiheit hervorgeht, weit wichtiger und den Willen weit stärker bewegender Antrieb ist, als der des Wohlwollens: so ist der Haß aus dem erlittenen Unrecht, d. i. die Rachbegierde, eine Leidenschaft, welche aus der Natur des Menschen unwiderstehlich hervorgeht und, so bösartig sie auch ist, doch die Maxime der Vernunft, vermöge der erlaubten Rechtsbegierde, deren Analogon jene ist, mit der Neigung verflochten und eben dadurch eine der heftigsten und am tiefsten sich einwurzelnden Leidenschaften;

die, wenn sie erloschen zu sein scheint, doch immer noch ingeheim einen Haß, Groll genannt, als ein unter der Asche glimmendes Feuer, überbleiben läßt.

Die Begierde, in einem Zustande mit seinen Mitmenschen und in Verhältniß zu ihnen zu sein, da Jedem das zu Theil werden kann, was das Recht will, ist freilich keine Leidenschaft, sondern ein Bestimmungsgrund der freien Willkür durch reine praktische Vernunft. Aber die Erregbarkeit derselben durch bloße Selbstliebe, d. i. nur zu seinem Vortheil, nicht zum Behufe einer Gesetzgebung für Jedermann, ist sinnlicher Antrieb des Hasses, nicht der Ungerechtigkeit, sondern des gegen uns Ungerechten: welche Neigung (zu verfolgen und zu zerstören), da ihr eine Idee, obzwar freilich selbstsüchtig angewandt, zum Grund liegt, die Rechtsbegierde gegen den Beleidiger in Leidenschaft der Wiedervergeltung verwandelt, die oft bis zum Wahnsinne heftig ist, sich selbst dem Verderben auszusetzen, wenn nur der Feind demselben nicht entrinnt und (in der Blutrache) diesen Haß gar selbst zwischen Völkerschaften erblich zu machen; weil, wie es heißt, das Blut des Beleidigten, aber noch nicht Gerächeten, schreie, bis das unschuldig vergossene Blut wieder durch Blut — sollte es auch das eines seiner unschuldigen Nachkommen sein — abgewaschen wird.

C.

Von der Neigung zum Vermögen, Einfluss überhaupt auf andere Menschen zu haben.

§. 82.

Diese Neigung nähert sich am meisten der technisch-praktischen Vernunft, d. i. der Klugheitsmaxime. —

Denn anderer Menschen Neigungen in seine Gewalt zu bekommen, um sie nach seinen Absichten lenken und bestimmen zu können, ist beinahe eben so viel als im Besitz Anderer, als bloßer Werkzeuge seines Willens, zu sein. Kein Wunder, daß das Streben nach einem solchen Vermögen, auf Andere Einfluß zu haben, Leidenschaft wird.

Dieses Vermögen enthält gleichsam eine dreifache Macht in sich: Ehre, Gewalt und Geld; durch die, wenn man im Besitz derselben ist, man jedem Menschen, wenn nicht durch einen dieser Einflüsse, doch durch den andern beikommen und ihn zu seinen Absichten brauchen kann. — Die Neigungen hiezu, wenn sie Leidenschaften werden, sind Ehrsucht, Herrschsucht und Habsucht. Freilich daß hier der Mensch der Geck (Betrogene) seiner eigenen Neigungen wird und im Gebrauche solcher Mittel seinen Endzweck verfehlt; aber wir reden hier auch nicht von Weisheit, welche gar keine Leidenschaften verstattet, sondern nur von der Klugheit, mit welcher man die Narren handhaben kann.

Die Leidenschaften überhaupt aber, so heftig sie auch immer, als sinnliche Triebfedern, sein mögen, sind doch in Ansehung dessen, was die Vernunft dem Menschen vorschreibt, lauter Schwächen. Daher das Vermögen des gescheuten Mannes, jene zu seinen Absichten zu gebrauchen, verhältnißmäßig desto kleiner sein darf, je größer die Leidenschaft ist, die den andern Menschen beherrscht.

Ehrsucht ist die Schwäche der Menschen, wegen der man auf sie durch ihre Meinung, Herrschsucht durch ihre Furcht und Habsucht durch ihr eigenes Interesse Einfluß haben kann. — Allerwärts ein Sclavensinn, durch den, wenn sich ein Anderer

desselben bemächtigt, er das Vermögen hat, ihn durch seine eigenen Neigungen zu seinen Absichten zu gebrauchen. — Das Bewußtsein aber dieses Vermögens an sich und des Besitzes der Mittel seine Neigungen zu befriedigen, erregt die Leidenschaft mehr noch, als der Gebrauch derselben.

a.

Ehrsucht.

§. 83.

Sie ist nicht Ehrliebe, eine Hochschätzung, die der Mensch von Anderen, wegen seines inneren (moralischen) Werths, erwarten darf, sondern Bestreben nach Ehrenruf, wo es am Schein genug ist. Man darf dem Hochmuth (einem Ansinnen an Andere, sich selbst in Vergleichung mit uns selbst, gering zu schätzen, eine Thorheit, die ihrem eigenen Zweck zuwider handelt) — diesem Hochmuth, sage ich, darf man nur schmeicheln, so hat man durch diese Leidenschaft des Thoren über ihn Gewalt. Schmeichler*), Jaherren, die einem bedeutenden Manne gern das große Wort einräumen, nähren diese ihn schwachmachende Leidenschaft und sind die Verderber der Großen und Mächtigen, die sich diesem Zauber hingeben.

*) Das Wort Schmeichler hat wohl uranfänglich Schmiegler heißen sollen (einen, der sich schmiegt und biegt): um einen einbildetischen Mächtigen, selbst durch seinen Hochmuth, nach Belieben zu leiten; so wie das Wort Heuchler eigentlich sollte es Häuchler geschrieben werden) einen, seine fromme Demuth vor einem vie vermögenden Geistlichen durch in seine Rede gemischte Stoßseufzer vorspiegelnden Betrüger, — hat bedeuten sollen.

Hochmuth ist eine verfehlte, ihrem eigenen Zwekke entgegen handelnde, Ehrbegierde, und kann nicht als ein absichtliches Mittel, andere Menschen (die er von sich abstößt) zu seinen Zwecken zu gebrauchen, angesehen werden; vielmehr ist der Hochmüthige das Instrument der Schelme, Narr genannt. Einsmals fragte mich ein sehr vernünftiger, rechtschaffener Kaufmann: „warum der Hochmüthige jederzeit auch niederträchtig sei" (jener hatte nämlich die Erfahrung gemacht: daß der mit seinem Reichthum, als überlegener Handelsmacht, großthuende, beim nachher eingetretenen Verfall seines Vermögens, sich auch kein Bedenken machte, zu kriechen). Meine Meinung war diese: daß, da der Hochmuth das Ansinnen an einen Anderen ist, sich selbst, in Vergleichung mit jenem, zu verachten; ein solcher Gedanke aber Niemand in den Sinn kommen kann als nur dem, welcher sich selbst zu Niederträchtigkeit bereit fühlt, der Hochmuth an sich schon von der Niederträchtigkeit solcher Menschen ein nie trügendes vorbedeutendes Kennzeichen abgebe.

b.

Herrschsucht.

Diese Leidenschaft ist an sich ungerecht und ihre Aeußerung bringt Alles wider sich auf. Sie fängt aber von der Furcht an, von Andern beherrscht zu werden und ist darauf bedacht, sich bei Zeiten in den Vortheil der Gewalt über sie zu setzen; welches doch ein mißliches und ungerechtes Mittel dazu ist, andere Menschen zu seinen Absichten zu gebrauchen; weil es theils den Widerstand aufruft und unklug, theils der Freiheit unter Gesetzen, worauf Jedermann Anspruch machen kann,

zuwider und ungerecht ist. — Was die mittelbare Beherrschungskunst betrifft, z. B. die des weiblichen Geschlechts durch Liebe, die es dem männlichen gegen sich einflößt, dieses zu seinen Absichten zu brauchen, so ist sie unter jenem Titel nicht mit begriffen; weil sie keine Gewalt bei sich führt, sondern den Unterthänigen durch seine eigene Neigung zu beherrschen und zu fesseln weiß. — Nicht als ob der weibliche Theil unsrer Gattung von der Neigung über den männlichen zu herrschen, frei wäre (wovon gerade das Gegentheil wahr ist), sondern weil es sich nicht desselben Mittels zu dieser Absicht als das männliche bedient, nämlich nicht des Vorzugs der Stärke (als welche hier unter dem Worte herrschen gemeint ist), sondern der Reize, welche eine Neigung des andern Theils, beherrscht zu werden, in sich enthält.

c.

Habsucht.

Geld ist die Losung und, wen Plutus begünstigt, vor dem öffnen sich alle Pforten, die vor dem minder Reichen verschlossen sind. Die Erfindung dieses Mittels, welches sonst keine Brauchbarkeit hat (wenigstens nicht haben darf) als bloß zum Verkehr des Fleißes der Menschen, hiemit aber auch alles Physischguten unter ihnen zu dienen, vornehmlich nachdem es durch Metalle repräsentirt wird, hat eine Habsucht hervorgebracht, die zuletzt, auch ohne Genuß, in dem bloßen Besitze, selbst mit Verzichtthuung (des Geizigen) auf allen Gebrauch, eine Macht enthält, von der man glaubt, daß sie den Mangel jeder anderen zu ersetzen hinreichend sei. Diese ganz geistlose, wenn gleich nicht

immer moraliſch verwerfliche, doch bloß mechaniſch geleitete Leidenſchaft, welche vornehmlich dem Alter (zum Erſatz ſeines natürlichen Unvermögens) anhängt und die jenem allgemeinen Mittel, ſeines großen Einfluſſes halber, auch ſchlechthin den Namen eines Vermögens verſchafft hat, iſt eine ſolche, die, wenn ſie eingetreten iſt, keine Abänderung verſtattet und, wenn die erſte der dreien gehaßt, die zweite gefürchtet, ſie, als die dritte, verachtet macht*).

Von der Neigung des Wahnes als Leidenſchaft.

§. 84.

Unter dem Wahne, als einer Triebfeder der Begierden, verſtehe ich die innere praktiſche Täuſchung, das Subjective in der Bewegurſache für objectiv zu halten. — Die Natur will von Zeit zu Zeit ſtärkere Erregungen der Lebenskraft, um die Thätigkeit des Menſchen aufzufriſchen, damit er nicht im bloßen Genießen das Gefühl des Lebens gar einbüße. Zu dieſem Zwecke hat ſie ſehr weiſe und wohlthätig dem von Natur faulen Menſchen Gegenſtände, ſeiner Einbildung nach, als wirkliche Zwecke (Erwerbungsarten von Ehre, Gewalt und Geld) vorgeſpiegelt, die ihm, der ungern ein Geſchäft unternimmt, doch genug zu ſchaffen machen und mit Nichtsthun viel zu thun geben; wobei

*) Hier iſt die Verachtung im moraliſchen Sinne zu verſtehen; denn im bürgerlichen, wenn es ſich zutrifft, daß, wie Pope ſagt „der Teufel in einem goldenen Regen von funfzig auf hundert dem Wucherer in den Schooß fällt und ſich ſeiner Seele bemächtigt" bewundert vielmehr der große Haufe den Mann, der ſo große Handelsweisheit beweiſet.

das Intereſſe, was er daran nimmt, ein Intereſſe des bloßen Wahnes iſt und die Natur alſo wirklich mit dem Menſchen ſpielt und ihn (das Subject) zu ſeinem Zwecke ſpornt: indeſſen daß dieſer in der Ueberredung ſteht (objectiv), ſich ſelbſt einen eigenen Zweck geſetzt zu haben. — Dieſe Neigungen des Wahnes ſind, gerade darum, weil die Phantaſie dabei Selbſtſchöpferinn iſt, dazu geeignet, um im höchſten Grade leidenſchaftlich zu werden, vornehmlich wenn ſie auf einen Wettſtreit der Menſchen angelegt ſind.

Die Spiele des Knaben im Ballſchlagen, Ringen, Wettrennen, Soldatenſpielen: — weiterhin des Mannes im Schach- und Kartenſpiel (wo in der einen Beſchäftigung der bloße Vorzug des Verſtandes, in der zweiten zugleich der baare Gewinn beabſichtigt wird): endlich des Bürgers, der in öffentlichen Geſellſchaften mit Faro oder Würfeln ſein Glück verſucht, — werden insgeſammt unwiſſentlich von der weiſeren Natur zu Wagſtücken, ihre Kräfte im Streit mit Anderen zu verſuchen, angeſpornt: eigentlich damit die Lebenskraft überhaupt vor dem Ermatten bewahrt und rege erhalten werde. Zwei ſolche Streiter glauben, ſie ſpielen unter ſich; in der That aber ſpielt die Natur mit beiden, wovon ſie die Vernunft klar überzeugen kann, wenn ſie bedenken, wie ſchlecht die von ihnen gewählten Mittel zu ihrem Zwecke paſſen. — Aber das Wohlbefinden während dieſer Erregung, weil es ſich mit (obgleich übelgedeuteten) Ideen des Wahnes verſchwiſtert, iſt eben darum die Urſache eines Hanges zur heftigſten und lange dauernden Leidenſchaft. *)

*) Ein Mann in Hamburg, der ein anſehnliches Vermögen daſelbſt verſpielt hatte, brachte nun ſeine Zeit mit Zuſehen der

Neigungen des Wahnes machen den schwachen Menschen abergläubisch und den Abergläubigen schwach, d. i. geneigt, von Umständen, die keine Naturſachen (etwas zu fürchten oder zu hoffen) ſein können, dennoch intereſſante Wirkungen zu erwarten. Jäger, Fiſcher, auch Spieler (vornehmlich in Lotterien) ſind abergläubiſch und der Wahn, der zu der Täuſchung: das Subjective für objectiv, die Stimmung des inneren Sinnes für Erkenntniß der Sache ſelbſt zu nehmen, verleitet, macht zugleich den Hang zum Aberglauben begreiflich.

Von dem höchsten physischen Gut.

§. 85.

Der größte Sinnengenuß, der gar keine Beimiſchung von Ekel bei ſich führt, iſt, im geſunden Zuſtande, Ruhe nach der Arbeit. — Der Hang zur Ruhe ohne vorhergehende Arbeit in jenem Zuſtande iſt Faulheit. — Doch iſt eine etwas lange Weigerung, wiederum an ſeine Geſchäfte zu gehen, und das ſüße far niente zur Kräftenſammlung darum noch nicht Faulheit; weil man (auch im Spiel) angenehm und doch zugleich nützlich beſchäftigt ſein kann, und auch der Wechſel der Arbeiten, ihrer ſpecifiſchen Beſchaffenheit nach, zugleich ſo vielfältige Erholung iſt: da hingegen an eine ſchwere unvollendet gelaſſene Arbeit wieder zu gehen, ziemliche Entſchloſſenheit erfordert.

Spielenden zu. Ihn fragte ein Anderer, wie ihm zu Muthe wäre, wenn er daran dächte, ein ſolches Vermögen einmal gehabt zu haben. Der Erſtere antwortete: „wenn ich es noch einmal beſäße, ſo wüßte ich doch nicht es auf angenehmere Art anzuwenden.“

Unter den drei Lastern: Faulheit, Feigheit und Falschheit, scheint das Erstere das verächtlichste zu sein. Allein in dieser Beurtheilung kann man dem Menschen oft sehr unrecht thun. Denn die Natur hat auch den Abscheu für anhaltende Arbeit manchem Subject weislich in seinen für ihn sowohl als Andere heilsamen Instinct gelegt; weil dieses etwa keinen langen oder oft wiederholten Kräftenaufwand ohne Erschöpfung vertrug, sondern gewisser Pausen der Erholung bedurfte. Demetrius hätte daher nicht ohne Grund immer auch dieser Unholdinn (der Faulheit) einen Altar bestimmen können; indem, wenn nicht Faulheit noch dazwischen träte, die rastlose Bosheit weit mehr Uebels, als jetzt noch ist, in der Welt verüben würde; wenn nicht Feigheit sich der Menschen erbarmte, der kriegerische Blutdurst die Menschen bald aufreiben würde, und, wäre nicht Falschheit (da nämlich unter vielen, sich zum Complott vereinigenden Bösewichtern in großer Zahl [z. B. in einem Regiment] immer Einer sein wird, der es verräth), bei der angebornen Bösartigkeit der menschlichen Natur ganze Staaten bald gestürzt sein würden.

Die stärksten Antriebe der Natur, welche die Stelle der unsichtbar das menschliche Geschlecht durch eine höhere, das physische Weltbeste allgemein besorgende Vernunft (des Weltregierers) vertreten, ohne daß menschliche Vernunft dazu hinwirken darf, sind Liebe zum Leben, und Liebe zum Geschlecht; die Erstere, um das Individuum, die Zweite, um die Species zu erhalten, da dann durch Vermischung der Geschlechter im Ganzen das Leben unserer mit Vernunft begabten Gattung fortschreitend erhalten wird, ungeachtet diese

absichtlich an ihrer eigenen Zerstörung (durch Kriege) arbeitet; welche doch die immer an Kultur wachsenden vernünftigen Geschöpfe, selbst mitten in Kriegen, nicht hindert, dem Menschengeschlechte in kommenden Jahrhunderten einen Glückseligkeitszustand, der nicht mehr rückgängig sein wird, im Prospect unzweideutig vorzustellen.

Von dem höchsten moralisch-physischen Gut.

§. 86.

Die beiden Arten des Gutes, das physische und moralische, können nicht zusammen gemischt werden; denn so würden sie sich neutralisiren und zum Zwecke der wahren Glückseligkeit gar nicht hinwirken; sondern Neigung zum Wohlleben und zur Tugend im Kampfe mit einander, und Einschränkung des Princips der ersteren durch das der letzteren machen zusammenstoßend den ganzen Zweck des wohlgearteten, einem Theil nach sinnlichen, dem andern aber moralisch intellectuellen Menschen aus; der aber, weil im Gebrauch die Vermischung schwerlich abzuhalten ist, einer Zersezzung durch gegenwirkende Mittel (reagentia) bedarf, um zu wissen, welches die Elemente und die Proposition ihrer Verbindung ist, die, mit einander vereinigt, den Genuß einer gesitteten Glückseligkeit verschaffen können.

Die Denkungsart der Vereinigung des Wohllebens mit der Tugend im Umgange ist die Humanität. Es kommt hier nicht auf den Grad des ersteren an; denn da fordert Einer viel, der Andere wenig, was ihm dazu erforderlich zu sein dünkt, sondern nur auf die Art des Verhältnisses, wie die Neigung zum Ersteren durch das Gesetz des Letzteren eingeschränkt werden soll.

Die Umgänglichkeit iſt auch eine Tugend, aber die Umgangsneigung wird oft zur Leidenſchaft. Wenn aber gar der geſellſchaftliche Genuß, prahleriſch, durch Verſchwendung erhöhet wird, ſo hört dieſe falſche Umgänglichkeit auf, Tugend zu ſein und iſt ein Wohlleben, was der Humanität Abbruch thut.

* * *

Muſik, Tanz und Spiel machen eine ſprachloſe Geſellſchaft aus (denn die wenigen Worte, die zu Letzterem nöthig ſind, begründen keine Converſation, welche wechſelſeitige Mittheilung der Gedanken fordert). Das Spiel, welches, wie man vorgiebt, nur zur Ausfüllung des Leeren der Converſation nach der Tafel dienen ſoll, iſt doch gemeiniglich die Hauptſache: als Erwerbmittel, wobei Affecten ſtark bewegt werden, wo eine gewiſſe Convention des Eigennutzes, einander mit der größten Höflichkeit zu plündern, errichtet, und ein völliger Egoism, ſo lange das Spiel dauert, zum Grundſatze gelegt wird, den Keiner verläugnet; von welcher Converſation, bei aller Kultur, die ſie in ſeinen Manieren bewirken mag, die Vereinigung des geſelligen Wohllebens mit der Tugend, und hiemit die wahre Humanität ſchwerlich ſich wahre Beförderung verſprechen dürfte.

Das Wohlleben, was zu der letzteren noch am beſten zuſammen zu ſtimmen ſcheint, iſt eine gute Mahlzeit in guter (und wenn es ſein kann, auch abwechſelnder) Geſellſchaft; von der Cheſterfield ſagt: daß ſie nicht unter der Zahl der Grazien und auch nicht über die der Muſen ſein müſſe.*)

*) Zehn an einem Tiſche; weil der Wirth, der die Gäſte bedient, ſich nicht mitzählt.

Wenn ich eine Tischgesellschaft aus lauter Männern von Geschmack (ästhetisch vereinigt) nehme,*) so wie sie nicht bloß gemeinschaftlich eine Mahlzeit, sondern einander selbst zu genießen die Absicht haben, (da dann ihre Zahl nicht viel über die Zahl der Grazien betragen kann): so muß diese kleine Tischgesellschaft nicht sowohl die leibliche Befriedigung, — die ein Jeder auch für sich allein haben kann — sondern das gesellige Vergnügen, wozu jene nur das Vehikel zu sein scheinen muß, zur Absicht haben: wo dann jene Zahl eben hinreichend ist, um die Unterredung nicht stocken, oder auch in abgesonderten kleinen Gesellschaften mit dem nächsten Beisitzer sich theilen zu lassen, befürchtet werden darf. Das Letztere ist gar kein Conversationsgeschmack, der immer Kultur bei sich führen muß, wo immer Einer mit Allen (nicht bloß mit seinem Nachbar) spricht: da hingegen die sogenannten festlichen Tractamente (Gelag und Ab-

*) An einer festlichen Tafel, an welcher die Anwesenheit der Dame die Freiheit der Herren von selbst auf's Gesittete einschränkt, ist eine bisweilen sich ereignende plötzliche Stille ein schlimmer, lange Weile drohender Zufall, bei dem Keiner sich getraut, etwas Neues, zur Fortsetzung des Gesprächs Schickliches, hinein zu spielen; weil er es nicht aus der Luft greifen, sondern es aus der Neuigkeit des Tages, die aber interessant sein muß, hernehmen soll. Eine einzige Person, vornehmlich wenn es die Wirthinn des Hauses ist, kann diese Stockung oft allein verhüten und die Conversation im beständigen Gange erhalten; daß sie nämlich, wie in einem Concert, mit allgemeiner und lauter Fröhlichkeit beschließt, und eben dadurch desto gedeihlicher ist; gleich dem Gastmahle des Plato, von dem der Gast sagte: „Deine Mahlzeiten gefallen nicht allein, wenn man sie genießt, sondern auch, so oft man an sie denkt."

fütterung) ganz geschmacklos sind. Es versteht sich hiebei von selbst, daß in allen Tischgesellschaften, selbst denen an einer Wirthstafel, das, was daselbst von einem indiscreten Tischgenossen zum Nachtheil eines Abwesenden öffentlich gesprochen wird, dennoch nicht zum Gebrauch außer dieser Gesellschaft gehöre und nachgeplaudert werden dürfe. Denn ein jedes Symposium hat, auch ohne einen besonderen dazu getroffenen Vertrag, eine gewisse Heiligkeit und Pflicht zur Verschwiegenheit bei sich, in Ansehung dessen, was dem Mitgenossen der Tischgesellschaft nachher Ungelegenheit außer derselben verursachen könnte; weil, ohne dieses Vertrauen, das der moralischen Kultur selbst so zuträgliche Vergnügen in Gesellschaft, und selbst diese Gesellschaft zu genießen, vernichtet werden würde. — Daher würde ich, wenn von meinem besten Freunde in einer so genannten öffentlichen Gesellschaft (denn eigentlich ist eine noch so große Tischgesellschaft immer nur Privatgesellschaft, und nur die staatsbürgerliche überhaupt in der Idee ist öffentlich) — ich würde, sage ich, wenn von ihm etwas Nachtheiliges gesprochen würde, ihn zwar vertheidigen, und allenfalls auf meine eigene Gefahr mit Härte und Bitterkeit des Ausdrucks mich seiner annehmen, mich aber nicht zum Werkzeuge brauchen lassen, diese übele Nachrede zu verbreiten und an den Mann zu tragen, den sie angeht. — Es ist nicht bloß ein geselliger Geschmack, der die Conversation leiten muß, sondern es sind auch Grundsätze, die dem offenen Verkehr der Menschen mit ihren Gedanken im Umgange zur einschränkenden Bedingung ihrer Freiheit dienen sollen.

Hier ist etwas Analogisches im Vertrauen zwischen Menschen, die mit einander an einem Tische speisen,

mit alten Gebräuchen, z. B. des Arabers, bei dem der Fremde, sobald er jenem nur einen Genuß (einen Trunk Wasser) in seinem Zelt hat ablocken können, auch auf seine Sicherheit rechnen kann; oder wenn der russischen Kaiserin Salz und Brot von den aus Moskau ihr entgegenkommenden Deputirten gereicht wurde, und sie durch den Genuß desselben sich auch vor aller Nachstellung durch's Gastrecht gesichert halten konnte. — Das Zusammenspeisen an einem Tische wird aber als die Förmlichkeit eines solchen Vertrags der Sicherheit angesehen.

Allein zu essen (solipsismus convictorii) ist für einen philosophirenden Gelehrten ungesund;*) nicht

*) Denn der philosophirende muß seine Gedanken fortdauernd bei sich herumtragen, um durch vielfältige Versuche ausfindig zu machen, an welche Principien er sie systematisch anknüpfen solle, und die Ideen, weil sie nicht Anschauungen sind, schweben gleichsam in der Luft ihm vor. Der historisch- oder mathematisch-Gelehrte kann sie dagegen vor sich hinstellen, und so sie, mit der Feder in der Hand, allgemeinen Regeln der Vernunft gemäß, doch gleich als Facta, empirisch ordnen, und so, weil das Vorige in gewissen Punkten ausgemacht ist, den folgenden Tag die Arbeit von da fortsetzen, wo er sie gelassen hatte. — Was den Philosophen betrifft, so kann man ihn gar nicht als Arbeiter am Gebäude der Wissenschaften, d. i. nicht als Gelehrten, sondern muß ihn als Weisheitsforscher betrachten. Es ist die bloße Idee von einer Person, die den Endzweck alles Wissens [redacted] praktisch und (zum Behuf desselben) auch theoretisch zum Gegenstande macht, und man kann diesen Namen nicht im Plural, sondern nur im Singular brauchen (der Philosoph urtheilt so oder so); weil er eine bloße Idee bezeichnet, Philosophen aber zu nennen eine Vielheit von dem andeuten würde, was doch absolute Einheit ist.

Restauration, sondern (vornehmlich wenn es gar einsames Schwelgen wird) Exhaustion; erschöpfende Arbeit, nicht belebendes Spiel der Gedanken. Der genießende Mensch, der im Denken während der einsamen Mahlzeit an sich selbst zehrt, verliert allmälig die Munterkeit, die er dagegen gewinnt, wenn ein Tischgenosse ihm durch seine abwechselnde Einfälle neuen Stoff zur Belebung darbietet, welchen er selbst nicht hat ausspüren dürfen.

Bei einer vollen Tafel, wo die Vielheit der Gerichte nur auf das lange Zusammenhalten der Gäste (coenam ducere) abgezweckt ist, geht die Unterredung gewöhnlich durch drei Stufen; 1) Erzählen, 2) Räsonniren und 3) Scherzen. — A. Die Neuigkeiten des Tages, zuerst einheimische, dann auch auswärtige, durch Privatbriefe und Zeitungen eingelaufene. — B. Wenn dieser erste Appetit befriedigt ist, so wird die Gesellschaft schon lebhafter; denn weil beim Vernünfteln Verschiedenheit der Beurtheilung über ein und dasselbe auf die Bahn gebrachte Object schwerlich zu vermeiden ist, und Jeder doch von der seinigen eben nicht die geringste Meinung hat: so erhebt sich ein Streit, der den Appetit für Schüssel und Bouteille rege, und nach dem Maße der Lebhaftigkeit dieses Streits und der Theilnahme an demselben, auch gedeihlich macht. — C. Weil aber das Vernünfteln immer eine Art von Arbeit und Kraftanstrengung ist, diese aber durch einen, während desselben ziemlich reichlichen Genuß, endlich be[illegible] wird: so fällt die Unterredung natürlicher W[illegible] das bloße Spiel des Witzes, zum Theil auch b[illegible] wesenden Frauenzimmern zu gefallen; auf welches die kleinen muthwilligen, aber nicht beschämenden Angriffe auf

ihr Geschlecht die Wirkung thun, sich in ihrem Witz selbst vortheilhaft zu zeigen, und so endigt die Mahlzeit mit Lachen; welches, wenn es laut und gutmüthig ist, die Natur durch Bewegung des Zwerchfells und der Eingeweide ganz eigentlich für den Magen zur Verdauung, als zum körperlichen Wohlbefinden bestimmt hat; indessen, daß die Theilnehmer am Gastmahle, Wunder wie viel! Geisteskultur in einer Absicht der Natur zu finden wähnen. — Eine Tafelmusik bei einem festlichen Schmause großer Herren ist das geschmackloseste Unding, was die Schwelgerei immer ausgesonnen haben mag.

Die Regeln eines geschmackvollen Gastmahls, das die Gesellschaft animirt, sind: a) Wahl eines Stoffs zur Unterredung, der Alle interessirt und immer Jemanden Anlaß giebt, etwas schicklich hinzuzusetzen. b) Keine tödtliche Stille, sondern nur augenblickliche Pause in der Unterredung entstehen zu lassen. c) Den Gegenstand nicht ohne Noth zu variiren und von einer Materie zu einer andern abzuspringen; weil das Gemüth am Ende des Gastmahls wie am Ende eines Drama (dergleichen auch das zurückgelegte ganze Leben des vernünftigen Menschen ist) sich unvermeidlich mit der Rückerinnerung der mancherlei Acte des Gesprächs beschäftigt: wo denn, wenn es keinen Faden des Zusammenhangs herausfinden kann, es sich verwirrt fühlt und in der Kultur nicht fortgeschritten, sondern eher rückgängig geworden zu sein, mit Unwillen inne wird. — Man muß einen Gegenstand, der unterhaltend ist, beinahe erschöpfen, ehe man zu einem anderen übergeht und beim Stocken des Gesprächs etwas anderes damit Verwandtes zum Versuch in die Gesellschaft unbemerkt zu spielen verstehen: so kann ein Einziger in der Gesellschaft

unbemerkt und unbeneidet dieſe Leitung der Geſpräche übernehmen. d) Keine Rechthaberei, weder für ſich noch für die Mitgenoſſen der Geſellſchaft entſtehen oder dauern zu laſſen: vielmehr da dieſe Unterhaltung kein Geſchäft, ſondern nur Spiel ſein ſoll, jene Ernſthaftigkeit durch einen geſchickt angebrachten Scherz abwenden. e) In dem ernſtlichen Streite, der gleichwohl nicht zu vermeiden iſt, ſich ſelbſt und ſeinen Affect ſorgfältig ſo in Disciplin zu erhalten, daß wechſelſeitige Achtung und Wohlwollen immer hervorleuchte; wobei es mehr auf den Ton (der nicht ſchreihälſig oder arrogant ſein muß), als auf den Inhalt des Geſprächs ankommt; damit keiner der Mitgäſte mit dem andern entzweiet aus der Geſellſchaft in die Häuslichkeit zurückkehre.

So unbedeutend dieſe Geſetze der verfeinerten Menſchheit auch ſcheinen mögen, vornehmlich wenn man ſie mit dem Reinmoraliſchen vergleicht, ſo iſt doch Alles, was Geſelligkeit befördert, wenn es auch nur in gefallenden Maximen oder Manieren beſtände, ein die Tugend vortheilhaft kleidendes Gewand, welches der Letzteren auch in ernſthafter Rückſicht zu empfehlen iſt. — Der Purism des Cynikers und die Fleiſchestödtung des Anachoreten, ohne geſellſchaftliches Wohlleben, ſind verzerrte Geſtalten der Tugend und für dieſe nicht einladend; ſondern, von den Grazien verlaſſen, können ſie auf Humanität nicht Anſpruch machen.

Der Anthropologie

Zweiter Theil.

Die anthropologiſche Charakteriſtik.

Von
der Art, das Innere des Menſchen aus dem Aeußren zu erkenneue.

Eintheilung.

1) Der Charakter der Person, 2) der Charakter des Geschlechts, 3) der Charakter des Volks, 4) der Charakter der Gattung.

A.

Der Charackter der Person.

§. 87.

In pragmatischer Rücksicht bedient sich die allgemeine, natürliche (nicht bürgerliche) Zeichenlehre (semiotica universalis) des Worts Charakter in zweifacher Bedeutung, da man theils sagt: ein gewisser Mensch hat diesen oder jenen (physischen) Charakter: theils er hat überhaupt einen Charakter (einen moralischen), der nur ein einziger, oder gar keiner sein kann. Das erste ist das Unterscheidungszeichen des Menschen als eines sinnlichen, oder Naturwesens; das zweite desselben als eines vernünftigen, mit Freiheit begabten Wesens. Der Mann von Grundsätzen, von dem man sicher weiß, wessen man sich, nicht etwa von seinem Instinct, sondern von seinem Willen zu versehen hat, hat einen Character. — Daher kann man in der Charakteristik, ohne Tautologie, in dem, was zu seinem Begehrungsvermögen gehört (practisch ist), das

Charakteristische in a) Naturell oder Naturanlage, b) Temperament oder Sinnesart, und c) Charakter schlechthin, oder Denkungsart, eintheilen. — Die beiden ersteren Anlagen zeigen an, was sich aus dem Menschen machen läßt; die zweite (moralische) was er aus sich selbst zu machen bereit ist.

I.

Von dem Naturell.

Der Mensch hat ein gut Gemüth, bedeutet: er ist nicht störrisch sondern nachgebend; er wird zwar aufgebracht, aber leicht besänftigt und hegt keinen Groll (ist negativ-gut). — Dagegen, um von ihm sagen zu können: „er hat ein gut Herz", ob dieses zwar auch zur Sinnesart gehört, will schon mehr sagen. Es ist ein Antrieb zum Practisch-guten, wenn es gleich nicht nach Grundsätzen verübt wird, so: daß der Gutmüthige und Gutherzige beydes Leute sind, die ein schlauer Gast brauchen kann, wie er will. — Und so geht das Naturell mehr (subjectiv) aufs Gefühl der Lust oder Unlust, wie ein Mensch vom andern afficirt wird (und jenes kann hierinn etwas Charakteristisches haben) als (objectiv) aufs Begehrungsvermögen; wo das Leben sich nicht blos im Gefühl, innerlich, sondern auch in der Thätigkeit, äußerlich, obgleich blos nach Triebfedern der Sinnlichkeit offenbaret. In dieser Beziehung besteht nun das Temperament, welches von einer habituellen (durch Gewohnheit zugezogenen) Disposition noch unterschieden werden muß; weil dieser keine Naturanlage, sondern bloße Gelegenheitsursachen zum Grunde liegen.

II.

Vom Temperament.

Physiologisch betrachtet, versteht man, wenn vom Temperament die Rede ist, die körperliche Constitution (den starken oder schwachen Bau) und Complexion (das Flüssige, durch die Lebenskraft gesetzmäßig bewegliche im Körper; worin die Wärme oder Kälte in Bearbeitung dieser Säfte mit begriffen ist).

Psychologisch aber erwogen, d. i. als Temperament der Seele (Gefühls- und Begehrungsvermögens), werden jene, von der Blutbeschaffenheit entlehnte Ausdrücke nur als nach der Analogie des Spiels der Gefühle und Begierden mit körperlichen bewegenden Ursachen (worunter das Blut die vornehmste ist) vorgestellt.

Da ergiebt sich nun: daß die Temperamente, die wir bloß der Seele beilegen, doch wohl in geheim das Körperliche im Menschen auch zur mitwirkenden Ursache haben mögen: — ferner daß, da sie erstlich die Obereintheilung derselben in Temperamente des Gefühls und der Thätigkeit zulassen, zweitens jede derselben mit Erregbarkeit der Lebenskraft (intensio) oder Abspannung (remissio) derselben, verbunden werden kann, — gerade nur vier einfache Temperamente (wie in den 4 syllogistischen Figuren) durch den (medius terminus) aufgestellt werden können: das sanguinische, das melancholische, das cholerische und das phlegmatische; wodurch dann die alten Formen beibehalten werden können, und nur eine, dem Geist dieser Temperamentenlehre angepaßte, bequemere Deutung erhalten.

Hiebei dient der Ausdruck der Blutbeschaffenheit nicht dazu: die Ursache der Phänomene des sinn-

lich afficirten Menſchen anzugeben, — es ſei nach der Humoral- oder der Nervenpathologie; ſondern ſie nur den beobachteten Wirkungen nach zu claſſificiren; denn man verlangt nicht vorher zu wiſſen, welche chemiſche Blutmiſchung es ſei, die zur Benennung einer gewiſſen Temperamentseigenſchaft berechtige, ſondern welche Gefühle und Neigungen man bei der Beobachtung des Menſchen zuſammenſtellt, um für ihn den Titel einer beſonderen Klaſſe ſchicklich anzugeben.

Die Obereintheilung der Temperamentslehre kann alſo die ſein: in Temperamente des Gefühls und Temperamente der Thätigkeit, und dieſe kann durch Untereintheilung wiederum in zwei Arten zerfallen, die zuſammen die 4 Temperamente geben. — Zu den Temperamenten des Gefühls zähle ich nun das ſanguiniſche, A, und ſein Gegenſtück, das melancholiſche, B. — Das erſtere hat nun die Eigenthümlichkeit, daß die Empfindung ſchnell und ſtark afficirt wird, aber nicht tief eindringt (nicht dauerhaft iſt); dagegen in dem Zweiten die Empfindung weniger auffallend iſt, aber ſich tief einwurzelt. Hierin muß man dieſen Unterſchied der Temperamente des Gefühls, und nicht in den Hang zur Fröhlichkeit oder Traurigkeit ſetzen. Denn der Leichtſinn der Sanguiniſchen disponirt zur Luſtigkeit, der Tiefſinn dagegen, der über einer Empfindung brütet, benimmt dem Frohſinne ſeine leichte Veränderlichkeit, ohne darum eben Traurigkeit zu bewirken. — Weil aber alle Abwechſelung, die man in ſeiner Gewalt hat, das Gemüth überhaupt belebt und ſtärkt, ſo iſt der, welcher Alles, was ihm begegnet auf die leichte Achſel nimmt, wenn gleich nicht weiſer, doch gewiß glücklicher, als der an Empfindungen klebt, die ſeine Lebenskraft ſtarren macht.

I.

Temperamente des Gefühls.

A.

Das sanguinische Temperament des Leichtblütigen.

Der Sanguinische giebt seine Sinnesart an folgenden Aeußerungen zu erkennen. Er ist sorglos und von guter Hoffnung; giebt jedem Dinge für den Augenblick eine große Wichtigkeit, und den folgenden mag er daran nicht weiter denken. Er verspricht ehrlicher Weise, aber hält nicht Wort: weil er nicht vorher tief genug nachgedacht hat, ob er es auch zu halten vermögend sein werde. Er ist gutmüthig genug, Anderen Hülfe zu leisten, ist aber ein schlimmer Schuldner, und verlangt immer Fristen. Er ist ein guter Gesellschafter, scherzhaft, aufgeräumt, mag keinem Dinge gern große Wichtigkeit geben, (Vive la bagatelle!) und hat alle Menschen zu Freunden. Er ist gewöhnlich kein böser Mensch, aber ein schlimm zu bekehrender Sünder, den etwas zwar sehr reuet, der aber diese Reue (die nie ein Gram wird) bald vergißt. Er ermüdet unter Geschäften und ist doch rastlos beschäftigt, in dem, was bloß Spiel ist; weil dieses Abwechselung bei sich führt und das Beharren seine Sache nicht ist.

B.

Das melancholische Temperament des Schwerblütigen.

Der zur Melancholie Gestimmte (nicht der Melancholische; denn das bedeutet einen Zustand, nicht den bloßen Hang zu einem Zustande) giebt allen Dingen, die ihn selbst angehen, eine große Wichtigkeit; findet allerwärts Ursache zu Besorgnissen und richtet seine Aufmerksamkeit zuerst auf die Schwierigkeiten: so wie dagegen der Sanguinische von der Hoffnung des Gelingens anhebt, daher Jener auch tief, so wie Dieser nur oberflächlich denkt. Er verspricht schwerlich; weil ihm das Worthalten theuer, aber das Vermögen dazu bedenklich ist. Nicht, daß dieses Alles aus moralischen Ursachen geschähe, (denn es ist hier von sinnlichen Triebfedern die Rede) sondern weil ihm das Widerspiel Ungelegenheit, und ihn eben darum besorgt, mißtrauisch und bedenklich, dadurch aber auch für den Frohsinn unempfänglich macht. — Uebrigens ist diese Gemüthsstimmung, wenn sie habituell ist, doch der des Menschenfreundes, welche mehr ein Erbtheil des Sanguinischen ist, wenigstens dem Anzeige nach, entgegen; weil der, welcher selbst die Freude entbehren muß, sie schwerlich Anderen gönnen wird.

II.

Temperamente der Thätigkeit.

C.

Das cholerische Temperament des Warmblütigen.

Man sagt von ihm: er ist hitzig; brennt schnell auf, wie Strohfeuer; läßt sich durch Nachgeben des Anderen bald besänftigen, zürnt alsdann, ohne zu hassen und liebt wohl gar den noch desto mehr, der ihm bald nachgegeben hat. — Seine Thätigkeit ist rasch, aber nicht anhaltend. — Er ist geschäftig, aber unterzieht sich selbst ungern den Geschäften, eben darum weil er es nicht anhaltend ist und macht also gern den bloßen Befehlshaber, der sie leitet, aber selbst nicht ausführen will. Daher ist seine herrschende Leidenschaft Ehrbegierde; er hat gern mit öffentlichen Geschäften zu thun und will laut gepriesen sein. Er liebt daher den Schein und den Pomp der Formalitäten; nimmt gern in Schutz und ist dem Scheine nach großmüthig, aber nicht aus Liebe, sondern aus Stolz; denn er liebt sich mehr selbst. — Er hält auf Ordnung und scheint deshalb klüger als er ist. Er ist habsüchtig, um nicht filzig zu sein; ist höflich, aber mit Ceremonie, steif und geschroben im Umgange und hat gern irgend einen Schmeichler, der das Stichblatt seines Witzes ist, leidet mehr Kränkungen durch den Widerstand Anderer gegen seine stol-

unbemerkt und unbeneidet diese Leitung der Gespräche übernehmen. d) Keine Rechthaberei, weder für sich noch für die Mitgenossen der Gesellschaft entstehen oder dauern zu lassen: vielmehr da diese Unterhaltung kein Geschäft, sondern nur Spiel sein soll, jene Ernsthaftigkeit durch einen geschickt angebrachten Scherz abwenden. e) In dem ernstlichen Streite, der gleichwohl nicht zu vermeiden ist, sich selbst und seinen Affect sorgfältig so in Disciplin zu erhalten, daß wechselseitige Achtung und Wohlwollen immer hervorleuchte; wobei es mehr auf den Ton (der nicht schreihälsig oder arrogant sein muß), als auf den Inhalt des Gesprächs ankommt; damit keiner der Mitgäste mit dem andern entzweiet aus der Gesellschaft in die Häuslichkeit zurückkehre.

So unbedeutend diese Gesetze der verfeinerten Menschheit auch scheinen mögen, vornehmlich wenn man sie mit dem Reinmoralischen vergleicht, so ist doch Alles, was Geselligkeit befördert, wenn es auch nur in gefallenden Maximen oder Manieren bestände, ein die Tugend vortheilhaft kleidendes Gewand, welches der Letzteren auch in ernsthafter Rücksicht zu empfehlen ist. — Der Purism des Cynikers und die Fleischestödtung des Anachoreten, ohne gesellschaftliches Wohlleben, sind verzerrte Gestalten der Tugend und für diese nicht einladend; sondern, von den Grazien verlassen, können sie auf Humanität nicht Anspruch machen.

Der Anthropologie

Zweiter Theil.

Die anthropologiſche Charakteriſtik.

Von
der Art, das Innere des Menſchen aus dem Aeußren zu erkenneue.

Eintheilung.

1) Der Charakter der Person, 2) der Charakter des Geschlechts, 3) der Charakter des Volks, 4) der Charakter der Gattung.

A.

Der Charackter der Person.

§. 87.

In pragmatischer Rücksicht bedient sich die allgemeine, natürliche (nicht bürgerliche) Zeichenlehre (semiotica universalis) des Worts Charakter in zweifacher Bedeutung, da man theils sagt: ein gewisser Mensch hat diesen oder jenen (physischen) Charakter: theils er hat überhaupt einen Charakter (einen moralischen), der nur ein einziger, oder gar keiner sein kann. Das erste ist das Unterscheidungszeichen des Menschen als eines sinnlichen, oder Naturwesens; das zweite desselben als eines vernünftigen, mit Freiheit begabten Wesens. Der Mann von Grundsätzen, von dem man sicher weiß, wessen man sich, nicht etwa von seinem Instinct, sondern von seinem Willen zu versehen hat, hat einen Character. — Daher kann man in der Charakteristik, ohne Tautologie, in dem, was zu seinem Begehrungsvermögen gehört (practisch ist), das

Charakteristische in a) Naturell oder Naturanlage, b) Temperament oder Sinnesart, und c) Charakter schlechthin, oder Denkungsart, eintheilen. — Die beiden ersteren Anlagen zeigen an, was sich aus dem Menschen machen läßt; die zweite (moralische) was er aus sich selbst zu machen bereit ist.

I.

Von dem Naturell.

Der Mensch hat ein gut Gemüth, bedeutet: er ist nicht störrisch sondern nachgebend; er wird zwar aufgebracht, aber leicht besänftigt und hegt keinen Groll (ist negativ-gut). — Dagegen, um von ihm sagen zu können: „er hat ein gut Herz", ob dieses zwar auch zur Sinnesart gehört, will schon mehr sagen. Es ist ein Antrieb zum Practisch-guten, wenn es gleich nicht nach Grundsätzen verübt wird, so: daß der Gutmüthige und Gutherzige beydes Leute sind, die ein schlauer Gast brauchen kann, wie er will. — Und so geht das Naturell mehr (subjectiv) aufs Gefühl der Lust oder Unlust, wie ein Mensch vom andern afficirt wird (und jenes kann hierinn etwas Charakteristisches haben) als (objectiv) aufs Begehrungsvermögen; wo das Leben sich nicht blos im Gefühl, innerlich, sondern auch in der Thätigkeit, äußerlich, obgleich blos nach Triebfedern der Sinnlichkeit offenbaret. In dieser Beziehung besteht nun das Temperament, welches von einer habituellen (durch Gewohnheit zugezogenen) Disposition noch unterschieden werden muß; weil dieser keine Naturanlage, sondern bloße Gelegenheitsursachen zum Grunde liegen.

II.

Vom Temperament.

Physiologisch betrachtet, versteht man, wenn vom Temperament die Rede ist, die körperliche Constitution (den starken oder schwachen Bau) und Complexion (das Flüssige, durch die Lebenskraft gesetzmäßig bewegliche im Körper; worin die Wärme oder Kälte in Bearbeitung dieser Säfte mit begriffen ist).

Psychologisch aber erwogen, d. i. als Temperament der Seele (Gefühls- und Begehrungsvermögens), werden jene, von der Blutbeschaffenheit entlehnte Ausdrücke nur als nach der Analogie des Spiels der Gefühle und Begierden mit körperlichen bewegenden Ursachen (worunter das Blut die vornehmste ist) vorgestellt.

Da ergiebt sich nun: daß die Temperamente, die wir bloß der Seele beilegen, doch wohl in geheim das Körperliche im Menschen auch zur mitwirkenden Ursache haben mögen: — ferner daß, da sie erstlich die Obereintheilung derselben in Temperamente des Gefühls und der Thätigkeit zulassen, zweitens jede derselben mit Erregbarkeit der Lebenskraft (intensio) oder Abspannung (remissio) derselben, verbunden werden kann, — gerade nur vier einfache Temperamente (wie in den 4 syllogistischen Figuren) durch den (medius terminus) aufgestellt werden können: das sanguinische, das melancholische, das choleriſche und das phlegmatische; wodurch dann die alten Formen beibehalten werden können, und nur eine, dem Geist dieser Temperamentenlehre angepaßte, bequemere Deutung erhalten.

Hiebei dient der Ausdruck der Blutbeschaffenheit nicht dazu: die Ursache der Phänomene des sinn-

lich afficirten Menſchen anzugeben, — es ſei nach der Humoral- oder der Nervenpathologie; ſondern ſie nur den beobachteten Wirkungen nach zu claſſificiren; denn man verlangt nicht vorher zu wiſſen, welche chemiſche Blutmiſchung es ſei, die zur Benennung einer gewiſſen Temperamentseigenſchaft berechtige, ſondern welche Gefühle und Neigungen man bei der Beobachtung des Menſchen zuſammenſtellt, um für ihn den Titel einer beſonderen Klaſſe ſchicklich anzugeben.

Die Obereintheilung der Temperamentslehre kann alſo die ſein: in Temperamente des Gefühls und Temperamente der Thätigkeit, und dieſe kann durch Untereintheilung wiederum in zwei Arten zerfallen, die zuſammen die 4 Temperamente geben. — Zu den Temperamenten des Gefühls zähle ich nun das ſanguiniſche, A, und ſein Gegenſtück, das melancholiſche, B. — Das erſtere hat nun die Eigenthümlichkeit, daß die Empfindung ſchnell und ſtark afficirt wird, aber nicht tief eindringt (nicht dauerhaft iſt); dagegen in dem Zweiten die Empfindung weniger auffallend iſt, aber ſich tief einwurzelt. Hierin muß man dieſen Unterſchied der Temperamente des Gefühls, und nicht in den Hang zur Fröhlichkeit oder Traurigkeit ſetzen. Denn der Leichtſinn der Sanguiniſchen disponirt zur Luſtigkeit, der Tiefſinn dagegen, der über einer Empfindung brütet, benimmt dem Frohſinne ſeine leichte Veränderlichkeit, ohne darum eben Traurigkeit zu bewirken. — Weil aber alle Abwechſelung, die man in ſeiner Gewalt hat, das Gemüth überhaupt belebt und ſtärkt, ſo iſt der, welcher Alles, was ihm begegnet auf die leichte Achſel nimmt, wenn gleich nicht weiſer, doch gewiß glücklicher, als der an Empfindungen klebt, die ſeine Lebenskraft ſtarren macht.

I.

Temperamente des Gefühls.

A.

Das sanguinische Temperament des Leichtblütigen.

Der Sanguinische giebt seine Sinnesart an folgenden Aeußerungen zu erkennen. Er ist sorglos und von guter Hoffnung; giebt jedem Dinge für den Augenblick eine große Wichtigkeit, und den folgenden mag er daran nicht weiter denken. Er verspricht ehrlicher Weise, aber hält nicht Wort: weil er nicht vorher tief genug nachgedacht hat, ob er es auch zu halten vermögend sein werde. Er ist gutmüthig genug, Anderen Hülfe zu leisten, ist aber ein schlimmer Schuldner, und verlangt immer Fristen. Er ist ein guter Gesellschafter, scherzhaft, aufgeräumt, mag keinem Dinge gern große Wichtigkeit geben, (Vive la bagatelle!) und hat alle Menschen zu Freunden. Er ist gewöhnlich kein böser Mensch, aber ein schlimm zu bekehrender Sünder, den etwas zwar sehr reuet, der aber diese Reue (die nie ein Gram wird) bald vergißt. Er ermüdet unter Geschäften und ist doch rastlos beschäftigt, in dem, was bloß Spiel ist; weil dieses Abwechselung bei sich führt und das Beharren seine Sache nicht ist.

B.

Das melancholische Temperament des Schwerblütigen.

Der zur Melancholie Gestimmte (nicht der Melancholische; denn das bedeutet einen Zustand, nicht den bloßen Hang zu einem Zustande) giebt allen Dingen, die ihn selbst angehen, eine große Wichtigkeit; findet allerwärts Ursache zu Besorgnissen und richtet seine Aufmerksamkeit zuerst auf die Schwierigkeiten: so wie dagegen der Sanguinische von der Hoffnung des Gelingens anhebt, daher Jener auch tief, so wie Dieser nur oberflächlich denkt. Er verspricht schwerlich; weil ihm das Worthalten theuer, aber das Vermögen dazu bedenklich ist. Nicht, daß dieses Alles aus moralischen Ursachen geschähe, (denn es ist hier von sinnlichen Triebfedern die Rede) sondern weil ihm das Widerspiel Ungelegenheit, und ihn eben darum besorgt, mißtrauisch und bedenklich, dadurch aber auch für den Frohsinn unempfänglich macht. — Uebrigens ist diese Gemüthsstimmung, wenn sie habituell ist, doch der des Menschenfreundes, welche mehr ein Erbtheil des Sanguinischen ist, wenigstens dem Anreize nach, entgegen; weil der, welcher selbst die Freude entbehren muß, sie schwerlich Anderen gönnen wird.

II.

Temperamente der Thätigkeit.

C.

Das cholerische Temperament des Warmblütigen.

Man sagt von ihm: er ist hitzig; brennt schnell auf, wie Strohfeuer; läßt sich durch Nachgeben des Anderen bald besänftigen, zürnt alsdann, ohne zu hassen und liebt wohl gar den noch desto mehr, der ihm bald nachgegeben hat. — Seine Thätigkeit ist rasch, aber nicht anhaltend. — Er ist geschäftig, aber unterzieht sich selbst ungern den Geschäften, eben darum weil er es nicht anhaltend ist und macht also gern den bloßen Befehlshaber, der sie leitet, aber selbst nicht ausführen will. Daher ist seine herrschende Leidenschaft Ehrbegierde; er hat gern mit öffentlichen Geschäften zu thun und will laut gepriesen sein. Er liebt daher den Schein und den Pomp der Formalitäten; nimmt gern in Schutz und ist dem Scheine nach großmüthig, aber nicht aus Liebe, sondern aus Stolz; denn er liebt sich mehr selbst. — Er hält auf Ordnung und scheint deshalb klüger als er ist. Er ist habsüchtig, um nicht filzig zu sein; ist höflich, aber mit Ceremonie, steif und geschroben im Umgange und hat gern irgend einen Schmeichler, der das Stichblatt seines Witzes ist, leidet mehr Kränkungen durch den Widerstand Anderer gegen seine stol-

zen Anmaßungen, als je der Geizige durch seine habsüchtigen; weil ein Bißchen kaustischen Witzes ihm den Nimbus seiner Wichtigkeit ganz wegbläst; indessen daß der Geizige doch durch den Gewinn dafür schadlos gehalten wird. — — Mit Einem Wort, das cholerische Temperament ist unter allen am wenigsten glücklich, weil es am meisten den Widerstand gegen sich aufruft.

D.

Das phlegmatische Temperament des Kaltblütigen.

Phlegma bedeutet Affectlosigkeit, nicht Trägheit (Lebloſigkeit), und man darf den Mann, der viel Phlegma hat, darum sofort nicht einen Phlegmatiker, oder ihn phlegmatisch nennen, und ihn unter diesem Titel in die Klasse der Faullenzer setzen.

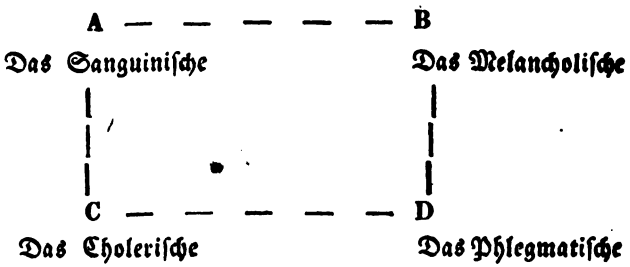
Phlegma, als Schwäche, ist Hang zur Unthätigkeit, sich durch selbst starke Triebfedern zu Geschäften nicht bewegen zu lassen. Die Unempfindlichkeit dafür ist willkürliche Unnützlichkeit und die Neigungen gehen nur auf Sättigung und Schlaf.

Phlegma, als Stärke, ist dagegen die Eigenschaft: nicht leicht oder rasch, aber, wenn gleich langsam, doch anhaltend bewegt zu werden. — Der, welcher eine gute Dosis von Phlegma in seiner Mischung hat, wird langsam warm, aber er behält die Wärme länger. Er geräth nicht leicht in Zorn, sondern bedenkt sich erst, ob er nicht zürnen solle; wenn andrerseits der Cholerische rasend werden möchte, daß

er den festen Mann nicht aus seiner Kaltblütigkeit bringen kann.

Mit einer ganz gewöhnlichen Dosis der Vernunft, aber zugleich diesem Phlegma, von der Natur ausgestattet, ohne zu glänzen und doch von Grundsätzen, nicht vom Instinct, ausgehend, hat der Kaltblütige Nichts zu bereuen. Sein glückliches Temperament vertritt bei ihm die Stelle der Weisheit und man nennt ihn, selbst im gemeinen Leben, oft den Philosophen. Durch dieses ist er Anderen überlegen, ohne ihre Eitelkeit zu kränken. Man nennt ihn auch oft durchtrieben; denn alle auf ihn losgeschnellete Ballisten und Katapulten prallen von ihm als einem Wollsacke ab. Er ist ein verträglicher Ehemann, und weiß sich die Herrschaft über Frau und Verwandte zu verschaffen, indessen daß er scheint Allen zu Willen zu sein, weil er durch seinen unbiegsamen, aber überlegten Willen den ihrigen zu dem seinen umzustimmen versteht; wie Körper, welche mit kleiner Masse und großer Geschwindigkeit den Stoß ausüben, durchbohren; mit weniger Geschwindigkeit aber und größerer Masse das ihnen entgegenstehende Hinderniß mit sich fortführen, ohne es zu zertrümmern.

Wenn ein Temperament die Beigesellung eines andern sein soll — wie das gemeiniglich geglaubt wird — z. B.



ſo widerſtehen ſie entweder einander, oder ſie neutraliſiren ſich. Das Erſtere geſchieht, wenn das ſanguiniſche mit dem melancholiſchen, imgleichen wenn das choleriſche mit dem phlegmatiſchen in einem und demſelben Subject als vereinigt gedacht werden will: denn ſie (A und B imgleichen C und D) ſtehen gegen einander im Widerſpruch. — Das Zweite, nämlich die Neutraliſirung würde in der (gleichſam chemiſchen) Miſchung des ſanguiniſchen mit dem choleriſchen, und des melancholiſchen mit dem phlegmatiſchen (A und C imgleichen B und D) geſchehen. Denn die guthmüthige Fröhlichkeit kann nicht in demſelben Act mit dem abſchreckenden Zorn zuſammenſchmelzend gedacht werden, eben ſo wenig wie die Pein des Selbſtquälers mit der zufriedenen Ruhe des ſich ſelbſt genugſamen Gemüths. — Soll aber einer dieſer zwei Zuſtände in demſelben Subject mit dem andern wechſeln; ſo giebt das bloße Launen, aber kein beſtimmtes Temperament ab.

Alſo giebt es keine zuſammengeſetzte Temperamente; z. B. ein ſanguiniſch-choleriſches (welches die Windbeutel alle haben wollen, indem ſie alsdann gnädige, aber doch auch ſtrenge Herren zu ſein, vorgaukeln), ſondern es ſind in Allem deren nur vier,

und jede derselben einfach, und man weiß nicht, was aus dem Menschen gemacht werden soll, der sich ein gemischtes zueignet.

Frohsinn und Leichtsinn, Tiefsinn und Wahnsinn, Hochsinn und Starrsinn, endlich Kaltsinn und Schwachsinn sind nur als Wirkungen des Temperaments in Beziehung auf ihre Ursache unterschieden.*)

III.

Vom Charakter,

als der

Denkungsart.

Von einem Menschen schlechthin sagen zu können: „er hat einen Charakter," heißt sehr viel von ihm, nicht allein gesagt, sondern auch gerühmt; denn

---

*) Welchen Einfluß die Verschiedenheit des Temperaments auf die öffentlichen Geschäfte, oder umgekehrt diese (durch die Wirkung den die gewohnte Uebung in diesem auf jenen) hat, will man dann auch, theils durch Erfahrung, theils auch mit Beihülfe der muthmaßlichen Gelegenheitsursachen erklügelt haben. So heißt es z. B.

In der Religion ist der Choleriker orthodox.
der Sanguinische Freigeist
der Melanch. Schwärmer
der Phleg. Indifferentist. —

Allein das sind so hingeworfene Urtheile, die für die Charakteristik so viel gelten, als scurrilischer Witz ihnen einräumt (valent quantum possunt).

das ist eine Seltenheit, die Hochachtung gegen ihn und Bewunderung erregt.

Wenn man unter dieser Benennung überhaupt das versteht, wessen man sich zu ihm sicher zu versehen hat, es mag Gutes oder Schlimmes sein, pflegt man dazu zu setzen: er hat dieſen oder jenen Charakter und dann bezeichnet der Ausdruck die Sinnesart. — Einen Charakter aber schlechthin zu haben, bedeutet diejenige Eigenschaft des Willens, nach welcher das Subject sich selbst an bestimmte praktische Principien bindet, die er sich durch seine eigene Vernunft unabänderlich vorgeschrieben hat. Ob nun zwar diese Grundsätze auch bisweilen falsch und fehlerhaft sein dürften, so hat doch das Formelle des Wollens überhaupt, nach festen Grundsätzen zu handeln, (nicht wie in einem Mückenschwarm bald hiehin bald dahin abzuspringen) etwas Schätzbares und Bewundernswürdiges in sich; wie es denn auch etwas Seltenes ist.

Es kommt hiebei nicht auf das an, was die Natur aus dem Menschen, sondern was dieser aus sich ſelbſt macht; denn das Erstere gehört zum Temperament (wobei das Subject großentheils passiv ist) und nur das Letztere giebt zu erkennen, daß er einen Charakter habe.

Alle andere gute und nutzbare Eigenschaften desselben haben einen Preis, sich gegen andere, die eben so viel Nutzen schaffen, austauschen zu lassen; das Talent einen Marktpreis, denn der Landes- oder Gutsherr kann einen solchen Menschen auf allerlei Art brauchen; — das Temperament einen Affectionspreis; man kann sich mit ihm gut unterhalten, er ist ein angenehmer Gesellschafter; —

aber — der Charakter hat einen inneren Werth*) und ist über allen Preis erhaben.

Von den Eigenschaften, die blos daraus folgen, daß der Mensch einen Charakter hat oder ohne Charakter ist.

1) Der Nachahmer (im Sittlichen) ist ohne Charakter; denn dieser besteht eben in der Originali-

*) Ein Seefahrer hörte in einer Gesellschaft dem Streite zu, den Gelehrte über den Rang unter sich, nach ihren Fakultäten, führten. Er entschied ihn auf seine Art, nämlich: wie viel ihm wohl ein Mensch, den er gekapert hätte, beim Verkauf auf dem Markt in Algier einbringen würde. Den Theologen und Juristen kann dort kein Mensch brauchen; aber der Arzt versteht ein Handwerk und kann für baar gelten. — König Jakob I von England wurde von der Amme, die ihn gesäugt hatte, gebeten: er möchte doch ihren Sohn zum Gentleman, (feinem Mann) machen. Jakob antwortete: das kann ich nicht; Ich kann ihn wohl zum Grafen, aber zum Gentleman muß er sich selbst machen. — Diogenes (der Cyniker) ward (wie die vorgebliche Geschichte lautet) auf einer Seereise bei der Insel Creta weggekapert und auf dem Markte bei einem öffentlichen Sclavenverkauf ausgeboten. Was kannst du, was verstehst du? fragte ihn der Mäkler, der ihn auf eine Erhöhung gestellt hatte. „Ich verstehe zu regieren, antwortete der Philosoph, und du suche mir einen Käufer, der einen Herren nöthig hat.“ Der Kaufmann, über dieses seltsame Ansinnen in sich selbst gekehrt, schlug zu in diesem seltsamen Handel; indem er seinen Sohn dem Letzteren zur Bildung übergab, aus ihm zu machen, was er wollte, selbst aber einige Jahre in Asien Handlung trieb und dann seinen vorher ungeschlachten Sohn in einen geschickten, wohlgesitteten, tugendhaften Menschen umgebildet, zurück erhielt. — — So ungefähr kann man die Gradation des Menschenwerths schätzen.

tät der Denkungsart. Er ſchöpft aus einer von ihm ſelbſt geöffneten Quelle ſeines Verhaltens. Darum aber darf der Vernunftmenſch doch auch nicht Sonderling ſein; ja er wird es niemals ſein, weil er ſich auf Principien fußt, die für Jedermann gelten. Jener iſt der Nachäffer des Mannes, der einen Charakter hat. Die Gutartigkeit aus Temperament iſt ein Gemälde aus Waſſerfarben und kein Charakterzug; dieſer aber in Carricatur gezeichnet, iſt ein frevelhafter Spott über den Mann von wahrem Charakter getrieben; weil er das Böſe, was einmal zum öffentlichen Gebrauch (zur Mode) geworden, nicht mitmacht und ſo als ein Sonderling dargeſtellt wird.

2) Die Bösartigkeit, als Temperamentsanlage, iſt doch weniger ſchlimm, als die Gutartigkeit der letzteren ohne Charakter; denn durch den Letzteren kann man über die Erſtere die Oberhand gewinnen. — Selbſt ein Menſch von böſem Charakter (wie Sylla), wenn er gleich durch die Gewaltthätigkeit ſeiner feſten Maximen Abſcheu erregt, iſt doch zugleich ein Gegenſtand der Bewunderung: wie Seelenſtärke überhaupt in Vergleichung mit Seelengüte, welche freilich beide in dem Subject vereinigt angetroffen werden müſſen, um das herauszubringen, was mehr Ideal, als in der Wirklichkeit iſt, nämlich: zum Titel der Seelengröße berechtigt zu ſein.

3) Der ſteife unbiegſame Sinn bey einem gefaßten Vorſatz (wie etwa an Karl XII) iſt zwar eine dem Charakter ſehr günſtige Naturanlage, aber noch nicht ein beſtimmter Charakter überhaupt. Den dazu werden Maximen erfordert, die aus der Vernunft und moraliſch-praktiſchen Principien hervorgehen. Daher kann man nicht füglich ſagen: die Bosheit dieſes Menſchen iſt eine

Charaktereigenschaft desselben; denn alsdann wäre sie teuflisch; der Mensch aber billigt das Böse in sich nie und so giebt es eigentlich keine Bosheit aus Grundsätzen, sondern nur aus Verlassung derselben. — — Man thut also am besten, wenn man die Grundsätze, welche den Charakter betreffen, negativ vorträgt. Sie sind:

* * *

a. Nicht vorsetzlich unwahr zu reden; daher auch behutsam zu sprechen, damit man nicht den Schimpf des Widerrufens auf sich ziehe.

b. Nicht heucheln: vor den Augen gut gesinnt scheinen, hinter dem Rücken aber feindselig sein.

c. Sein (erlaubtes) Versprechen nicht brechen; wozu auch gehört: selbst das Andenken einer Freundschaft, die nun gebrochen ist, noch zu ehren, und die ehemalige Vertraulichkeit und Offenherzigkeit des Anderen nicht nachher zu mißbrauchen.

d. Sich nicht mit schlechtdenkenden Menschen in einen Geschmacksumgang einzulassen und des noscitur ex socio etc. eingedenk, den Umgang nur auf Geschäfte einzuschränken.

e. Sich an die Nachrede aus dem seichten und boshaften Urtheil Anderer nicht zu kehren; denn das Gegentheil verräth schon Schwäche; wie auch die Furcht des Verstoßes wider die Mode, welche ein flüchtiges, veränderliches Ding ist, zu mäßigen, und wenn sie denn schon einige Wichtigkeit des Einflusses bekommen hat, ihr Gebot wenigstens nicht auf die Sittlichkeit auszudehnen.

Der Mensch, der sich eines Charakters in seiner Denkungsart bewußt ist, hat ihn nicht von der Natur, son-

dern muß ihn jederzeit erworben haben. Man kann auch annehmen: daß die Gründung desselben, gleich einer Art der Wiedergeburt, eine gewisse Feierlichkeit der Angelobung, die er sich selbst thut, sie und den Zeitpunkt, da diese Umwandlung in ihm vorging, gleich einer neuen Epoche, ihm unvergeßlich mache. — Erziehung, Beispiele und Belehrung können diese Festigkeit und Beharrlichkeit in Grundsätzen überhaupt nicht nach und nach, sondern nur gleichsam durch eine Explosion, die auf den Ueberdruß am schwankenden Zustande des Instinkts auf einmal erfolgt, bewirken. Vielleicht werden nur wenige sein, die diese Revolution vor dem 30sten Jahre versucht, und noch Wenigere, die sich vor dem 40sten fest gegründet haben. — Fragmentarisch ein besserer Mensch werden zu wollen, ist ein vergeblicher Versuch; denn der eine Eindruck erlischt, während dessen man an einem anderen arbeitet; die Gründung eines Charakters aber ist, absolute Einheit des inneren Princips des Lebenswandels überhaupt. — Auch sagt man: daß Poeten keinen Charakter haben, z. B. ihre besten Freunde zu beleidigen, ehe sie einen witzigen Einfall aufgäben; oder daß er bei Hofleuten, die sich in alle Formen fügen müssen, gar nicht zu suchen sei, und daß es bei Geistlichen, die dem Herrn des Himmels, zugleich aber auch den Herrn der Erde in einerlei Stimmung den Hof machen, mit der Festigkeit des Charakters nur mißlich bestellt sei, daß also einen inneren (moralischen) Charakter zu haben, wohl nur ein frommer Wunsch sei und bleiben werde. Vielleicht aber sind wohl gar die Philosophen daran schuld: dadurch daß sie diesen Begriff noch nie abgesondert in ein genugsam helles Licht gesetzt und die Tugend nur in Bruchstücken, aber nie

ganz in ihrer schönen Gestalt vorstellig und für alle Menschen interessant zu machen gesucht haben.

Mit Einem Worte: Wahrhaftigkeit im Inneren des Geständnisses vor sich selbst und zugleich im Betragen gegen jeden Anderen sich zur obersten Maxime gemacht, ist der einzige Beweis des Bewußtseins eines Menschen, daß er einen Charakter hat; und, da diesen zu haben das Minimum ist, was man von einem vernünftigen Menschen fordern kann, zugleich aber auch das Maximum des inneren Werths (der Menschenwürde): so muß, ein Mann von Grundsätzen zu sein (einen bestimmten Charakter zu haben), der gemeinsten Menschenvernunft möglich und dadurch dem größten Talent, der Würde nach, überlegen sein.

Von der Physiognomik.

Sie ist die Kunst, aus der sichtbaren Gestalt eines Menschen, folglich aus dem Aeußeren, das Innere desselben zu beurtheilen; es sei seiner Sinnesart oder Denkungsart nach. — Man beurtheilt in ihn hier nicht in seinem krankhaften, sondern gesunden Zustande; nicht wenn sein Gemüth in Bewegung, sondern wenn es in Ruhe ist. — Es versteht sich von selbst, daß: wenn der, welchen man in dieser Absicht beurtheilt, inne wird, daß man ihn beobachte und sein Inneres ausspähe, sein Gemüth nicht in Ruhe, sondern im Zustande des Zwanges und der inneren Bewegung, ja selbst des Unwillens sei, sich eines Anderen Censur ausgesetzt zu sehen.

Wenn eine Uhr ein gefälliges Gehäuse hat, so kann man daraus (sagt ein berühmter Uhrmacher) nicht mit Sicherheit urtheilen, daß auch das Innere gut sei: ist das Gehäuse aber schlecht gearbeitet, so kann man mit

ziemlicher Gewißheit ſchließen, daß auch das Innere nicht viel tauge; denn der Künſtler wird doch ein fleißig und gut gearbeitetes Werk dadurch nicht in Mißkredit bringen, daß er das Aeußere deſſelben, welches die wenigſte Arbeit koſtet, vernachläſſigt. — Aber nach der Analogie eines menſchlichen Künſtlers mit dem unerforſchlichen Schöpfer der Natur, wäre es ungereimt, auch hier zu ſchließen: daß er etwa einer guten Seele auch einen ſchönen Leib werde beigebracht haben, um den Menſchen, den er ſchuf, bei andern Menſchen zu empfehlen und in Aufnahme zu bringen, oder auch umgekehrt, Einen von dem Andern, (durch das hic niger est, hunc tu Romane caveto) abgeſchreckt haben werde. Denn der Geſchmack, der einen bloß ſubjectiven Grund des Wohlgefallens oder Mißfallens eines Menſchen an dem andern (nach ihrer Schönheit oder Häßlichkeit) enthält, kann der Weisheit, welche objectiv das Daſein derſelben mit gewiſſen Naturbeſchaffenheiten zum Zweck hat (den wir ſchlechterdings nicht einſehen können), nicht zur Richtſchnur dienen, um dieſe zwei heterogenen Dinge, als in einem und demſelben Zweck vereinigt, im Menſchen anzunehmen.

Von der Leitung der Natur zur Physiognomik.

Daß wir dem, welchem wir uns anvertrauen ſollen, er mag uns auch noch ſo gut empfohlen ſein, vorher in's Geſicht, vornehmlich in die Augen, ſehen, um zu erforſchen, weſſen wir uns gegen ihn zu verſehen haben, iſt ein Naturantrieb, und das Abſtoßende oder Anziehende in ſeiner Gebehrdung entſcheidet über unſere Wahl,

oder macht uns auch bedenklich, ehe wir noch seine Sitten erkundigt haben, und so ist nicht zu streiten, daß es eine physiognomische Charakteristik gebe, die aber nie eine Wissenschaft werden kann, weil die Eigenthümlichkeit einer menschlichen Gestalt, die auf gewisse Neigungen oder Vermögen des angeschauten Subjects hindeutet, nicht durch Beschreibung nach Begriffen, sondern durch Abbildung und Darstellung in der Anschauung oder ihrer Nachahmung verstanden werden kann: wo die Menschengestalt im Allgemeinen, nach ihren Varietäten, deren jede auf eine besondere innere Eigenschaft des Menschen im Innern hindeuten soll, der Beurtheilung ausgesetzt wird.

Nachdem die Carricaturzeichnungen menschlicher Köpfe von Baptista Porta, welche Thierköpfe, nach der Analogie mit gewissen charakteristischen Menschengesichtern verglichen darstellen, und daraus auf eine Aehnlichkeit der Naturanlagen in beiden schließen sollten, längst vergessen, Lavaters weitläufige, durch Silhouetten zu einer eine Zeit lang allgemein beliebten und wohlfeilen Waare gewordene, Verbreitung dieses Geschmacks aber neuerdings ganz verlassen worden: — nachdem fast nichts mehr, als etwa die, doch zweideutige, Bemerkung (des Hrn. v. Archenholz) übrig geblieben ist: daß das Gesicht eines Menschen, das man durch eine Grimasse für sich allein nachahmt, auch zugleich gewisse Gedanken oder Empfindungen rege mache, die mit dem Charakter desselben übereinstimmen — so ist die Physiognomik, als Ausspähungskunst des Inneren im Menschen vermittelst gewisser äußerer unwillkürlich gegebener Zeichen, ganz aus der Nachfrage gekommen, und nichts von ihr übrig geblieben, als die Kunst der Kultur des

Geschmacks und zwar nicht an Sachen, sondern an Sitten, Manieren und Gebräuchen, um durch eine Kritik, welche dem Umgange mit Menschen und der Menschenkenntniß überhaupt beförderlich wäre, dieser zu Hilfe zu kommen.

Eintheilung der Physiognomik.

Von dem Charakteristischen 1) In der Gesichtsbildung. 2) In den Gesichtszügen. 3) In der habituellen Gesichtsgebehrdung (den Mienen).

A.

Von der Gesichtsbildung.

Es ist merkwürdig, daß die griechischen Künstler auch ein Ideal der Gesichtsbildung (für Götter und Heroen) im Kopfe hatten; welches immerwährende Jugend und zugleich von allen Affecten freie Ruhe — in Statüen Cameen und Intaglio's — ohne einen Reiz hineinzulegen, ausdrücken sollte. — Das griechische perpendikuläre Profil macht die Augen tiefer liegend, als es nach unserem Geschmacke (der auf den Reiz angelegt ist) sein sollte und selbst eine mediceische Venus entbehrt desselben. — Die Ursache davon mag sein: daß, da das Ideal eine bestimmte unabänderliche Norm sein soll, eine aus dem Gesicht von der Stirn in einem Winkel abspringende Nase, (wo dann der Winkel größer oder kleiner sein kann), keine bestimmte Regel der Gestalt, wie es doch das, was zur Norm gehört, erfordert — abgeben würde. Auch haben die neueren Griechen, ungeachtet ihrer, sonst dem übrigen Körper-

bau nach, schönen Bildung, doch jene ernste Perpendicularität des Profils in ihrem Gesichte nicht, welches jene Idealität in Ansehung der Kunstwerke als Urbilder zu beweisen scheint. — Nach diesen mythologischen Mustern kommen die Augen tiefer zu liegen, und werden an der Nasenwurzel etwas in Schatten gestellt, dagegen man die für schön gehaltenen Gesichter der Menschen jetziger Zeiten mit einem kleinen Absprung der Nase von der Richtung der Stirn (Einbucht an der Nasenwurzel), schöner findet.

Wenn wir über Menschen, so wie sie wirklich sind, unseren Beobachtungen nachgehen, so zeigt sich: daß eine genau abgemessene Regelmäßigkeit gemeiniglich einen sehr ordinären Menschen, der ohne Geist ist, anzeige. Das Mittelmaß scheint das Grundmaß und die Basis der Schönheit, aber lange noch nicht die Schönheit selbst zu sein; weil zu dieser etwas Charakteristisches erfordert wird, — Man kann aber dieses Charakteristische, auch ohne Schönheit, in einem Gesichte antreffen, worin der Ausdruck ihm doch, obgleich in anderer (vielleicht moralischer oder ästhetischer) Beziehung, sehr zum Vortheil spricht; d. i. an einem Gesichte bald hier, bald da an Stirn, Nase, Kinn oder Farbe des Haares u. s. w. tadeln, dennoch aber gestehen, daß für die Individualität der Person es doch empfehlender sei, als wenn die Regelmäßigkeit vollkommen wäre; weil diese gemeinhin auch Charakterlosigkeit bei sich führt.

Häßlichkeit aber soll man keinem Gesichte vorrücken, wenn es nur in seinen Zügen nicht den Ausdruck eines durch Laster verdorbenen Gemüths, oder auch einen natürlichen, aber unglücklichen, Hang dazu verräth:

z. B. einen gewiſſen Zug des Hämiſchlächelnden, ſo bald er ſpricht, oder auch der Dummdreuſtigkeit ohne mildernde Sanftheit, im Anblick dem Anderen in's Geſicht zu ſchauen und dadurch zu äußern, daß man ſich aus jenes Mannes Urtheile nichts mache. — Es giebt Männer, deren Geſicht (wie der Franzoſe ſpricht) recht barbaratif iſt, mit denen man, wie man ſagt, Kinder zu Bett jagen kann, oder die ein von Pocken zerriſſenes und groteskes, oder, wie der Holländer es nennt, wanſchapenes (gleichſam im Wahn, im Traume, gedachtes) Geſicht haben; aber doch zugleich ſo viel Gutmüthigkeit und Frohſinn zeigen, daß ſie über ihr eigenes Geſicht ihren Spaß treiben, das daher keineswegs häßlich genannt werden darf, ob ſie es wohl gar nicht übel nehmen, wenn eine Dame von ihnen (wie von dem Peliſſon bei der academie française) ſagt: „Peliſſon mißbraucht die Erlaubniß, die die Männer haben, häßlich zu ſein.“ Noch ärger und dummer iſt es: wenn ein Menſch, von dem man Sitten erwarten darf, einem Gebrechlichen, wie der Pöbel, ſeine körperliche Gebrechen ſogar, welche oft nur die geiſtigen Vorzüge zu erhöhen dienen, gar vorrückt; welches, wenn es gegen in früher Jugend Verunglückte geſchieht (durch: du blinder, du lahmer Hund) ſie wirklich bösartig, und ſie gegen wohlgebildete, die ſich darum beſſer dünken, nach und nach erbittert macht.

Sonſt ſind die einheimiſchen ungewohnten Geſichter der Fremden für Völker, die aus ihrem Lande nie heraus kommen, gemeiniglich ein Gegenſtand des Spottes für dieſe. So rufen die kleinen Jungen in Japan, indem ſie den dorthin handelnden Holländern nachlaufen: „O welche große Augen, welche große Augen!“ und

den Chineſen kommen die rothen Haare mancher Europäer, die ihr Land beſuchen, widrig, die blauen Augen derſelben aber lächerlich vor.

Was die bloßen Hirnſchädel betrifft und ihre Figur, welche die Baſis ihrer Geſtalt ausmacht, z. B. die der Negern, der Kalmücken, der Südſee-Indianer u. A., ſo wie ſie von Camper und vorzüglich von Blumenbach beſchrieben werden: ſo gehören die Bemerkungen darüber mehr zur phyſiſchen Geographie, als zur pragmatiſchen Anthropologie. Ein Mittleres zwiſchen beiden kann die Bemerkung ſein: daß die Stirn des männlichen Geſchlechts auch bei uns flach, die des weiblichen aber mehr kuglig zu ſein pflegt.

Ob ein Hügel auf der Naſe einen Spötter anzeige, — ob die Eigenheit der Geſichtsbildung der Chineſen, von denen man ſagt, daß der untere Kinnbacken etwas über die obere hervorrage, eine Anzeige ihres Starrſinnes, oder die der Amerikaner, deren Stirn von beiden Seiten mit Haaren verwachſen iſt, ein Zeichen eines angebornen Schwachſinns ſei u. ſ. w. ſind Conjecturen, die eine nur unſichere Auslegung verſtatten.

B.

Von dem Charakteriſtiſchen in den Geſichtszügen.

Einem Manne ſchadet es, ſelbſt im Urtheile des weiblichen Geſchlechts, nicht, in ſeinem Geſichte durch Hautfarbe, oder Pockennarben verunſtaltet und unlieblich geworden zu ſein; denn wenn Gutmüthigkeit in ſeinen Augen und zugleich der Ausdruck des Wackeren im Bewußtſein ſeiner Kraft mit Ruhe verbunden aus ſei-

nen Blicken hervorleuchtet, so kann er immer beliebt und liebenswürdig sein, und dafür allgemein gelten. — Man scherzt mit solchen und ihrer Liebenswürdigkeit (per antiphrasin) und eine Frau kann auf den Besitz eines solchen Ehem[illegible]es stolz sein. Ein solches Gesicht ist nicht Carricatur, denn diese ist vorsetzlich-übertriebene Zeichnung (Verzerrung) des Gesichts im Affect, zum Auslachen ersonnen und gehört zur Mimik; es muß vielmehr zu einer Varietät gezählt werden, die in der Natur liegt, und ist kein Fratzengesicht zu nennen, (welches abschreckend wäre), sondern kann Liebe erwecken, ob es gleich nicht lieblich und, ohne schön zu sein, doch nicht häßlich ist.*)

---

*) Heidegger, ein deutscher Musikus in London, war ein abenteuerlich gestalteter, aber aufgeweckter und gescheuter Mann, mit dem auch Vornehme, der Conversation halber, gern in Gesellschaft waren. — Einsmals fiel es ihm ein, in einer Punschgesellschaft gegen einen Lord zu behaupten: daß er das häßlichste Gesicht in London sei. Der Lord sann nach und schlug eine Wette vor, daß er ihm ein noch häßlicheres aufstellen wollte und nun ließ er ein versoffenes Weib rufen, bei deren Anblick die ganze Gesellschaft in ein helles Lachen gerieth und aufrief: Heidegger! Ihr habt die Wette verloren! — Das geht so geschwind nicht, antwortete dieser; denn nun laßt das Weib meine Perüke und ich will ihre Cornette aufsetzen; dann wollen wir sehen. Wie das geschah, so fiel Alles in's Lachen, bis zum Sticken: denn das Weib sah wie ein ganz manierlicher Mann, der Kerl aber wie eine Hexe aus. Dies beweist, daß um Jemanden schön, wenigstens erträglich hübsch, zu heißen, man sein Urtheil nicht schlecht hin, sondern immer nur relativ fällen muß und daß für einen Kerl Jemand darum noch gar nicht häßlich heißen dürfe, weil er etwa nicht hübsch ist. — Nur ekelhafte Leibesschaden im Gesicht können zu diesem Ausspruch berechtigen.

C.

Von dem Charakteristischen der Mienen.

Mienen sind in's Spiel gesetzte Gesichtszüge und in dieses wird man durch mehr oder weniger starken Affect gesetzt; zu welchem der Hang ein Charakterzug des Menschen ist.

Es ist schwer, den Eindruck eines Affects durch keine Miene zu verrathen; sie verräth sich durch die peinliche Zurückhaltung in der Gebehrde, oder im Ton, von selbst, und, wer zu schwach ist, seine Affecten zu beherrschen, bei dem wird auch das Mienenspiel (wider den Dank seiner Vernunft) das Innere bloßstellen, was er gern verbergen und den Augen Anderer entziehen möchte. Aber die, welche in dieser Kunst Meister sind, werden, wenn man sie doch erräth, nicht eben für die besten Menschen, mit denen man im Vertrauen handeln kann, gehalten; vornehmlich, wenn sie Mienen zu künsteln geübt sind, die dem, was sie thun, widersprechen.

Die Auslegungskunst der Mienen, welche unvorsetzlich das Innere verrathen, aber doch hiebei vorsetzlich lügen, kann zu vielen artigen Bemerkungen Anlaß geben, wovon ich nur Einer Erwähnung thun will. — Wenn Jemand, der sonst nicht schielt, indem er erzählt, sich auf die Spitze seiner Nase sieht, und so schielt, so ist das, was er erzählt, jederzeit gelogen. — Man muß aber ja nicht den gebrechlichen Augenzustand eines Schielenden dahin zählen, der von diesem Laster ganz frei sein kann.

Sonst giebt es von der Natur constituirte Gebehrdungen, durch welche sich Menschen von allen Gattun-

darüber; Thoren treiben damit ihren Spott, Vernünftige aber sehen sehr gut, daß sie gerade die Hebezeuge sind, die Männlichkeit zu lenken und sie zu Erreichung ihrer Absicht zu gebrauchen. Der Mann ist leicht zu erforschen, die Frau verräth ihr Geheimniß nicht; obgleich das der Andern (wegen ihrer Redseligkeit) schlecht bei ihr verwahrt ist. Er liebt den Hausfrieden und unterwirft sich gern ihrem Regimente, um sich nur in seinen Geschäften nicht behindert zu sehen; Sie scheut den Hauskrieg nicht, den sie mit der Zunge führt und zu welchem Behuf die Natur ihr Redseligkeit und affectvolle Beredtheit gab, die den Mann entwaffnet. Er fußt sich auf das Recht des Stärkeren, im Hause zu befehlen, weil er es gegen äußere Feinde schützen soll; Sie auf das Recht des Schwächeren: vom männlichen Theile gegen Männer geschützt zu werden, und macht durch Thränen der Erbitterung den Mann wehrlos, indem sie ihm seine Ungroßmüthigkeit vorrückt.

Im rohen Naturzustande ist das freilich anders. Das Weib ist da ein Hausthier. Der Mann geht mit Waffen in der Hand voran, und das Weib folgt ihm mit dem Gepäck seines Hausraths beladen. Aber selbst da, wo eine barbarische bürgerliche Verfassung Vielweiberei gesetzlich macht, weiß das am meisten begünstigte Weib in ihrem Zwinger (Harem genannt) über den Mann die Herrschaft zu erringen, und dieser hat seine liebe Noth, sich in dem Zank vieler um Eine (welche ihn beherrschen soll) erträglicher Weise Ruhe zu schaffen.

Im bürgerlichen Zustande giebt sich das Weib dem Gelüsten des Mannes nicht ohne Ehe weg und zwar die der Monogamie: wo, wenn die Civilisirung noch nicht bis zur weiblichen Freiheit in der Galanterie

(auch andere Männer als den einen öffentlich zu Liebhabern zu haben) gestiegen ist, der Mann sein Weib bestraft, das ihn mit einem Nebenbuhler bedroht.*) Wenn diese aber zur Mode und die Eifersucht lächerlich geworden ist, (wie das dann im Zeitpunkt des Luxus nicht ausbleibt), so entdeckt sich der weibliche Charakter: mit ihrer Gunst gegen Männer auf Freiheit und dabei zugleich auf Eroberung dieses ganzen Geschlechts Anspruch zu machen. — Diese Neigung, ob sie zwar unter dem Namen der Coketterie in übelem Ruf steht, ist doch nicht ohne einen wirklichen Grund zur Rechtfertigung. Denn eine junge Frau ist doch immer in Gefahr, Witwe zu werden, und das macht, daß sie ihre Reize über alle, den Glücksumständen nach ehefähige, Männer ausbreitet: damit, wenn jener Fall sich ereignete, es ihr nicht an Bewerbern fehlen möge.

---

*) Die alte Sage von den Russen: daß die Weiber ihre Ehemänner im Verdacht hielten, es mit andern Weibern zu halten, wenn sie nicht dann und wann von diesen Schläge bekämen, wird gewöhnlich für Fabel gehalten. Allein in Cook's Reisen findet man: daß, als ein engl. Matrose einen Indier auf Otaheite sein Weib mit Schlägen züchtigen sah, jener den Galanten machen wollte und mit Drohungen auf diesen losging. Das Weib kehrte sich auf der Stelle wider den Engländer; fragte, was ihn das angehe: der Mann müsse das thun! — — Eben so wird man auch finden, daß, wenn das verehelichte Weib sichtbarlich Galanterie treibt, und ihr Mann gar nicht mehr darauf achtet, sondern sich dafür durch Punsch- und Spielgesellschaft, oder andere Buhlerei schadlos hält, nicht bloß Verachtung sondern auch Haß in den weiblichen Theil übergeht: weil das Weib daran erkennt, daß er nun gar keinen Werth mehr in sie setzt, und seine Frau Anderen, an demselben Knochen zu nagen, gleichgiltig überläßt.

Pope glaubt, man könne das weibliche Geschlecht (versteht sich den cultivirten Theil desselben) durch zwei Stücke charakterisiren: die Neigung zu herrschen und die Neigung zum Vergnügen. — Von dem letzteren aber muß man nicht das häusliche, sondern das öffentliche Vergnügen verstehen, wobei es sich zu ihrem Vortheil zeigen und auszeichnen könne; da dann die zweite sich auch in die erstere auflöst, nämlich: ihren Nebenbuhlerinnen im Gefallen nicht nachzugeben, sondern über sie alle durch ihren Geschmack und ihre Reize, wo möglich, zu siegen. — — Aber auch die erst genannte Neigung, so wie Neigung überhaupt, taugt nicht zum Charakterisiren einer Menschenklasse überhaupt, in ihrem Verhalten gegen Andere. Denn Neigung zu dem, was uns vortheilhaft ist, ist allen Menschen gemein, mithin auch die, so viel uns möglich, zu herrschen; daher charakterisirt sie nicht. — Daß aber dieses Geschlecht mit sich selbst in beständiger Fehde, dagegen mit dem Anderen in recht gutem Vernehmen ist, möchte eher zum Charakter desselben gerechnet werden können, wenn es nicht die bloße natürliche Folge des Wetteifers wäre, damit Eine der Anderen in der Gunst und Ergebenheit der Männer den Vortheil abgewinne. Da dann die Neigung zu herrschen das wirkliche Ziel, das öffentliche Vergnügen aber, als durch welches der Spielraum ihrer Reize erweitert wird, nur das Mittel ist, jener Neigung Effect zu verschaffen.

Man kann nur dadurch, daß man, nicht was wir uns zum Zweck machen, sondern was Zweck der Natur bei Einrichtung der Weiblichkeit war, als Princip braucht, zu der Charakteristik dieses Geschlechts gelangen, und da dieser Zweck, selbst vermittelst der

Thorheit der Menschen, doch der Naturabsicht nach, Weisheit sein muß: so werden diese ihre muthmaßlichen Zwecke auch das Princip derselben anzugeben dienen können; welches nicht von unserer Wahl, sondern von einer höheren Absicht mit dem menschlichen Geschlecht abhängt. Sie sind 1) die Erhaltung der Art, 2) die Kultur der Gesellschaft und Verfeinerung derselben durch die Weiblichkeit.

I. Als die Natur dem weiblichen Schooße ihr theuerstes Unterpfand, nämlich die Species, in der Leibesfrucht anvertrauete, durch die sich die Gattung fortpflanzen und verewigen sollte, so fürchtete sie gleichsam wegen Erhaltung derselben und pflanzte diese Furcht, nämlich vor körperlichen Verletzung und Schüchternheit vor dergleichen Gefahren, in ihre Natur; durch welche Schwäche dieses Geschlecht das männliche rechtmäßig zum Schutze für sich auffordert.

II. Da sie auch die feineren Empfindungen, die zur Kultur gehören, nämlich die der Geselligkeit und Wohlanständigkeit, einflößen wollte, machte sie dieses Geschlecht zum Beherrscher des männlichen, durch seine Sittsamkeit, Beredtsamkeit in Sprache und Mienen, früh gescheut, mit Ansprüchen auf sanfte höfliche Begegnung des männlichen gegen dasselbe, so daß sich das letztere, durch seine eigene Großmuth, von einem Kinde unsichtbar gefesselt, und wenn gleich dadurch eben nicht zur Moralität selbst, doch zu dem, was ihr Kleid ist, dem gesitteten Anstande, der zu jener die Vorbereitung und Empfehlung ist, gebracht sah.

Zerstreute Anmerkungen.

Die Frau will herrschen, der Mann beherrscht sein (vornehmlich vor der Ehe). Daher die Galanterie der alten Ritterschaft. — Sie setzt früh in sich selbst Zuversicht zu gefallen. Der Jüngling besorgt immer zu mißfallen und ist daher in Gesellschaft der Damen verlegen (geniert). Diesen Stolz des Weibes, durch den Respect, den es einflößt, alle Zudringlichkeit des Mannes abzuhalten, und das Recht Achtung vor sich auch ohne Verdienste, zu fordern, behauptet sie schon aus dem Titel ihres Geschlechts. — Das Weib ist weigernd, der Mann bewerbend; ihre Unterwerfung ist Gunst. — Die Natur will, daß das Weib gesucht werde; daher mußte sie selbst nicht so delicat in der Wahl (nach Geschmack) sein, als der Mann, den die Natur auch gröber gebaut hat, und der dem Weibe schon gefällt, wenn er nur Kraft und Tüchtigkeit zu ihrer Vertheidigung in seiner Gestalt zeigt; denn wäre sie in Ansehung der Schönheit seiner Gestalt ekel und fein in der Wahl um sich verlieben zu können, so müßte Sie sich bewerbend, Er aber sich weigernd zeigen; welches den Werth ihres Geschlechts, selbst in den Augen des Mannes, gänzlich herabsetzen würde. — Sie muß kalt; der Mann dagegen in der Liebe affectenvoll zu sein scheinen. Einer verliebten Ausforderung nicht zu gehorchen, scheint dem Manne, ihr aber leicht Gehör zu geben, dem Weibe schimpflich zu sein. — Die Begierde des Letzteren, ihre Reize auf alle seine Männer spielen zu lassen, ist Coketterie; die Affecta-

tion, in alle Weiber verliebt zu ſcheinen, Galanterie; Beides kann ein bloßes, zur Mode gewordenes Geziere, ohne alle ernſtliche Folge ſein: ſo wie das Cicisbeat eine affectirte Freiheit des Weibes in der Ehe, oder das gleichfalls ehedem in Italien geweſene Courtiſanenweſen. (In der historia concilii Tridentini heißt es unter andern: erant ibi etiam 300 honestae meretrices, quas cortegianas vocant), von dem man erzählt, daß es mehr geläuterte Kultur des geſitteten öffentlichen Umgangs enthalten habe, als die der gemiſchten Geſellſchaften in Privathäuſern. — Der Mann bewirbt ſich in der Ehe nur um ſeines Weibes, die Frau aber um aller Männer Neigung; ſie putzt ſich nur für die Augen ihres Geſchlechts aus Eiferſucht andre Weiber in Reizen oder im Vornehmthun zu übertreffen: der Mann hingegen für das weibliche; wenn man das Putz nennen kann, was nur ſo weit geht, um ſeiner Frau durch ſeinen Anzug nicht Schande zu machen. — Der Mann beurtheilt weibliche Fehler gelind, die Frau aber (öffentlich) ſehr ſtrenge, und junge Frauen, wenn ſie die Wahl hätten, ob ihr Vergehen von einem männlichen oder weiblichen Gerichtshofe abgeurtheilt werden ſolle, würden ſicher den erſten zu ihrem Richter wählen. — Wenn der verfeinerte Luxus hoch geſtiegen iſt, ſo zeigt ſich die Frau nur aus Zwang ſittſam und hat kein Hehl zu wünſchen, daß ſie lieber Mann ſein möchte, wo ſie ihren Neigungen einen größern und freieren Spielraum geben könnte; kein Mann aber wird ein Weib ſein wollen.

Sie frägt nicht nach der Enthaltſamkeit des Mannes vor der Ehe; Ihm aber iſt an derſelben auf Seiten der Frauen unendlich viel gelegen. — In der Ehe

spotten Weiber über Intoleranz (Eifersucht) der Männer überhaupt: es ist aber nur ihr Scherz; das unverehlichte Frauenzimmer richtet hierüber mit großer Strenge. — Was die gelehrten Frauen betrifft: so brauchen sie ihre Bücher etwa so wie ihre Uhr, nämlich sie zu tragen, damit gesehen werde, daß sie eine haben; ob sie zwar gemeiniglich still steht oder nicht nach der Sonne gestellt ist.

Weibliche Tugend oder Untugend ist von der männlichen, nicht sowohl der Art als der Triebfeder nach, sehr unterschieden. — Sie soll geduldig, er muß duldend sein. Sie ist empfindlich, Er empfindsam. — Des Mannes Wirthschaft ist Erwerben, die des Weibes Sparen — der Mann ist eifersüchtig, wenn er liebt; die Frau auch ohne daß sie liebt; weil so viel Liebhaber, als von andern Frauen gewonnen worden, doch ihrem Kreise der Anbeter verloren sind. — Der Mann hat Geschmack für sich, die Frau macht sich selbst zum Gegenstande des Geschmacks für Jedermann. — „Was die Welt sagt, ist wahr und was sie thut, gut" ist ein weiblicher Grundsatz, der sich schwer mit einem Charakter, in der engen Bedeutung des Worts, vereinigen läßt. Es gab aber doch wackere Weiber, die in Beziehung auf ihr Hauswesen einen dieser ihrer Bestimmung angemessenen Charakter mit Ruhm behaupteten. — Dem Milton wurde von seiner Frau zugeredet, er solle doch die ihm nach Cromwell's Tode angetragene Stelle eines lateinischen Secretärs annehmen, ob es zwar seinen Grundsätzen zuwider war, jetzt eine Regierung für rechtlich zu erklären, die er vorher als widerrechtlich vorgestellt hatte; „Ach," antwortete er ihr: „meine Liebe; Sie und andere ihres

Geſchlechts wollen in Kutſchen fahren, ich aber — muß ein ehrlicher Mann ſein.“ — Die Frau des Sokrates (vielleicht auch die Hiobs) wurden durch ihre wackern Männer eben ſo in die Enge getrieben, aber männliche Tugend behauptete ſich in ihrem Charakter, ohne doch der weiblichen das Verdienſt des ihrigen, in dem Verhältniß, worein ſie geſetzt waren, zu ſchmälern.

Pragmatiſche Folgerungen.

Das weibliche Geſchlecht muß ſich im Praktiſchen ſelbſt ausbilden und disciplíniren; das männliche verſteht ſich darauf nicht.

Der junge Ehemann herrſcht über ſeine *ältere* Ehefrau. Dieſes gründet ſich auf Eiferſucht, nach welcher der Theil, welcher dem anderen im Geſchlechtsvermögen unterlegen iſt, vor Eingriffen des anderen Theils in ſeine Rechte beſorgt iſt und dadurch ſich zur willfährigen Begegnung und Aufmerkſamkeit gegen ihn zu bequemen genöthigt ſieht. — Daher wird jede erfahrene Ehefrau die Heirath mit einem jungen Manne, auch nur von *gleichem* Alter, widerrathen; denn im Fortgange der Jahre ältert doch der weibliche Theil früher als der männliche, und wenn man auch von dieſer Ungleichheit abſieht, ſo iſt auf die Eintracht, welche ſich auf Gleichheit gründet, nicht mit Sicherheit zu rechnen und ein junges verſtändiges Weib, wird mit einem geſunden aber doch merklich älteren Manne das Glück der Ehe doch beſſer machen. — Ein Mann aber, der ſein *Geſchlechtsvermögen* vielleicht ſchon vor der Ehe liederlich durch-

gebracht hat, wird der Geck in seinem eigenen Hause sein; denn er kann diese häusliche Herrschaft nur haben, sofern er keine billigen Ansprüche schuldig bleibt.

Hume bemerkt, daß die Weiber (selbst alte Jungfern) Satiren auf den Ehestand mehr verdrießen als die Sticheleien auf ihr Geschlecht. — Denn mit diesen kann es niemals Ernst sein, da aus jenen allerdings wohl Ernst werden könnte, wenn man die Beschwerden jenes Standes recht in's Licht stellt, deren der unverheirathete überhoben ist. Eine Freigeisterey in diesem Fache müßte aber von schlimmen Folgen für das ganze weibliche Geschlecht sein; weil dieses zu einem bloßen Mittel der Befriedigung der Neigung des anderen Geschlechts herabsinken würde, welche aber leicht in Ueberdruß und Flatterhaftigkeit ausschlagen kann. — Das Weib wird durch die Ehe frei; der Mann verliert dadurch seine Freiheit.

Die moralischen Eigenschaften an einem, vornehmlich jungen, Manne vor der Ehelichung desselben auszuspähen, ist nie die Sache einer Frau. Sie glaubt ihn bessern zu können; eine vernünftige Frau, sagt sie, kann einen verunarteten Mann schon zurechte bringen; in welchem Urtheile sie mehrentheils sich auf die kläglichste Art betrogen findet. Dahin gehört auch die Meinung jener Treuherzigen: daß die Ausschweifungen dieses Menschen vor der Ehe übersehen werden können, weil er nun an seiner Frau, wenn er sich nur noch nicht erschöpft hat, hinreichend für diesen Instinct versorgt sein werde. — Die guten Kinder bedenken nicht: daß die Liederlichkeit in diesem Fache gerade im Wechsel des

Genusses besteht, und das Einerlei in der Ehe ihn bald zur obigen Lebensart zurückführen werde.*)

Wer soll dann den oberen Befehl im Hause haben? denn nur Einer kann es doch sein, der alle Geschäfte in einen, mit diesen seinen Zwecken übereinstimmenden, Zusammenhang bringt. — Ich würde in der Sprache der Galanterie (doch nicht ohne Wahrheit) sagen: die Frau soll herrschen und der Mann regieren; denn die Neigung herrscht und der Verstand regiert. — Das Betragen des Ehemanns muß zeigen: daß ihm das Wohl seiner Frau vor allem Anderen am Herzen liege. Weil aber der Mann am besten wissen muß, wie er stehe und wie weit er gehen könne: so wird er, wie ein Minister seinem bloß auf Vergnügen bedachten Monarchen, der etwa ein Fest oder den Bau eines Palais beginnt, auf diesen fürstlichen Befehl zuerst seine schuldige Willfährigkeit dazu erklären; nur daß z. B. für jetzt nicht Geld im Schatze sei, daß gewisse dringendere Nothwendigkeiten zuvor abgemacht werden müssen u. s. w., so daß der höchstgebietende Herr Alles thun kann, was er will, doch mit dem Umstande, daß diesen Willen ihm sein Minister an die Hand giebt.

Da sie gesucht werden soll (denn das will die dem Geschlecht nothwendige Weigerung); so wird sie doch in der Ehe selbst allgemein zu gefallen suchen müssen, damit, wenn sie etwa junge Witwe würde, sich Liebhaber

*) Die Folge davon ist, wie in Voltaire's Reise des Scarmentado: „Endlich," sagt er, „reisete ich in mein Vaterland Kandia zurück: nahm daselbst ein Weib; wurde bald Hahnrei: und fand, daß dieß die gemächlichste Lebensart unter allen sei."

für ſie finden. — Der Mann legt alle ſolche Anſprüche mit der Eheverbindung ab. — Daher iſt die Eiferſucht, aus dem Grunde dieſer Gefallſucht der Frauen, ungerecht.

Die eheliche Liebe aber iſt ihrer Natur nach intolerant. Frauen ſpotten darüber zuweilen, oder, wie bereits oben bemerkt worden, im Scherz; denn bei dem Eingriffe Fremder in dieſe Rechte duldend und nachſichtlich zu ſein, müßte Verachtung des weiblichen Theils und hiemit auch Haß gegen einen ſolchen Ehemann zur Folge haben.

Daß gemeiniglich Väter ihre Töchter und Mütter ihre Söhne verziehen, und unter den letzteren der wildeſte Junge, wenn er nur kühn iſt, gemeiniglich von der Mutter verzogen wird: das ſcheint ſeinen Grund in dem Proſpect auf die Bedürfniſſe beider Aeltern in ihrem Sterbefall zu haben; denn wenn dem Manne ſeine Frau ſtirbt, ſo hat er doch an ſeiner älteſten Tochter eine ihn pflegende Stütze; ſtirbt der Mutter ihr Mann, ſo hat der erwachſene wohlgeartete Sohn die Pflicht auf ſich, und auch die natürliche Neigung in ſich, ſie zu verehren, zu unterſtützen und ihr das Leben als Witwe angenehm zu machen.

* * *

Ich habe mich bei dieſem Titel der Charakteriſtik länger aufgehalten, als es für die übrigen Abſchnitte der Anthropologie proportionirlich ſcheinen mag; aber die Natur hat auch in dieſe ihre Oekonomie einen ſo reichen Schatz von Veranſtaltungen zu ihrem Zwecke, der nichts Geringeres iſt als die Erhaltung der Art,

hinein gelegt, daß, bei Gelegenheit näherer Nachforſchungen, es noch lange Stoff genug zu Problemen geben wird, die Weisheit der ſich nach und nach entwickelnden Naturanlagen zu bewundern und praktiſch zu gebrauchen.

E.

Vom Charakter des Volks.

Unter dem Wort Volk (populus) verſteht man die in einem Landſtrich vereinigte Menge Menſchen, in ſo fern ſie ein Ganzes ausmacht. Diejenige Menge oder auch der Theil derſelben, welcher ſich durch gemeinſchaftliche Abſtammung für vereinigt zu einem bürgerlichen Ganzen erkennt, heißt Nation (gens); der Theil, der ſich von dieſen Geſetzen ausnimmt (die wilde Menge in dieſem Volk) heißt Pöbel (vulgus),*) deſſen geſetzwidrige Vereinigung das Rottiren (agere per turbas) iſt; ein Verhalten, welches ihn von der Qualität eines Staatsbürgers ausſchließt.

Hume meint: daß, wenn in einer Nation jeder Einzelne ſeinen beſonderen Charakter anzunehmen befliſſen iſt (wie unter den Engländern), die Nation ſelbſt keinen Charakter habe. Mich dünkt, darin irre er ſich; denn die Affectation eines Charakters iſt ge-

*) Der Schimpfname la canaille du peuple hat wahrſcheinlicher Weiſe ſeine Abſtammung von canalicola, einem am Canal im alten Rom hin und her gehenden und beſchäftigte Leute foppenden Haufen Müßiggänger (cavillator et ridicularius, vid. Plautus; Curcul.).

rade der allgemeine Charakter des Volks, wozu er selbst gehörte, und ist Verachtung aller Auswärtigen, besonders darum, weil es sich allein einer echten, staatsbürgerlichen Freiheit im Innern, mit Macht gegen Außen verbindenden Verfassung, rühmen zu können glaubt. — Ein solcher Charakter ist stolze Grobheit im Gegensatz der sich leicht familiär machenden Höflichkeit; ein trotziges Betragen gegen jeden Anderen, aus vermeinter Selbstständigkeit, wo man keines Anderen zu bedürfen, also auch der Gefälligkeit gegen Andere sich überheben zu können glaubt.

Auf diese Weise werden die zwei civilisirtesten Völker auf Erden*), die gegen einander im Contrast des Charakters und vielleicht hauptsächlich darum mit einander in beständiger Fehde sind, England und Frankreich, auch ihrem angebornen Charakter nach, von dem der erworbene und künstliche nur die Folge ist, vielleicht die einzigen Völker sein, von denen man einen bestimmten, und so lange sie nicht durch Kriegsgewalt vermischt werden, unveränderlichen Charakter annehmen kann. — Daß die französische Sprache die allgemeine Conversations-Sprache, vornehmlich der weiblichen feinen Welt, die englische aber die ausgebreitetste Handels-Sprache**) der commercirenden

*) Es versteht sich, daß bei dieser Classification vom deutschen Volk abgesehen werde; weil das Lob des Verfassers, der ein Deutscher ist, sonst Selbstlob sein würde.

**) Der kaufmännische Geist zeigt auch gewisse Modificationen seines Stolzes in der Verschiedenheit des Tons im Großthun.

geworden ist, liegt wohl in dem Unterschied ihrer continental- und insularischen Lage. Was aber ihr Naturell, was sie jetzt wirklich haben und dessen Ausbildung durch Sprache betrifft, so mußte dieses von dem angebornen Charakter des Urvolks ihrer Abstammung hergeleitet werden; dazu uns aber die Documente mangeln. — In einer Anthropologie in pragmatischer Hinsicht aber liegt uns nur daran: den Charakter beider, wie sie jetzt sind, in einigen Beispielen, und so weit es möglich ist, systematisch aufzustellen; welche urtheilen lassen, wessen sich das Eine zu dem Anderen zu versehen habe, und wie Eines das Andere zu seinem Vortheil benutzen könne.

Die angestammten oder durch langen Gebrauch gleichsam zur Natur gewordenen und auf sie gepfropften Maximen, welche die Sinnesart eines Volks ausdrücken, sind nur so viel gewagte Versuche, die Varietäten im natürlichen Hange ganzer Völker, mehr für den Geographen, empirisch, als für den Philosophen, nach Vernunftprincipien, zu classificiren.*)

Der Engländer sagt: „der Mann ist eine Million werth"; der Holländer: „er commandirt eine Million"; der Franzose: „er besitzt eine Million."

*) Die Türken, welche das christliche Europa Frankestan nennen, wenn sie auf Reisen gingen, um Menschen und ihren Volkscharakter kennen zu lernen, (welches kein Volk außer dem europäischen thut und die Eingeschränktheit aller übrigen an Geist beweiset), würden die Eintheilung desselben, nach dem Fehlerhaften in ihrem Charakter gezeichnet, vielleicht auf folgende Art machen. 1. Das Modenland (Frankreich). 2. Das Land der Launen (England).

Daß auf die Regierungsart Alles ankomme, welchen Charakter ein Volk haben werde, ist eine ungegründete, nichts erklärende Behauptung; denn woher hat denn die Regierung selbst ihren eigenthümlichen Charakter? — Auch Klima und Boden können den Schlüssel hiezu nicht geben; denn Wanderungen ganzer Völker haben bewiesen, daß sie ihren Charakter durch ihre neuen Wohnsitze nicht veränderten, sondern ihn diesen nur nach Umständen anpaßten, und doch dabei in Sprache, Gewerbart, selbst in Kleidung, die Spuren ihrer Abstammung und hiemit auch ihren Charakter noch immer hervorblicken lassen. — — Ich werde die Zeichnung ihres Portraits etwas mehr von der Seite ihrer Fehler und Abweichung von der Regel, als von der schöneren, (dabei aber doch auch nicht in Carricatur) entwerfen; denn, außerdem daß die Schmeicheley *verdirbt*, der Tadel dagegen *bessert*: so verstößt der Kritiker weniger gegen die Eigenliebe der Menschen, wenn er ihnen, ohne Ausnahme, bloß ihre

---

— 3. *Ahnenland* (Spanien). — 4. *Prachtland* (Italien) — 5. *Das Titelland* (Deutschland, sammt Dänemark und Schweden, als germanischen Völkern). — 6. *Herrenland* (Polen)', wo ein jeder Staatsbürger Herr, keiner dieser Herren aber, außer dem, der nicht Staatsbürger ist, Unterthan sein will. — — Rußland und die europäische Türkei, beide von größtentheils asiatischer Abstammung, würden über Frankestan hinaus liegen: das erste *slavischen*, das andere *arabischen* Ursprungs, von zweien Stammvölkern, die einmal ihre Herrschaft über einen größeren Theil von Europa, als je ein anderes Volk, ausgedehnt haben und in den Zustand einer Verfassung des Gesetzes ohne Freiheit, wo also Niemand Staatsbürger ist, gerathen sind.

Fehler vorrückt, als wenn er durch mehr oder weniger Lobpreisungen nur den Neid der Beurtheilten gegen einander rege machte.

1. Die französische Nation charakterisirt sich unter allen andern durch den Conversationsgeschmack, in Ansehung dessen sie das Muster aller übrigen ist. Sie ist höflich, vornehmlich gegen den Fremden, der sie besucht, wenn es gleich jetzt außer der Mode ist höfisch zu sein. Der Franzose ist es nicht aus Interesse, sondern aus unmittelbarem Geschmacksbedürfniß sich mitzutheilen. Da dieser Geschmack vorzüglich den Umgang mit der weiblichen großen Welt angeht, so ist die Damensprache zur allgemeinen Sprache der letzteren geworden und es ist überhaupt nicht zu streiten: daß eine Neigung solcher Art auch auf Willfährigkeit in Dienstleistungen, hilfreiches Wohlwollen und allmälig auf allgemeine Menschenliebe nach Grundsätzen Einfluß haben und ein solches Volk im Ganzen liebenswürdig machen müsse.

Die Kehrseite der Münze ist die, nicht genugsam durch überlegte Grundsätze gezügelte, Lebhaftigkeit, und bei hellsehender Vernunft, einen Leichtsinn, gewisse Formen, bloß weil sie alt oder auch nur übermäßig gepriesen worden, wenn man sich gleich dabei wohl befunden hat, nicht lange bestehen zu lassen und ein ansteckender Freiheitsgeist, der auch wohl die Vernunft selbst in sein Spiel zieht, und in Beziehung des Volks auf den Staat, einen Alles erschütternden Enthusiasm bewirkt, der noch über das Aeußerste hinausgeht. — Die Eigenheiten dieses Volks, in schwarzer Kunst, doch nach dem Leben gezeichnet, lassen sich ohne weitere Beschreibung, bloß durch unzusammenhängend hingeworfene

Bruchstücke, als Materialien zur Charakteristik, leicht in ein Ganzes vorstellig machen.

Die Wörter: Esprit (statt bon sens), frivolité, galanterie, petit-maître, coquette, etourderie, point d'honneur, bon-ton, bureau d'esprit, bon-mot, lettre de cachet. — u. drgl. lassen sich nicht leicht in andere Sprachen übersetzen; weil sie mehr die Eigenthümlichkeit der Sinnesart der Nation, die sie spricht, als den Gegenstand bezeichnet, der dem Denkenden vorschwebt.

2. Das englische Volk. Der alte Stamm der Briten*) (eines celtischen Volks) scheint ein Schlag tüchtiger Menschen zu sein; allein die Einwanderungen der Deutschen und des französischen Völkerstammes (denn die kurze Anwesenheit der Römer hat keine merkliche Spur hinterlassen können) haben, wie es ihre vermischte Sprache beweiset, die Originalität dieses Volks verlöscht, und da die insularische Lage seines Bodens, die es wider äußere Angriffe ziemlich sichert, vielmehr selbst Angreifer zu werden einladet, es zu einem mächtigen Seehandlungsvolk machte, so hat es einen Charakter, den es sich selbst anschaffte, wenn es gleich von Natur eigentlich keinen hat. Mithin dürfte der Charakter des Engländers wohl nichts Anderes bedeuten, als den durch frühe Lehre und Beispiel erlernten Grundsatz, er müsse sich einen solchen machen, d. i. einen zu haben affectiren; indem ein steifer Sinn auf einem freiwillig angenommenen Princip zu beharren, und von einer gewissen Regel (gleich

*) Wie Hr. Prof. Büsch es richtig schreibt (nach dem Wort britanni nicht brittanni).

gut welcher) nicht abzuweichen, einem Manne die Wichtigkeit giebt, daß man ſicher weiß, weſſen man ſich von Ihm und Er ſich von Anderen zu gewärtigen hat.

Daß dieſer Charakter dem des franzöſiſchen Volks mehr als irgend einem anderen gerade entgegengeſetzt iſt, erhellet daraus: weil er auf alle Liebenswürdigkeit, als die vorzüglichſte Umgangseigenſchaft jenes Volks, mit Anderen, ja ſogar unter ſich ſelbſt, Verzicht thut, und bloß auf Achtung Anſpruch macht, wobei übrigens Jeder bloß nach ſeinem eigenen Kopfe leben will. — Für ſeine Landesgenoſſen errichtet der Engländer große und allen anderen Völkern unerhörte wohlthätige Stiftungen. — Der Fremde aber, der durch's Schickſal auf engliſchen Boden verſchlagen und in große Noth gerathen iſt, kann immer auf dem Miſthaufen umkommen, weil er kein Engländer, d. i. kein Menſch iſt.

Aber auch in ſeinem eigenen Vaterlande iſolirt ſich der Engländer, wo er für ſein Geld ſpeiſt. Er will lieber in einem beſonderen Zimmer allein, als an der Wirthstafel für daſſelbe Geld ſpeiſen; weil bei der erſteren doch etwas Höflichkeit erfordert wird und in der Fremde, z. B. in Frankreich, wohin Engländer nur reiſen, um alle Wege und Wirthshäuſer (wie D. Sharp) für abſcheulich auszuſchreien, ſammeln ſie ſich in dieſen, um bloß unter ſich Geſellſchaft zu halten. — Sonderbar iſt doch, daß, da der Franſe die engliſche Nation gemeiniglich liebt und mit Achtung lobpreiſt, dennoch der Engländer (der nicht aus ſeinem Lande gekommen iſt) jenen im Allgemeinen haßt und verachtet; woran wohl nicht die Rivalität

der Nachbarschaft (denn da sieht sich England dem letzteren ohne allen Streit überlegen), sondern der Handelsgeist überhaupt Schuld ist, der, in der Voraussetzung den vornehmsten Stand auszumachen, unter Kaufleuten desselben Volks sehr ungesellig ist.*) Da beide Völker einander in Ansehung der beiderseitigen Küsten nahe, und nur durch einen Canal (der freilich wohl ein Meer heißen könnte) von einander getrennt sind: so bewirkt die Rivalität derselben unter einander doch einen auf verschiedene Art modificirten politischen Charakter in ihrer Befehdung: Besorgniß auf der einen und Haß auf der anderen Seite; welche zwei Arten ihrer Unvereinbarkeit sind, wovon jene die Selbsterhaltung, diese die Beherrschung, im entgegengesetzten Falle aber die Vertilgung der anderen zur Absicht hat.

Die Charakterzeichnung der übrigen, deren Nationaleigenthümlichkeit nicht sowohl, wie bei beiden vorhergehenden, meistens aus der Art ihrer verschiedenen Kultur, als vielmehr aus der Anlage ihrer Natur durch Vermischung ihrer ursprünglich verschieden Stämme abzuleiten sein möchte, können wir jetzt kürzer fassen.

3. Der aus der Mischung des europäischen mit

---

*) Der Handelsgeist ist überhaupt an sich ungesellig, wie der Adelsgeist. Ein Haus (so nennt der Kaufmann sein Comptoir) ist von dem Anderen durch seine Geschäfte, wie ein Ritterſitz vom anderen durch eine Zugbrücke, abgesondert und freundschaftlicher Umgang, ohne Ceremonie, daraus verwiesen; es müßte denn der mit von demselben beschützten sein, die aber alsdann nicht als Glieder desselben anzusehen sein würden.

arabiſchem (mohriſchem) Blut entſprungene Spanier zeigt in ſeinem öffentlichen und Privatbetragen eine gewiſſe Feierlichkeit, und ſelbſt der Bauer gegen Obere, denen er auch auf geſetzliche Art gehorſam iſt, ein Bewußtſein ſeiner Würde. — Die ſpaniſche Grandezza und die, ſelbſt in ihrer Converſationsſprache befindliche Grandiloquenz, zeigen auf einen edlen Nationalſtolz. Daher iſt ihm der franzöſiſche vertrauliche Muthwille ganz zuwider. Er iſt mäßig, den Geſetzen, vornehmlich denen ſeiner alten Religion, herzlich ergeben. — Dieſe Gravität hindert ihn auch nicht, an Tagen der Ergötzlichkeit (z. B. bei Einführung ſeiner Ernte durch Geſang und Tanz) ſich zu vergnügen, und wenn an einem Sommerabende der Fandango gefidelt wird, fehlt es nicht an jetzt müßigen Arbeitsleuten, die zu dieſer Muſik auf den Straßen tanzen. — — Das iſt eine gute Seite.

Die ſchlechtere iſt: er lernt nicht von Fremden; reiſet nicht, um andere Völker kennen zu lernen;*) bleibt in Wiſſenſchaften wohl Jahrhunderte zurück; ſchwierig gegen alle Reform, iſt er ſtolz darauf, nicht arbeiten zu dürfen; von romantiſcher Stimmung des Geiſtes, wie das Stiergefecht, grauſam, wie das ehemalige Auto da Fe beweiſet, und zeigt in ſeinem Geſchmack zum Theil außer-europäiſche Abſtammung.

4. Der Italiäner vereinigt die franzöſiſche Leb-

*) Die Eingeſchränktheit des Geiſtes aller Völker, welche die unintereſſirte Neubegierde nicht anwandelt, die Außenwelt mit eigenen Augen kennen zu lernen, noch weniger ſich dahin (als Weltbürger) zu verpflanzen, iſt etwas Charakteriſtiſches an denſelben, wodurch ſich Franzoſen, Engländer und Deutſche vor Anderen vortheilhaft unterſcheiden.

haftigkeit (Frohsinn) mit spanischem Ernste (Festigkeit) und sein ästhetischer Charakter ist ein mit Affect verbundener Geschmack, so wie die Aussicht von seinen Alpen in die reizenden Thäler einer Seits Stoff zum Muth, anderer Seits zum ruhigen Genuß darbietet. Das Temperament ist hierin nicht gemischt, noch desultorisch (denn so gäbe es keinen Charakter ab), sondern eine Stimmung der Sinnlichkeit zum Gefühl des Erhabenen, so fern es zugleich mit dem des Schönen vereinbar ist. — In seinen Mienen äußert sich ein starkes Spiel seiner Empfindungen und sein Gesicht ist ausdrucksvoll. Das Plädiren ihrer Advocaten vor den Schranken ist so affectvoll, daß es einer Declamation auf der Schaubühne ähnlich sieht.

So wie der Franzose im Conversationsgeschmack vorzüglich ist, so ist es der Italiener im Kunstgeschmack. Der Erstere liebt mehr die Privatbelustigungen, der Andere öffentliche: pompöse Aufzüge, Prozessionen, große Schauspiele, Carnevals, Maskeraden, Pracht öffentlicher Gebäude, Gemälde mit dem Pinsel oder in musivischer Arbeit gezeichnet, römische Alterthümer im großen Stil; um zu sehen und in großer Gesellschaft gesehen zu werden. Dabei aber (um doch den Eigennutz nicht zu vergessen): Erfindung der Wechsel, der Banken und der Lotterie. — — Das ist seine gute Seite: so wie die Freiheit, welche die Gondalieri und Lazzaroni sich gegen Vornehme nehmen dürfen.

Die schlechtere ist: sie conversiren: wie Rousseau sagt, in Prachtsälen und schlafen in Ratzennestern. Ihre Conversazioni sind einer Börse ähnlich, wo die Dame des Hauses einer großen Gesellschaft Etwas zu

kosten reichen läßt, um im Herumwandeln sich einander die Neuigkeiten des Tages mitzutheilen, ohne daß dazu eben Freundschaft nöthig wäre, und mit einem kleinen daraus gewählten Theil zur Nacht ißt. — Die schlimme aber: das Messerziehen, die Banditen, die Zuflucht der Meuchelmörder in geheiligten Freistätten, das vernachlässigte Amt der Sbirren u. drgl.; welche doch nicht sowohl dem Römer, als vielmehr seiner zweiköpfigen Regierungsart zugeschrieben wird. — Dieses sind aber Beeschuldigungen, die ich keineswegs verantworten mag und mit denen sich gewöhnlich Engländer herumtragen, denen keine andere Verfassung gefallen will als die ihrige.

5. Die Deutschen stehen im Ruf eines guten Charakters, nämlich dem der Ehrlichkeit und Häuslichkeit; Eigenschaften, die eben nicht zum Glänzen geeignet sind. — Der Deutsche fügt sich, unter allen civilisirten Völkern am leichtesten und dauerhaftesten, der Regierung, unter der er ist, und ist am meisten von Neuerungssucht und Widersetzlichkeit gegen die eingeführte Ordnung entfernt. Sein Charakter ist mit Verstand verbundenes Phlegma; ohne weder über die schon eingeführte zu vernünfteln, noch sich selbst eine auszudenken. Er ist dabei doch der Mann von allen Ländern und Klimaten, wandert leicht aus und ist an sein Vaterland nicht leidenschaftlich gefesselt; wo er aber in fremde Länder als Colonist hinkommt, da schließt er bald mit seinen Landesgenossen eine Art von bürgerlichem Verein, der durch Einheit der Sprache, zum Theil auch der Religion, ihn zu einem Völkchen ansiedelt, was unter der höheren Obrigkeit in einer ruhigen, sittlichen Verfassung durch Fleiß, Reinlichkeit und Sparsamkeit vor den

Anſitzungen anderer Völker ſich vorzüglich auszeichnet. — So lautet das Lob, welches ſelbſt Engländer den Deutſchen in N. Amerika geben.

Da Phlegma (im guten Sinn genommen) das Temperament der kalten Ueberlegung und der Ausdauerung in Verfolgung ſeines Zwecks, imgleichen des Aushaltens der damit verbundenen Beſchwerlichkeiten iſt: ſo kann man von dem Talente ſeines richtigen Verſtandes und ſeiner tief nachdenkenden Vernunft ſo viel wie von jedem anderen, der größten Kultur fähigen Volke erwarten; das Fach des Witzes und des Künſtlergeſchmacks ausgenommen, als worin er es vielleicht den Franzoſen, Engländern und Italienern nicht gleich thun möchte. — — Das iſt nun ſeine gute Seite, in dem, was durch anhaltenden Fleiß auszurichten iſt, und wozu eben nicht Genie*) erfordert wird; welches Letztere auch bei Weitem nicht von der Nützlichkeit iſt, als der mit geſundem Verſtandestalent verbundene Fleiß des

*) Genie iſt das Talent der Erfindung deſſen, was nicht gelehrt oder gelernt werden kann. Man kann gar wohl von Anderen gelehrt werden, wie man gute Verſe, aber nicht wie man ein gutes Gedicht machen ſoll; denn das muß aus der Natur des Verfaſſers von ſelbſt hervorgehen. Daher kann man es nicht auf Beſtellung und für reichliche Bezahlung als Fabrikat, ſondern muß es, gleich als Eingebung, von der der Dichter ſelbſt nicht ſagen kann, wie er dazu gekommen ſei, d. i. einer gelegentlichen Dispoſition, deren Urſache ihm unbekannt iſt, erwarten (scit genius natale comes qui temperat astrum). — Das Genie glänzt daher als augenblickliche, mit Intervallen ſich zeigende und wieder verſchwindende Erſcheinung, nicht mit einem willkürlich angezündeten und eine beliebige Zeit fortbrennenden Licht, ſondern wie ſprühende Funken, welche eine glückliche Anwandelung des Geiſtes aus der productiven Einbildungskraft auslockt.

Deutſchen. — Dieſes ſein Charakter im Umgange iſt Beſcheidenheit. Er lernt, mehr als jedes andere Volk, fremde Sprachen, iſt (wie Robertſon ſich ausdrückt) Großhändler in der Gelehrſamkeit, und kommt im Felde der Wiſſenſchaften zuerſt auf manche Spuren, die nachher von Anderen mit Geräuſch benutzt werden; er hat keinen Nationalſtolz; hängt, gleich als Kosmopolit, auch nicht an ſeiner Heimath. In dieſer aber iſt er gaſtfreier gegen Fremde, als irgend eine andere Nation (wie Boswell geſteht); disciplinirt ſeine Kinder zur Sittſamkeit mit Strenge, wie er dann auch ſeinem Hange zur Ordnung und Regel gemäß, ſich eher despotiſiren, als ſich auf Neuerungen (zumal eigenmächtige Reformen in der Regierung) einlaſſen wird. — — Das iſt ſeine gute Seite.

Seine unvortheilhafte Seite iſt ſein Hang zum Nachahmen und die geringe Meinung von ſich, original ſein zu können (was gerade das Gegentheil des trotzigen Engländers iſt); vornehmlich aber eine gewiſſe Methodenſucht, ſich mit den übrigen Staatsbürgern nicht etwa nach einem Princip der Annäherung zur Gleichheit, ſondern nach Stufen des Vorzugs und einer Rangordnung peinlich claſſificiren zu laſſen und in dieſem Schema des Ranges, in Erfindung der Titel (vom Edlen und Hochedlen, Wohl- und Hochwohl- auch Hochgeboren) unerſchöpflich und ſo aus bloßer Pedanterei knechtiſch zu ſein; welches Alles freilich wohl der Form der Reichsverfaſſung Deutſchlands zugerechnet werden mag; dabei aber ſich die Bemerkung nicht bergen läßt, daß doch das Entſtehen dieſer pedantiſchen Form ſelber aus dem Geiſte der Nation und dem natürlichen Hange des Deutſchen hervorgehe: zwiſchen dem, der herrſchen, bis zu dem,

der gehorchen soll, eine Leiter anzulegen, woran jede Sprosse mit dem Grade des Ansehens bezeichnet wird, der ihr gebührt, und der, welcher kein Gewerbe, dabei aber auch keinen Titel hat, wie es heißt Nichts ist; welches denn dem Staate, der diesen ertheilt, freilich was einbringt, aber auch ohne hierauf zu sehen, bei Unterthanen Ansprüche, Anderer Wichtigkeit in der Meinung zu begrenzen, erregt, welche andern Völkern lächerlich vorkommen muß, und in der That als Peinlichkeit und Bedürfniß der methodischen Eintheilung, um ein Ganzes unter einen Begriff zu fassen, die Beschränkung des angebornen Talents verräth.

* * *

Da Rußland das noch nicht ist, was zu einem bestimmten Begriff der natürlichen Anlagen, welche sich zu entwickeln bereit liegen, erfordert wird, Polen aber es nicht mehr ist, die Nationalen der europäischen Türkei aber das nie gewesen sind noch sein werden, was zur Aneignung eines bestimmten Volkscharakters erforderlich ist: so kann die Zeichnung derselben hier füglich übergangen werden.

Ueberhaupt da hier vom angebornen, natürlichen Charakter, der, so zu sagen, in der Blutmischung der Menschen liegt, nicht von dem Charakteristischen des erworbenen künstlichen (oder verkünstelten) der Nationen die Rede ist: so wird man in der Zeichnung desselben viel Behutsamkeit nöthig haben. In dem Charakter der Griechen unter dem harten Druck der Türken und dem nicht viel sanfteren ihrer Caloyers hat sich eben so wenig ihre Sinnesart (Lebhaftigkeit und Leichtsinn), wie die Bildung ihres Leibes, Gestalt

und Geſichtszüge verloren, ſondern dieſe Eigenthümlichkeit würde ſich vermuthlich wiederum in That herſtellen, wenn die Religions- und Regierungsform, durch glückliche Ereigniſſe, ihnen Freiheit verſchaffte, ſich wieder herzuſtellen. — Unter einem anderen chriſtlichen Volke, den Armenianern, herrſcht ein gewiſſer Handelsgeiſt von beſonderer Art, nämlich durch Fußwanderungen von China's Gränzen aus bis nach Cap-Corſo an der Guineaküſte Verkehr zu treiben, der auf einen beſondern Abſtamm dieſes vernünftigen und emſigen Volks, welcher, in einer Linie von N. O. nach S. W., beinahe die ganze Strecke des alten Continents durchzieht und ſich friedfertige Begegnung unter allen Völkern, auf die es trifft, zu verſchaffen weiß, und einen vor dem flatterhaften und kriechenden der jetzigen Griechen vorzüglichen Charakter beweiſt, deſſen erſte Bildung wir nicht mehr erforſchen können. — So viel iſt wohl mit Wahrſcheinlichkeit zu urtheilen: daß die Vermiſchung der Stämme (bei großen Eroberungen), welche nach und nach die Charaktere auslöſcht, dem Menſchengeſchlecht, alles vorgeblichen Philanthropismus ungeachtet, nicht zuträglich ſei.

F.

Der Charakter der Raſſe.

In Anſehung dieſer kann ich mich auf das beziehen, was der Herr Geh. H. R. Girtanner davon in ſeinem Werk (meinen Grundſätzen gemäß) zur Erläuterung und Erweiterung ſchön und gründlich vorgetragen hat; — nur will ich noch Etwas vom Familienſchlag und den Varietäten, oder Spielarten, anmer-

ken, die ſich in einer und derſelben Raſſe bemerken laſſen.

Hier hat die Natur, ſtatt der Verähnlichung, welche ſie in der Zuſammenſchmelzung verſchiedener Raſſen beabſichtigte, gerade das Gegentheil ſich zum Geſetze gemacht; nämlich in einem Volk von derſelben Raſſe (z. B. der Weißen) anſtatt in ihrer Bildung die Charaktere beſtändig und fortgehend einander ſich nähern zu laſſen, — wo dann endlich nur ein und daſſelbe Porträt, wie das durch den Abdruck eines Kupferſtichs herauskommen würde, — vielmehr in demſelben Stamme und gar in der nämlichen Familie, im Körperlichen und Geiſtigen, in's Unendliche zu vervielfältigen. — Zwar ſagen die Ammen, um einem der Aeltern zu ſchmeicheln: „das hat dies Kind vom Vater; das hat es von der Mutter"; wo, wenn es wahr wäre, alle Formen der Menſchenzeugung längſt erſchöpft ſein würden, und da die Fruchtbarkeit in Paarungen durch die Heterogeneität der Individuen aufgefriſcht wird, die Fortpflanzung zum Stocken gebracht werden würde. — So kommt nicht etwa die graue Haarfarbe (cendrée) von der Vermiſchung eines Brunetten mit einer Blondinen her, ſondern bezeichnet einen beſonderen Familienſchlag und die Natur hat Vorrath genug in ſich, um nicht, der Armuth ihrer vorräthigen Formen halber, einen Menſchen in die Welt zu ſchicken, der ſchon ehemals drin geweſen iſt; wie denn auch die Nahheit der Verwandtſchaft notoriſch auf Unfruchtbarkeit hinwirkt.

G.

Der Charackter der Gattung.

Von der Gattung gewiſſer Weſen einen Charakter anzugeben, dazu wird erfordert: daß ſie mit anderen uns bekannten unter einen Begriff gefaßt, das aber, wodurch ſie ſich von einander unterſcheiden, als Eigenthümlichkeit (proprietas) zum Unterſcheidungsgrunde angegeben und gebraucht wird. — Wenn aber eine Art von Weſen, die wir kennen (A), mit einer andern Art Weſen (non A), die wir nicht kennen, verglichen wird: wie kann man da erwarten oder verlangen, einen Charakter des Erſteren anzugeben, da uns der Mittelbegriff der Vergleichung (tertium comparationis) abgeht? — Der oberſte Gattungsbegriff mag der eines irdiſchen vernünftigen Weſens ſein, ſo werden wir keinen Charakter deſſelben nennen können, weil wir von vernünftigen, nicht irdiſchen Weſen keine Kenntniß haben, um ihre Eigenthümlichkeit angeben und ſo jene irdiſche unter den Vernünftigen überhaupt charakteriſiren zu können. — Es ſcheint alſo, das Problem, den Charakter der Menſchengattung anzugeben, ſei ſchlechterdings unauflöslich; weil die Auflöſung durch Vergleichung zweier Species vernünftiger Weſen durch Erfahrung angeſtellt ſein müßte, welche die Letztere uns nicht darbietet.

Es bleibt uns alſo, um dem Menſchen im Syſtem der lebenden Natur ſeine Klaſſe anzuweiſen und ſo ihn zu charakteriſiren, nichts übrig, als: daß er einen Charakter hat, den er ſich ſelbſt ſchafft; indem er vermögend iſt, ſich nach ſeinen von ihm ſelbſt genommenen Zwecken

zu perfectioniren; wodurch er, als mit Vernunftfähigkeit begabtes Thier (animal rationabile), aus sich selbst ein vernünftiges Thier (animal rationale) machen kann; — wo er dann: erstlich sich selbst und seine Art erhält, zweitens sie übt, belehrt und für die häusliche Gesellschaft erzieht, drittens sie, als in ein systematisches (nach Vernunftprincipien geordnetes) für die Gesellschaft gehöriges Ganze, regiert, wobei aber das Charakteristische der Menschengattung, in Vergleichung mit der Idee möglicher vernünftiger Wesen auf Erden überhaupt, dieses ist: daß die Natur den Keim der Zwietracht in sie gelegt und gewollt hat, daß ihre eigene Vernunft aus dieser diejenige Eintracht, wenigstens die beständige Annäherung zu derselben, herausbringe, welche letztere zwar in der Idee den Zweck, der That nach aber die erstere (die Zwietracht) in dem Plane der Natur, das Mittel einer höchsten uns unerforschlichen Weisheit ist: die Perfectionirung des Menschen durch fortschreitende Kultur, wenn gleich mit mancher Aufopferung der Lebensfreuden desselben, zu bewirken.

Unter den lebenden Erdbewohnern ist der Mensch durch seine technische (mit Bewußtsein verbunden, mechanische) zu Handhabung der Sachen, durch seine pragmatische (andere Menschen zu seinen Absichten geschickt zu brauchen) und durch die moralische Anlage in seinem Wesen (nach dem Freiheitsprincip unter Gesetzen gegen sich und Andere) zu handeln, von allen übrigen Naturwesen kenntlich unterschieden, und eine jede dieser drei Stufen kann für sich allein schon den Menschen zum Unterschiede von anderen Erdbewohnern charakteristisch unterscheiden.

I. Die technische Anlage. Die Fragen: ob der Mensch ursprünglich zum vierfüßigen Gange (wie Moscati, vielleicht bloß zur Thesis für eine Dissertation, vorschlug): oder zum zweifüßigen bestimmt sei; — ob der Gibbon, der Orangoutang, der Chimpansee u. a. bestimmt sei (worin Linneus und Camper einander widerstreiten); — ob er ein frucht- oder, (weil er einen häutigen Magen hat) fleischfressendes Thier sei; — ob, da er weder Klauen noch Fangzähne, folglich (ohne Vernunft) keine Waffen hat, er von Natur ein Raub- oder friedliches Thier sey. — — Die Beantwortung dieser Fragen hat keine Bedenklichkeit. Allenfalls könnte diese noch aufgeworfen werden: ob er von Natur ein geselliges oder einsiedlerisches und nachbarschaftscheues Thier sei; wovon das Letztere wohl das Wahrscheinlichste ist.

Ein erstes Menschenpaar, schon mit völliger Ausbildung, mithin unter Nahrungsmitteln von der Natur hingestellt, wenn ihm nicht zugleich ein Naturinstinct, der uns doch in unserem jetzigen Naturzustande nicht beiwohnt, zugleich beigegeben worden, läßt sich schwerlich mit der Vorsorge der Natur für die Erhaltung der Art vereinigen. Der erste Mensch würde im ersten Teich, den er vor sich sähe, ertrinken; denn Schwimmen ist schon eine Kunst, die man lernen muß; oder er würde giftige Wurzeln und Früchte genießen und dadurch umzukommen in beständiger Gefahr sein. Hatte aber die Natur dem ersten Menschenpaar diesen Instinct eingepflanzt, wie war es möglich, daß er ihn nicht an seine Kinder vererbte; welches doch jetzt nie geschieht?

Zwar lehren die Singvögel ihren Jungen gewisse

Gesänge und pflanzen sie durch Tradition fort: so, daß ein isolirter Vogel, der noch blind aus dem Neste genommen und aufgefüttert worden, nachdem er erwachsen, keinen Gesang, sondern nur einen gewissen angebornen Organlaut hat. Wo ist aber nun der erste Gesang hergekommen*); denn gelernt ist dieser nicht, und wäre er instinctmäßig entsprungen, warum erbte er den Jungen nicht an?

Die Charakterisirung des Menschen, als eines vernünftigen Thieres, liegt schon in der Gestalt und Organisation seiner Hand, seiner Finger und Fingerspitzen, deren, theils Bau, theils zartes Gefühl, dadurch die Natur ihn nicht für Eine Art der Handhabung der Sachen, sondern unbestimmt für alle, mithin für den Gebrauch der Vernunft geschickt gemacht, und dadurch die technische oder Geschicklichkeitsanlage seiner

*) Man kann mit dem Ritter Linné für die Archäologie der Natur die Hypothese annehmen: daß aus dem allgemeinen Meer, welches die ganze Erde bedeckte, zuerst eine Insel unter dem Aequator, als ein Berg hervorgekommen, auf welchem alle klimatische Stufen der Wärme, von der des heißen am niedrigen Ufer desselben, bis zur arktischen Kälte auf seinem Gipfel, sammt den ihnen angemessenen Pflanzen und Thieren, nach und nach entstanden; daß, was die Vögel aller Art betrifft, die Singvögel den angebornen Organlaut so vielerlei verschiedener Stimmen nachahmten, und jede, so viel ihre Kehle es verstattete, mit der anderen verbanden, wodurch eine jede Species sich ihren bestimmten Gesang machte, den nachher einer dem andern durch Belehrung (gleich einer Tradition) beibrachte; wie man auch sieht, daß Finken und Nachtigallen in verschiedenen Ländern auch einige Verschiedenheit in ihren Schlägen anbringen.

Gattung, als eines vernünftigen Thieres, bezeichnet hat.

II. Die pragmatische Anlage der Civilisirung durch Kultur, vornehmlich der Umgangseigenschaften und der natürliche Hang seiner Art im gesellschaftlichen Verhältnisse aus der Rohigkeit der bloßen Selbstgewalt herauszugehen und ein gesittetes (wenn gleich noch nicht sittliches), zur Eintracht bestimmtes, Wesen zu werden, ist nun eine höhere Stufe. — Er ist einer Erziehung, sowohl in Belehrung als Zucht (Disciplin), fähig und bedürftig. Hier ist nun (mit oder gegen Rousseau) die Frage: ob der Charakter seiner Gattung ihrer Naturanlage nach sich besser bei der Rohigkeit seiner Natur, als bei den Künsten der Kultur, welche kein Ende absehen lassen, befinden werde. — Zuvörderst muß man anmerken: daß bei allen übrigen, sich selbst überlassenen Thieren jedes Individuum seine ganze Bestimmung erreicht, bei den Menschen aber allenfalls nur die Gattung: so, daß sich das menschliche Geschlecht nur durch Fortschreiten, in einer Reihe unabsehlich vieler Generationen, zu seiner Bestimmung empor arbeiten kann; wo das Ziel ihm doch immer noch im Prospecte bleibt, gleichwohl aber die Tendenz zu diesem Endzwecke, zwar wohl öfters gehemmt, aber nie ganz rückläufig werden kann.

III. Die moralische Anlage. Die Frage ist hier: ob der Mensch von Natur gut, oder von Natur böse oder von Natur gleich für Eines oder das Andere empfänglich, sei; nachdem er in diese oder jene ihn bildende Hände fällt (cereus in vitium flecti etc.). Im letztern Falle würde die Gattung selbst keinen Charakter haben. — Aber dieser Fall widerspricht sich selbst;

denn ein mit praktiſchem Vernunftsvermögen und Bewußtſein der Freiheit ſeiner Willkühr ausgeſtattetes Weſen (eine Perſon) ſieht ſich in dieſem Bewußtſein, ſelbſt mitten in den dunkelſten Vorſtellungen, unter einem Pflichtgeſetze und im Gefühl (welches dann das moraliſche heißt), daß ihm, oder durch ihn Anderen Recht oder Unrecht geſchehe. Dieſes iſt nun ſchon ſelbſt der intelligibele Charakter der Menſchheit überhaupt, und in ſo fern iſt der Menſch ſeiner angebornen Anlage nach (von Natur) gut. Da aber doch auch die Erfahrung zeigt: daß in ihm ein Hang zur thätigen Begehrung des Unerlaubten, ob er gleich weiß, daß es unerlaubt ſei, d. i. zum Böſen ſei, der ſich ſo unausbleiblich und ſo früh regt, als der Menſch nur von ſeiner Freiheit Gebrauch zu machen anhebt, und darum als angeboren betrachtet werden kann: ſo iſt der Menſch, ſeinem ſenſibelen Charakter nach, auch als (von Natur) böſe zu beurtheilen, ohne daß ſich dieſes widerſpricht, wenn vom Charakter der Gattung die Rede iſt; weil man annehmen kann, daß die Naturbeſtimmung dieſer im continuirlichen Fortſchreiten zum Beſſeren beſtehe.

Die Summe der pragmatiſchen Anthropologie in Anſehung der Beſtimmung des Menſchen und die Charakteriſtik ſeiner Ausbildung iſt folgende. Der Menſch iſt durch ſeine Vernunft beſtimmt, in einer Geſellſchaft mit Menſchen zu ſein, und in ihr ſich durch Kunſt und Wiſſenſchaften zu kultiviren, zu civiliſiren und zu moraliſiren; wie groß auch ſein thieriſcher Hang ſein mag, ſich den Anreizen der Gemächlichkeit und des Wohllebens, die er Glückſeligkeit nennt, paſſiv zu überlaſſen, ſondern vielmehr thätig, im Kampf mit

den Hindernissen, die ihm von der Rohigkeit seiner Natur anhängen, sich der Menschheit würdig zu machen.

Der Mensch muß also zum Guten erzogen werden; der aber, welcher ihn erziehen soll, ist wieder ein Mensch, der noch in der Rohigkeit der Natur liegt, und nun doch dasjenige bewirken soll, was er selbst bedarf. Daher die beständige Abweichung von seiner Bestimmung, mit immer widerholten Einlenkungen zu derselben. — Wir wollen die Schwierigkeiten der Auflösung dieses Problems und die Hindernisse derselben anführen.

A.

Die erste physische Bestimmung desselben besteht in dem Antriebe des Menschen zur Erhaltung seiner Gattung, als Thiergattung. — Aber hier wollen nun schon die Naturepochen seiner Entwickelung mit den bürgerlichen nicht zusammentreffen. Nach der Ersteren ist er im Naturzustande wenigstens in seinem 15ten Lebensjahr durch den Geschlechtsinstinct angetrieben und auch vermögend, seine Art zu erzeugen und zu erhalten. Nach der Zweiten kann er es (im Durchschnitte) vor dem 20sten schwerlich wagen. Denn wenn der Jüngling gleich früh genug das Vermögen hat, seine und eines Weibes Neigung als Weltbürger zu befriedigen, so hat er doch lange noch nicht das Vermögen, als Staatsbürger sein Weib und Kind zu erhalten. — Er muß ein Gewerbe erlernen, sich in Kundschaft bringen, um ein Hausweſen mit einem Weibe anzufangen; worüber aber in der geschliffenern Volksklasse auch wohl das 25ste Jahr verfließen kann, ehe er zu seiner Bestimmung reif wird. — Womit füllt er nun diesen Zwi-

ſchenraum, einer abgenöthigten und unnatürlichen Enthaltſamkeit, aus? Kaum anders als mit Laſtern.

B.

Der Trieb zur Wiſſenſchaft, als einer die Menſchheit veredelnden Kultur, hat im Ganzen der Gattung keine Proportion zur Lebensdauer. Der Gelehrte, wenn er bis dahin in der Kultur vorgedrungen iſt, um das Feld derſelben ſelbſt zu erweitern, wird durch den Tod abgerufen und ſeine Stelle nimmt der A B C Schüler ein, der kurz vor ſeinem Lebensende, nachdem er eben ſo einen Schritt weiter gethan hat, wiederum ſeinen Platz einem Andern überläßt. — Welche Maſſe von Kenntniſſen, welche Erfindung neuer Methoden würde nun ſchon vorräthig da liegen, wenn ein Archimed, ein Newton, oder Lavoiſier, mit ſeinem Fleiß und Talent, ohne Verminderung der Lebenskraft, von der Natur mit einem Jahrhunderte durch fortdauernden Alter wäre begünſtigt worden? Nun aber iſt das Fortſchreiten der Gattung in Wiſſenſchaften immer nur fragmentariſch (der Zeit nach) und gewährt keine Sicherheit wegen des Rückganges, womit es durch dazwiſchen tretende ſtaatsumwälzende Barbarei immer bedroht wird.

C.

Eben ſo wenig ſcheint die Gattung in Anſehung der Glückſeligkeit, wozu beſtändig hin zu ſtreben ihn ſeine Natur antreibt, die Vernunft aber auf die Bedingung der Würdigkeit glücklich zu ſein, d. i. der Sittlichkeit einſchränkt, ihre Beſtimmung zu erreichen. — Man darf eben nicht die hypochondriſche (übellaunige) Schilderung, die Rouſſeau vom Menſchengeſchlecht

macht, das aus dem Naturzustande herauszugehen wagt, für Anpreisung wieder dahin ein- und in die Wälder zurück zu kehren, als dessen wirkliche Meinung annehmen, womit er die Schwierigkeit für unsere Gattung, in das Gleis der continuirlichen Annäherung zu ihrer Bestimmung zu kommen, ausdrückte; man darf sie nicht aus der Luft greifen: — die Erfahrung alter und neuer Zeiten muß jeden Denkenden hierüber verlegen und zweifelhaft machen, ob es mit unserer Gattung jemals besser stehen werde.

Seine drei Schriften von dem Schaden, den 1. der Ausgang aus der Natur in die Kultur unserer Gattung, durch Schwächung unserer Kraft; 2. die Civilisirung, durch Ungleichheit und wechselseitige Unterdrückung; 3. die vermeinte Moralisirung, durch naturwidrige Erziehung und Mißbildung der Denkungsart, angerichtet hat. — Diese drei Schriften, sage ich, welche den Naturzustand gleich als einen Stand der Unschuld vorstellig machten (wohin wieder zurückzukehren der Thorwächter eines Paradieses mit feurigem Schwert verhindert), sollten nur seinem Socialcontract, seinem Emil und seinem Savojardischen Vicar zum Leitfaden dienen, aus dem Irrsal der Uebel sich heraus zu finden, womit sich unsere Gattung, durch ihre eigene Schuld, umgeben hat. — Rousseau wollte im Grunde nicht, daß der Mensch wiederum in den Naturzustand zurück gehen, sondern von der Stufe, auf der er jetzt steht, dahin zurück sehen sollte. Er nahm an: der Mensch sei von Natur (wie sie sich vererben läßt) gut, aber auf negative Art, nämlich von selbst und absichtlich nicht böse zu sein, sondern nur in Gefahr, von bösen oder ungeschickten Führern und

Beispielen angesteckt und verdorben zu werden. Da nun aber hiezu wiederum gute Menschen erforderlich sind, die dazu selbst haben erzogen werden müssen und deren es wohl keinen geben wird, der nicht (angeborne oder zugezogene) Verdorbenheit in sich hätte: so bleibt das Problem der moralischen Erziehung für unsere Gattung, selbst der Qualität des Princips, nicht bloß dem Grade nach, unaufgelöst; weil ein ihr angeborner böser Hang wohl durch die allgemeine Menschenvernunft getadelt, allenfalls auch gebändigt, dadurch aber doch nicht vertilgt wird.

* * *

In einer bürgerlichen Verfassung, welche der höchste Grad der künstlichen Steigerung der guten Anlage in der Menschengattung zum Endzwecke ihrer Bestimmung ist, ist doch die Thierheit früher und im Grunde mächtiger als die reine Menschheit in ihren Aeußerungen und das zahme Vieh ist nur durch Schwächung dem Menschen nützlicher, als das wilde. Der eigene Wille ist immer in Bereitschaft, in Widerwillen gegen seinen Nebenmenschen auszubrechen und strebt jederzeit, seinen Anspruch auf unbedingte Freiheit, nicht bloß unabhängig, sondern selbst über andere, ihm von Natur gleiche Wesen Gebieter zu sein; welches man auch an dem kleinsten Kinde schon gewahr wird;*)

*) Das Geschrei, welches ein kaum gebornes Kind hören läßt, hat nicht den Ton des Jammerns, sondern der Entrüstung und aufgebrachten Zorns an sich; nicht aus Schmerz, sondern aus Verdruß über Etwas; vermuthlich darum, weil es sich bewegen will und sein Unvermögen dazu gleich als eine Fes-

weil die Natur in ihm von der Kultur zur Moralität nicht, (wie es doch die Vernunft vorschreibt) von der Moralität und ihrem Gesetze anhebend, zu einer darauf angelegten zweckmäßigen Kultur hinzuleiten strebt; welches unvermeidlich eine verkehrte, zweckwidrige Tendenz abgiebt; z. B. wenn Religionsunterricht, der nothwendig eine moralische Kultur sein sollte, mit der histo-

---

selung fühlt, wodurch ihm die Freiheit genommen wird. — Was mag doch die Natur hiemit für eine Absicht haben, daß sie das Kind mit lautem Geschrei auf die Welt kommen läßt, welches doch für dasselbe und die Mutter im rohen Naturzustande von äußerster Gefahr ist? Denn ein Wolf, ein Schwein sogar, würde ja dadurch angelockt, in Abwesenheit, oder bei der Entkräftung derselben durch die Niederkunft, es zu fressen. Kein Thier aber, außer dem Menschen (wie er jetzt ist), wird beim Geborenwerden seine Existenz laut ankündigen; welches von der Weisheit der Natur so angeordnet zu sein scheint, um die Art zu erhalten. Man muß also annehmen: daß in der frühen Epoche der Natur in Ansehung dieser Thierklasse (nämlich des Zeitlaufs der Rohigkeit) dieses Lautwerden des Kindes bei seiner Geburt noch nicht war; mithin nur späterhin eine zweite Epoche, nachdem beide Aeltern schon zu derjenigen Kultur, die zum häuslichen Leben nothwendig ist, gelangt waren, eingetreten ist; ohne daß wir wissen: wie die Natur und durch welche mitwirkende Ursachen sie eine solche Entwickelung veranstaltete. Diese Bemerkung führt weit z. B. auf den Gedanken: ob nicht auf dieselbe zweite Epoche, bei großen Naturrevolutionen, noch eine dritte folgen dürfte. Da ein Orang-Utang, oder ein Chimpansee die Organe, die zum Gehen, zum Befühlen der Gegenstände und zum Sprechen dienen, sich zum Gliederbau eines Menschen ausbildete, deren Innerstes ein Organ für den Gebrauch des Verstandes enthielte und durch gesellschaftliche Kultur sich allmälig entwickelte.

rischen, die bloß Gedächtnißkultur ist, anhebt und daraus Moralität zu folgern vergeblich sucht.

Die Erziehung des Menschengeschlechts im Ganzen ihrer Gattung, d. i. collectiv genommen (universorum), nicht Aller Einzelnen (singulorum), wo die Menge nicht ein System, sondern nur ein zusammengelesenes Aggregat abgiebt, das Hinstreben zu einer bürgerlichen, auf dem Freiheits-, zugleich aber auch gesetzmäßigen Zwangs-Princip, zu gründenden Verfassung in's Auge gefaßt, erwartet der Mensch doch nur von der Vorsehung, d. i. von einer Weisheit, die nicht die seine, aber doch die (durch seine eigene Schuld) ohnmächtige Idee seiner eigenen Vernunft ist, — diese Erziehung von oben herab, sage ich, ist heilsam, aber rauh und strenge, durch viel Ungemach und bis nahe an die Zerstörung des ganzen Geschlechts reichende Bearbeitung der Natur, nämlich der Hervorbringung des vom Menschen nicht beabsichtigten, aber, wenn es einmal da ist, sich ferner erhaltenden Guten, aus dem innerlich mit sich selbst immer sich veruneinigenden Bösen. Vorsehung bedeutet eben dieselbe Weisheit, welche wir in der Erhaltung der Species organisirter, an ihrer Zerstörung beständig arbeitender und dennoch sie immer schützender Naturwesen mit Bewunderung wahrnehmen, ohne darum ein höheres Princip in der Vorsorge anzunehmen, als wir es für die Erhaltung der Gewächse und Thiere anzunehmen schon im Gebrauch haben. — Uebrigens soll und kann die Menschengattung selbst Schöpferinn ihres Glücks sein; nur daß sie es sein wird, läßt sich nicht a priori, aus den uns von ihr bekannten Naturanlagen, sondern nur aus der Erfahrung und Geschichte, mit so weit ge-

gründeter Erwartung schließen, als nöthig ist, an diesem ihrem Fortschreiten zum Besseren nicht zu verzweifeln, sondern, mit aller Klugheit und moralischer Vorleuchtung, die Annäherung zu diesem Ziele (ein Jeder, so viel an ihm ist) zu befördern.

Man kann also sagen: der erste Charakter der Menschengattung ist: das Vermögen, als vernünftigen Wesens, sich, für seine Person so wohl als für die Gesellschaft, worin ihn die Natur versetzt, einen Charakter überhaupt zu verschaffen; welches aber schon eine günstige Naturanlage und einen Hang zum Guten in ihm voraussetzt; weil das Böse (da es Widerstreit mit sich selbst bei sich führt und kein bleibendes Princip in sich selbst verstattet) eigentlich ohne Charakter ist.

Der Charakter eines lebenden Wesens ist das, woraus sich seine Bestimmung zum voraus erkennen läßt. — Man kann es aber für die Zwecke der Natur als Grundsatz annehmen: sie wolle, daß jedes Geschöpf seine Bestimmung erreiche, dadurch, daß alle Anlagen seiner Natur sich zweckmäßig für dasselbe entwickeln, damit, wenn gleich nicht jedes Individuum, doch die Species die Absicht derselben erfülle. — Bei vernunftlosen Thieren geschieht dieses wirklich und ist Weisheit der Natur; beim Menschen aber erreicht es nur die Gattung, wovon wir unter vernünftigen Wesen auf Erden nur Eine, nämlich die Menschengattung kennen, und in dieser auch nur eine Tendenz der Natur zu diesem Zwecke: nämlich durch ihre eigene Thätigkeit die Entwickelung des Guten aus dem Bösen dereinst zu Stande zu bringen: im Prospect, der, wenn nicht Naturrevolutionen ihn auf einmal abschneiden, mit moralischer (zur Pflicht der Hinwirkung zu jenem Zweck hinreichender) Gewißheit erwartet wer-

den kann. — Denn es sind Menschen, d. i. zwar bös-geartete, aber doch mit erfindungsreicher, dabei auch zugleich mit einer moralischen Anlage begabte, vernünftige Wesen; welche die Uebel, die sie sich unter einander selbstsüchtig anthun, bei Zunahme der Kultur nur immer desto stärker fühlen und, indem sie kein anderes Mittel dagegen vor sich sehen, als den Privatsinn (Einzelner) dem Gemeinsinn (Aller vereinigt), ob zwar ungern, einer Disciplin des bürgerlichen Zwanges zu unterwerfen, der sie sich aber nur nach von ihnen selbst gegebenen Gesetzen unterwerfen, durch dies Bewußtsein sich veredelt fühlen, nämlich zu einer Gattung zu gehören, die der Bestimmung des Menschen, so wie die Vernunft sie ihm im Ideal vorstellt, angemessen ist.

Grundzüge der Schilderung des Charakters der Menschengattung.

1. Der Mensch war nicht bestimmt, wie das Hausvieh, zu einer Herde; sondern wie die Biene, zu einem Stock zu gehören. — Nothwendigkeit, ein Glied irgend einer bürgerlichen Gesellschaft zu sein.

Die einfachste, am wenigsten gekünstelte Art eine solche zu errichten, ist die, Eines Weisers in diesem Korbe (die Monarchie). — Aber viele solcher Körbe neben einander befehden sich bald als Raubbienen (der Krieg), doch nicht, wie es Menschen thun, um den ihrigen durch Vereinigung mit dem anderen zu verstärken; — denn hier hört das Gleichniß auf — sondern bloß den Fleiß des Anderen, mit List oder Gewalt, für sich zu benutzen. Ein jedes Volk sucht sich durch Unterjochung benachbarter zu verstärken und,

es sey Vergrößerungssucht oder Furcht von dem anderen verschlungen zu werden, wenn man ihm nicht zuvorkommt: so ist der innere oder äußere Krieg in unserer Gattung, so ein großes Uebel er auch ist, doch zugleich die Triebfeder, aus dem rohen Naturzustande in den bürgerlichen überzugehen, als ein Maschinenwesen der Vorsehung, wo die einander entgegenstrebende Kräfte zwar durch Reibung einander Abbruch thun, aber doch durch den Stoß oder Zug anderer Triebfedern lange Zeit im regelmäßigen Gange erhalten werden.

II. Freiheit und Gesetz (durch welche jene eingeschränkt wird) sind die zwei Angeln, um welche sich die bürgerliche Gesetzgebung dreht. — Aber, damit das Letztere auch von Wirkung und nicht leere Anpreisung sei: so muß ein Mittleres*) hinzu kommen, nämlich Gewalt, welche, mit jenen verbunden, diesen Principien Erfolg verschafft. — Nun kann man sich aber vielerlei Combinationen der Letzteren mit den beiden ersteren denken.

A. Gesetz und Freiheit, ohne Gewalt (Anarchie).

B. Gesetz und Gewalt, ohne Freiheit (Despotism).

C. Gewalt, ohne Freiheit und Gesetz (Barbarei).

D. Gewalt, mit Freiheit und Gesetz (Republik).

Man sieht, daß nur die letztere eine wahre bürgerliche Verfassung genannt zu werden verdiene; wobei man aber nicht auf eine der drei Staatsformen (De-

*) Analogisch dem medius terminus in einem Syllogism, welcher, mit Subject und Prädicat des Urtheils verbunden, die 4 syllogistischen Figuren abgiebt.

mokratie) hinzielt, sondern unter Republik nur einen Staat überhaupt versteht und das alte Brocardicon: Salus civitatis (nicht civium) suprema lex esto nicht bedeutet; Das Sinnenwohl des gemeinen Wesens (die Glückseligkeit der Bürger) solle zum obersten Princip der Staatsverfassung dienen; denn dieses Wohlergehen, was ein Jeder nach seiner Privatneigung, so oder anders, sich vormalt, taugt gar nicht zu irgend einem objectiven Princip, als welches Allgemeinheit fordert, sondern jene Sentenz sagt nichts weiter, als: Das Verstandeswohl, die Erhaltung der einmal bestehenden Staatsverfassung, ist das höchste Gesetz einer bürgerlichen Gesellschaft überhaupt: denn diese besteht nur durch jene.

Der Charakter der Gattung, so wie er aus der Erfahrung aller Zeiten und unter allen Völkern kundbar wird, ist dieser: Daß sie, collectiv (als ein Ganzes des Menschengeschlechts) genommen, eine nach und neben einander existirende Menge von Personen ist, die das friedliche Beisammensein nicht entbehren und dabei dennoch einander beständig widerwärtig zu sein nicht vermeiden können; folglich eine durch wechselseitigen Zwang, unter von ihnen selbst ausgehenden Gesetzen, zu einer, beständig mit Entzweiung bedrohten, aber allgemein fortschreitenden Coalition, in eine weltbürgerliche Gesellschaft (cosmopolitismus) sich von der Natur bestimmt fühlen: welche an sich unerreichbare Idee aber kein constitutives Princip (der Erwartung eines, mitten in der lebhaftesten Wirkung und Gegenwirkung der Menschen bestehenden, Friedens), sondern nur ein regulatives Princip ist: ihr, als der Bestimmung des Menschengeschlechts, nicht

ohne gegründete Vermuthung einer natürlichen Tendenz zu derselben, fleißig nachzugehen.

Frägt man nun: ob die Menschengattung (welche, wenn man sie sich als eine Species vernünftiger Erdwesen, in Vergleichung mit denen auf anderen Planeten, als von Einem Demiurgus entsprungene Menge Geschöpfe denkt, auch Rasse genannt werden kann) — ob, sage ich, sie als eine gute oder schlimme Rasse anzusehen sei: so muß ich gestehen, daß nicht viel damit zu prahlen sei. Doch wird Niemand, der das Benehmen der Menschen, nicht bloß in der alten Geschichte, sondern in der Geschichte des Tages in's Auge nimmt, zwar oft versucht werden, misanthropisch den Timon, weit öfterer aber und treffender den Momus in seinem Urtheile zu machen und Thorheit eher als Bosheit in dem Charakterzuge unserer Gattung hervorstechend finden. Weil aber Thorheit, mit einem Liniamente von Bosheit verbunden (da sie alsdenn Narrheit heißt), in der moralischen Physiognomik an unserer Gattung nicht zu verkennen ist: so ist allein schon aus der Verheimlichung eines guten Theils seiner Gedanken, die ein jeder kluge Mensch nöthig findet, klar genug zu ersehen: daß in unserer Rasse Jeder es gerathen finde, auf seiner Hut zu sein und sich nicht ganz erblicken zu lassen wie er ist; welches schon den Hang unserer Gattung, übel gegen einander gesinnt zu sein, verräth.

Es könnte wohl sein: daß auf irgend einem anderen Planeten vernünftige Wesen wären, die nicht anders als laut denken könnten, d. i. im Wachen, wie im Träumen, sie möchten in Gesellschaft oder allein sein, keine Gedanken haben könnten, die sie nicht zugleich aussprächen. Was würde das für ein von unserer

Menschengattung verschiedenes Verhalten gegen einander, für eine Wirkung abgeben? Wenn sie nicht alle engelrein wären, so ist nicht abzusehen, wie sie nebeneinander auskommen, Einer für den Anderen nur einige Achtung haben und sich mit einander vertragen könnten. — Es gehört also schon zur ursprünglichen Zusammensetzung eines menschlichen Geschöpfs und zu seinem Gattungsbegriffe: zwar Anderer Gedanken zu erkunden, die seinigen aber zurückzuhalten; welche saubere Eigenschaft denn so allmälig von Verstellung zur vorsetzlichen Täuschung, bis endlich zur Lüge fortzuschreiten nicht ermangelt. Dieses würde dann eine Carricaturzeichnung unserer Gattung abgeben; die nicht bloß zum gutmüthigen Belachen derselben, sondern zur Verachtung in dem, was ihren Charakter ausmacht und zum Geständnisse, daß diese Rasse vernünftiger Weltwesen unter den übrigen (uns unbekannten) keine ehrenwerthe Stelle verdiene, berechtigte*)

*) Friedrich II. fragte einmal den vortrefflichen Sulzer, den er nach Verdiensten schätzte und dem er die Direction der Schulanstalten in Schlesien aufgetragen hatte, wie es damit ginge. Sulzer antwortete: „seitdem daß man auf dem Grundsatz (des Rousseau), daß der Mensch von Natur gut sei, fortgebauet hat, fängt es an besser zu gehen.“ „Ah (sagte der König) Mon cher Sulzer, vous ne connoissez pas assez cette maudite raçe à laquelle nous appartenons.“ — Zum Charakter unserer Gattung gehört auch: daß sie, zur bürgerlichen Verfassung strebend, auch einer Disciplin durch Religion bedarf, damit was durch äußeren Zwang nicht erreicht werden kann, durch innern (des Gewissens) bewirkt werde; indem die moralische Anlage des Menschen von Gesetzgebern politisch benutzt wird; eine Tendenz, die zum Charakter der Gattung gehört. Wenn aber in dieser Disci-

— wenn nicht gerade eben dieſes verwerfende Urtheil eine moraliſche Anlage in uns, eine angeborne Afforderung der Vernunft verriethe, auch jenem Hange entgegen zu arbeiten, mithin die Menſchengattung nicht als böſe, ſondern als eine aus dem Böſen zum Guten in beſtändigem Fortſchreiten unter Hinderniſſen emporſtrebende Gattung vernünftiger Weſen darzuſtellen; wobei dann ihr Wollen, im Allgemeinen, gut, das Vollbringen aber dadurch erſchwert iſt, daß die Erreichung des Zwecks nicht von der freien Zuſammenſtimmung der Einzelnen, ſondern nur durch fortſchreitende Organiſation der Erdbürger in und zu der Gattung als einem Syſtem, d. i. kosmopolitiſch verbunden iſt, erwartet werden kann.

---

plin des Volks die Moral nicht vor der Religion vorhergeht, ſo macht ſich dieſe zum Meiſter über jene und ſtatutariſche Religion wird ein Inſtrument der Staatsgewalt (Politik) unter Glaubensdespoten: ein Uebel, was den Charakter unvermeidlich verſtimmt und verleitet, mit Betrug (Staatsklugheit genannt) zu regieren; wovon jener große Monarch, indem er öffentlich bloß der oberſte Diener des Staats zu ſein bekannte, ſeufzend in ſich das Gegentheil in ſeinem Privatgeſtändniß nicht bergen konnte, doch mit der Entſchuldigung für ſeine Perſon, dieſe Verderbtheit der ſchlimmen Raſſe, welche Menſchengattung heißt, zuzurechnen.

BIBLIOTHECA · BODLEIANA